

Thomas Frenz

**Nicht überall, wo Inno-
zenz draufsteht, ist auch
Innozenz drin**

**Drei Kriminalfälle an der
päpstlichen Kurie aus den Jahren
1198, 1489 und 1652**

© Thomas Frenz, Passau 2021

Inhalt

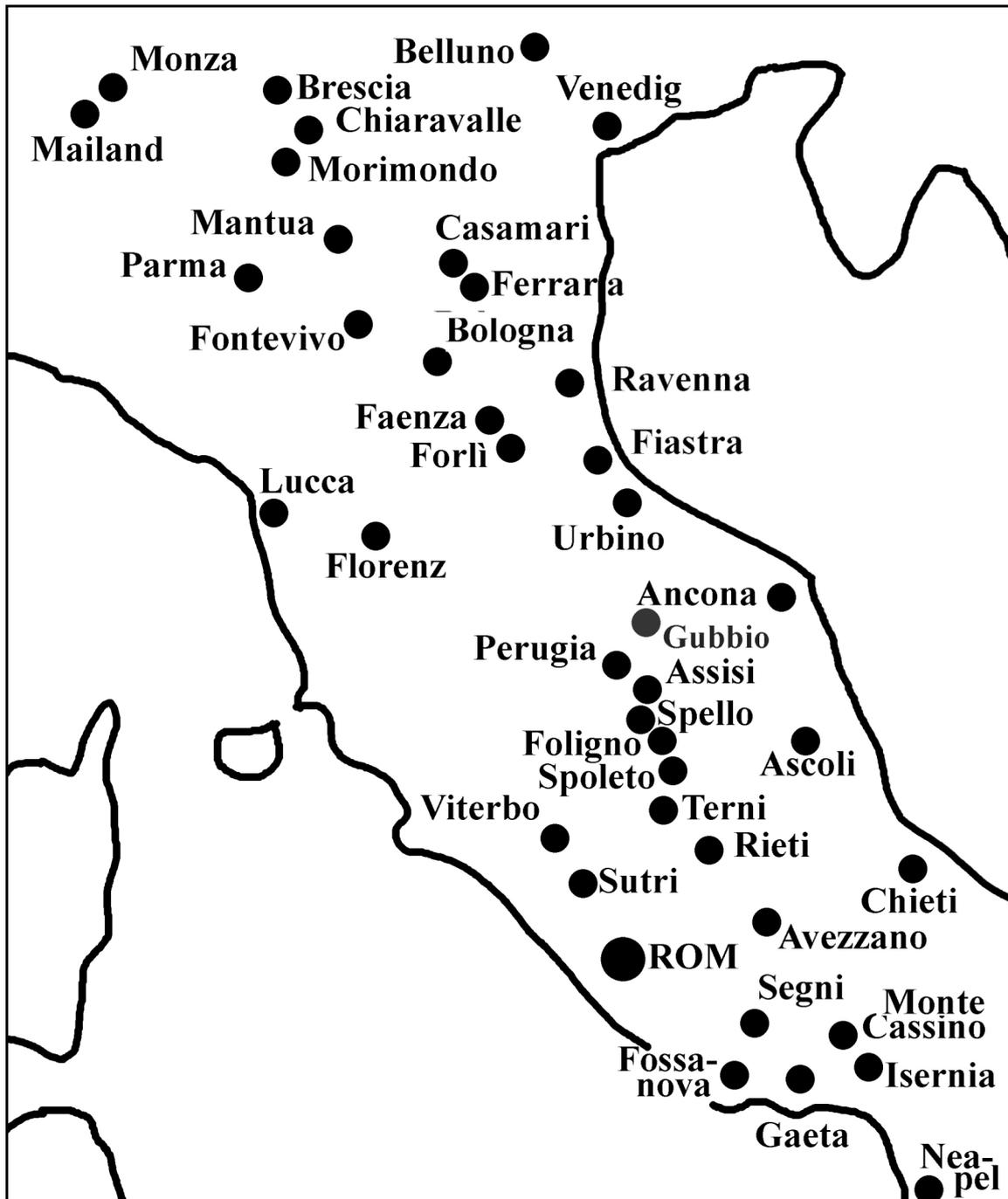
I. Die causa Giovanni Ciliano – ein Kriminalfall an der päpstlichen Kurie aus dem italienischen Mittelalter des Jahres 1198	3
II. Die causa Domenico Gentile – ein Kriminalfall an der päpstlichen Kurie aus der italienischen Renaissance des Jahres 1489	37
III. Die causa Francesco Moscabruni – ein Kriminalfall an der päpstlichen Kurie aus dem italienischen Barock des Jahres 1652	102
Nachwort	171
Anmerkungen	173
Personenregister	182

I.

Die causa Giovanni Ciliano

**Ein Kriminalfall an der päpstlichen Kurie
aus dem italienischen Mittelalter
des Jahres 1198**

zur Zeit Papst Innozenz' III.





Innozenz III.

Rom, 1. Mai 1198, im 1. Pontifikatsjahr Papst Innozenz' III. (*kalendis Maii, incarnationis dominice anno M^o C^o XC^o VIII^{vo}, pontificatus vero domini Innocentii pape tertii anno primo*)*

Der junge Kleriker im Vorzimmer des Papstes, der heute erst den zweiten Tag Dienst hatte, erschrak furchtbar, "Das ist ja unerhört! Das ist ja unglaublich!" rief der Papst im Nachbarraum mit lauter Stimme. Der Kleriker fing zu zittern an und bekreuzigte sich unentwegt. "Mach dir nichts daraus", versuchte sein älterer Kollege ihn zu beruhigen. "Er springt manchmal an die Decke, aber er kommt auch schnell wieder runter." Und dann fuhr er halb an sich selbst gewandt fort: "Unter dem seligen Papst Cölestin war das anders. Der sprach so leise, daß man ihn kaum verstehen konnte, und wenn man dann das Falsche brachte, schaute er einen mit einem so vorwurfsvollen Blick an, daß einem angst und bange wurde. Aber gesagt hat er nichts."

Und wieder hörte man die Stimme des neuen Papstes aus dem Nebenzimmer: "Wo ist noch Wahrheit? Wo Glaube? Wo Recht? Wo Gesetz? Wo Ehrfurcht?" Und dann schlug er offenbar mit der Faust auf den Tisch, und irgend etwas fiel scheppernd zu Boden. Die Tür öffnete sich: "Stellt euch vor, da hat schon wieder jemand meine Urkunden gefälscht!" Aber dann fiel sein Blick auf den jungen Kleriker, der immer noch heftig zitterte: "Du bist neu hier, nicht wahr? Habe ich dich erschreckt? Das tut mir leid, das tut mir wirklich leid. Aber manchmal muß ich mir einfach Luft machen. Da werden ganz dreist meine Urkunden gefälscht. Das kann ich doch nicht zulassen! Da muß ich etwas unternehmen! Da muß ich unbedingt etwas unternehmen." Und damit verschwand er wieder im inneren Zimmer. "Er ist sehr jung", sagte der neue Kleriker. "Muß der Papst nicht ein alter Mann sein?" Und der Ältere erwiderte: "Bisher war das so, aber der heilige Petrus* hat diesmal anders entschieden. Nun, wir werden sehen, was sich daraus entwickelt."

Der junge Kleriker hatte recht, denn in der Tat war der neue Papst gerade einmal 38 Jahre alt. Das wirkte nicht nur im Vergleich mit seinem 90jährigen Vorgänger extrem jung, sondern auch absolut, denn alle Päpste, deren man sich erinnerte, waren würdige ältere Herren von wenigstens 60 Jahren gewesen. Was hatten sich wohl der Heilige Geist und der heilige Petrus dabei gedacht? Wollten sie, wie es im Evangelium heißt, das Starke dadurch beschämen, daß sie das Schwache erwählten*? Oder wollten sie ganz einfach ein Wunder wirken? Würde der junge Mann seiner Aufgabe gewachsen sein? Im fernen Deutschland bezweifelte dies z.B. der königliche Pressesprecher Walther von der Vogelweide und rief: *Owê, der bâbest in ze iunc! Hilf, hêrre, dîner kristenheit!* Und damit drückte er nicht nur seine Meinung aus.

Tatsächlich hatte die Frage eine Rolle gespielt, als die Kardinäle im Lateran zur Wahl zusammentraten – nicht im Konklave, denn das gab es erst ein halbes Jahrhundert später, aber doch hinter verschlossenen Türen. Und sorgfältig bewacht: man erinnerte sich noch gut, wie 120 Jahre zuvor der Trauergottesdienst für Alexander II. in eine tumultuarische Papstwahl gemündet hatte, aus der dann

* Das Sternchen verweist auf die Anmerkungen, unten S. 173ff,

Gregor VII. hervorging, und dessen Pontifikat war genauso tumultuarisch verlaufen wie seine Wahl. Das war in dieser Form zwar heute nicht mehr zu fürchten, denn Alexander III. hatte 1179 ein für alle Mal festgelegt, daß nur die Kardinäle zur Papstwahl berechtigt seien. Aber er hatte ihnen auch eine Kröte zu schlucken gegeben: sie mußten sich mit einer Mehrheit von zwei Dritteln auf einen Kandidaten einigen, und das konnte durchaus auch etwas länger dauern.

Nach dem einleitenden Gebet zum Heiligen Geist entspann sich denn auch ein Gespräch über die aktuelle Lage von Kirche und Welt. "Den Druck des Kaisers sind wir los, aber wer beschützt uns vor den kleinen Tyrannen? – "Meinst du jemand bestimmten?" – "Wer wird wohl in Deutschland nachkommen? Wir sollten uns den Welfen anschließen. Die Stauer sind ein verfluchtes Geschlecht." – "Wir müssen das Machtvakuum nützen." – "Viel wichtiger ist die Hilfe für die Christen im Heiligen Land. Jetzt, wo der Zug des Kaisers geplatzt ist, müssen wir selbst aktiv werden." – "Sollen wir etwa selbst auf Kreuzzug gehen?" – "Warum nicht? Vor hundert Jahren hat das doch wunderbar funktioniert." – "Aber damals waren die Griechen noch zuverlässig." – "Nein, wirklich wichtig ist der Kampf gegen die Ketzler in der Provence. Der Graf von Toulouse ist zwar ein treuer Sohn der Kirche" – "wirklich?" – "aber er hat keine Macht." – "Nein, wir müssen den Christen in Spanien zu Hilfe kommen! Noch eine Katastrophe wie in Alarcos, und ganz Iberien fällt an die Ungläubigen." – "Jedenfalls brauchen wir einen Papst mit starken Schultern." – "Du denkst wohl an dich selbst?" – "Was fällt dir ein?"

"Nun wollen wir aber endlich zur Wahl schreiten", rief schließlich der Dekan des Kollegiums, dem nicht verborgen blieb, daß die Diskussion nur der Verzögerung diene, um womöglich heute gar nicht mehr zur Wahl zu kommen. Außerdem glitt sie ins Persönliche ab; das verhiess nichts Gutes. Zustimmendes Gemurmel bestätigte ihn, und er begann, die Stimmen abzufragen. "Ich wähle den Kardinal von Segni", begann er selbst. Das rief bei einigen Anwesenden empörte Gesten, bei vielen aber interessiertem Erstaunen hervor. Der nächste Wähler, den er fragte, war als besonderer Günstling des soeben verstorbenen Cölestins III. bekannt. Er nannte einen anderen Namen, aber die meisten folgten dem Beispiel des Dekans, wenn auch nicht alle, und natürlich nannte auch der Kardinal von Segni selbst einen anderen Namen, denn Selbstwahl war ja strikt verboten.

Der Zeremonialkleriker, der die Stimmabgabe mitgeschrieben hatte, reichte dem Dekan die Wachstafel, und dieser verkündete: "Es erhielten der Kardinal von Segni 11 Stimmen, der Kardinal ..." Aber das weitere ging im Lärm unter. Der Günstling Cölestins rief mit lauter Stimme: "Das ist keine Zweidrittelmehrheit! Die Abstimmung ist ungültig!" – "Ruhe, wir wollen das ganze Ergebnis hören." – "Wozu? Die Abstimmung ist doch geplatzt." – "Hier wird gleich noch etwas ganz anderes platzen!"

Der Zeremonialkleriker sagte etwas zum Dekan, dieser nickte eifrig, und als er sich endlich Gehör verschafft hatte, schlug er vor: "Wir können den Akzeß* versuchen. Möchte einer der Herren seine Stimmabgabe ändern?" Aber der Günstling Cölestins fiel ihm ins Wort: "Das ist doch absurd! Wir können doch diesen Jüngling nicht zum Papst machen! Der ist doch noch nicht trocken hinter den Ohren." – "Er ist immerhin fast Vierzig, und er hat sich in vielen Aufgaben bewährt." – "Unsinn, Cölestin hat ihn kaltgestellt, und das aus gutem Grund." – "Weil du gegen ihn intrigiert hast." – "Was fällt dir ein? Es geht mir nur um das Wohl der Kirche, und in dieser schweren Zeit brauchen wir einen erfahrenen Papst, der bei allem auf dem Laufenden ist." – "Du bist wohl beleidigt, weil du selbst keine Stimme bekommen hast? Das ist fluchwürdiger Ehrgeiz." – "Aus dir spricht der Teufel." – "Und dich hat der Präfekt de Vico bestochen." Daraufhin

stieg der Lärmpegel noch weiter an, und der Hauptmann der Wachmannschaft öffnete die Tür und schaute besorgt in den Raum, verschwand dann aber wieder, als er sah, daß sich nur die Stimmen erhoben hatten, nicht auch die Fäuste.

Sein Erscheinen trug dennoch zur allgemeinen Beruhigung bei, aber die Möglichkeit, die Wahl durch Akzeß zu entscheiden, war vertan. Der Dekan erklärte: "Wir werden jetzt eine neue Abstimmung durchführen, und ich bitte um Disziplin." – "Das geht nicht", fiel ihm erneut der Günstling Cölestins ins Wort. "Wir müssen sorgfältig nachdenken. Ich schlage ein dreitägiges Fasten vor, in dem wir um Erleuchtung flehen." Aber der Dekan ließ sich nicht mehr einschüchtern und erklärte mit fester Stimme: "Nein, wir wählen jetzt!" Und er intonierte erneut das Gebet zum Heiligen Geist, das der Abstimmung vorauszugehen pflegte, und alle fielen ein. Dann begann er mit der Abstimmung. Er selbst wählte erneut den Kardinal von Segni, der Günstling nannte denselben Namen wie in der ersten Abstimmung, aber dann folgten nur noch Stimmen für den Kardinal von Segni. Dieser hatte als jüngstes Mitglied des Kollegiums die letzte Stimme, und er wählte – den Günstling. Das führte bei einigen Wählern zu Heiterkeit, aber der Dekan unterdrückte es mit einer herrischen Geste. Die Abstimmung ergab also 14 Stimmen für den Kardinal von Segni, eine satte Zweidrittelmehrheit der 16 Stimmen. Und schließlich machte der Günstling selbst von der Möglichkeit des Akzesses Gebrauch und erklärte resigniert: "Auch ich trete zum Kardinal von Segni."

"Wie wollt Ihr Euch nennen?" fragte der Zeremonialkleriker. "Innozenz", kam die Antwort. "Innozenz III." – "Und welche Devise* wählt Ihr?" – "*Fac mecum, domine, signum in bonum!* (Mach mit mir, Herr, ein Zeichen zum Guten!)"

im Palast des Stadtpräfekten de Vico, zwei Tage später

"Das lief nicht so, wie wir es geplant hatten. Aber er soll sich nicht zu früh freuen, der junge Spund. Er soll nicht glauben, daß er hier in Rom und Latium regieren kann. Das tun wir, das können wir besser!" polterte der Stadtpräfekt. Was Rom anging, war das freilich etwas übertrieben, denn seit die Römer vor einem halben Jahrhundert den Senat erneuert hatten, besaß der Präfekt in der Stadt keine direkten Befugnisse mehr. Sein Amt wurde nur noch aktuell, wenn eine Kaiserkrönung stattfand, so das letzte Mal 1191, aber für die nächsten Jahre stand so ein antiquiertes Spektakel nicht zu erwarten. Nördlich von Rom allerdings hatte sich die Familie de Vico ein interessantes Herrschaftsgebiet aufgebaut, in das kein Papst hineinregieren sollte, auch wenn das Territorium rein formalrechtlich zum Kirchenstaat gehörte.

"Wie ist er denn so, der Neue?" fragte der Stadtpräfekt seinen Kaplan, denn wie für viele andere Römer war der frisch gewählte Papst wie aus dem Nichts aufgetaucht. "Er hat in Paris Theologie studiert." – "Dann ist er vor allem fromm, und wir haben nichts von ihm zu fürchten." – "Nicht unbedingt, denn danach war er in Bologna bei den Rechtsverdrehern, und als Jurist ist er brillant. Ich habe selbst gehört, wie er in zehn Minuten eine ganz knifflige Rechtsfrage auseinander genommen und gelöst hat. Ehefragen scheinen sein Hobby zu sein." – "Na, da haben wir je nichts zu fürchten," wandte der Präfekt sich an seine Frau. Diese warf ein: "Er hat ein Buch über das Elend des Menschenlebens geschrieben. Sehr klug, aber sehr pessimistisch. Ich habe es gerade hier. Willst du etwas daraus hören?" Und ohne die Antwort abzuwarten, las sie aus der Kapitelliste vor: "Über den beklagenswerten Beginn der menschlichen Existenz. Über die Nied-

rigkeit des Stoffes, aus dem der Mensch gemacht ist. Über die Empfängnis des Menschen. Wovon sich der Mensch im Mutterleib ernährt. Über die Unbeholfenheit der Kleinkinder. Über die Schmerzen der Geburt und das Geschrei der Babys." – "O Gott", fiel ihr der Mann ins Wort. "Wie süßlich müssen dann erst seine Predigten sein!" – "Keineswegs", replizierte der Kaplan, "die sind durchaus witzig und interessant. Er scheint Humor zu haben."

Aber wie sollte man mit ihm umgehen, fragte sich die Gesprächsrunde weiter. Er stammte aus Segni, das war auf der anderen Seite von Rom, da waren Streitigkeiten mit der Familie nicht zu fürchten, aber wenn er den Pontifex maximus herauskehren wollte? Sollte man sofort die Muskeln spielen lassen, damit er gar nicht erst auf dumme Gedanken kam? "Wir könnten ihm ein schönes Geschenk machen. Würde ihm das gefallen?" – "Überhaupt nicht! Er gilt als vollkommen unbestechlich." – "Das glaube ich nicht. Jeder hält die Hand auf." – "Er nicht. Aber wenn er sich in die große Politik mischt, wird er sich für uns gar nicht so sehr interessieren. Es heißt, er denkt an einen neuen Kreuzzug." – "Da fahre ich aber nicht mehr mit, ich bin zu alt dafür." (Schade, dachte die Ehefrau.) "Aber unser Herr Neffe könnte ein 'Streiter Christi' werden. Dann würde er hier nicht so viel Unruhe stiften. Nun ja, wir werden sehen, wie es weitergeht."

Mailand, sieben Tage nach der Wahl

Auch im Mailand, dem wirtschaftlichen Zentrum Norditaliens, stieß das Wahlergebnis nicht auf brausende Zustimmung. Die Stadt hatte jahrzehntelang mit Kaiser Friedrich Barbarossa gekämpft, war dann aber doch unterlegen, wurde erobert und zerstört. Aber schon wenige Jahre später war sie wie ein Phönix aus der Asche auferstanden und beherrschte nun Produktion und Handel in der Lombardei stärker als je zuvor. Während des Krieges hatte die politische Propaganda behauptet, man führe die Auseinandersetzung nur zum Schutz der Heiligen Römischen Kirche, und diese Behauptung war so oft wiederholt worden, daß man sie am Ende selbst glaubte, obwohl eigentlich ganz andere Gründe ausschlaggebend waren.

Die Beziehungen zwischen der Stadt des heiligen Kirchenvaters Ambrosius und dem päpstlichen Rom waren also gespannt. Man sah sein jahrelanges Engagement für die Kurie nicht genügend gewürdigt und empfand sich als nicht ausreichend belohnt. Es kam hinzu, daß die Päpste immer häufiger in ganz Italien die Aufnahme von Personen, die sie fördern wollten, in die Stifts- und Domkapitel befahlen. Da diese Kapitel gemeinsame Einkünfte hatten, schmälerte jedes zusätzliche Mitglied den Anteil der einzelnen Kanoniker, und die päpstlichen Befehle waren daher ein ständiges Ärgernis.

Deshalb wurde zwar heute in der Kathedrale ein pflichtgemäßes Tedeum wegen der erfolgreichen Papstwahl gesungen, aber in der anschließenden Sitzung des Domkapitels war an diesem nebligen Wintermorgen die Stimmung eher frostig. "Ihr werdet sehen, bald wird auch uns ein solcher Bastard aufs Auge gedrückt, der dann nicht einmal hier residiert!" – "Ja, wir lernen allenfalls seinen Bankier kennen, wenn er die Einkünfte abholt." Und in das beifällige Gemurmel hinein sagte plötzlich der Dekan: "Wir machen Nägel mit Köpfen! Wir lassen uns von diesem Innozenz, oder wie er sich nennt, ein Privileg erteilen, daß wir zur Aufnahme weiterer Mitglieder durch päpstliche Verfügung nicht gezwungen werden können." Darauf erhoben alle die Hände zum Himmel und riefen wie aus einem Munde: "Ja! So soll es sein! Durch den Dekan hat der heilige Ambrosius

selbst gesprochen! Halleluja! Lobet den Herrn!" (So stand es wenigstens später in der Chronik des Domkapitels.)

Gesagt, getan. Die Mailänder Delegation, die an der Krönung des Papstes teilnahm, die freundlicherweise erst auf den 22. Februar anberaumt war, trug die Bitte vor und erlangte ohne Probleme das gewünschte Privileg. Er schien doch nicht so übel zu sein, der Neue. Aber vielleicht war er auch nur clever und wollte sich einen Rückhalt außerhalb Roms schaffen. Vielleicht plante er sogar heimlich eine Flucht aus der ewigen Stadt. Denn dort ging es, wie niemandem verborgen blieb, gar nicht so friedlich zu. Aber verlassen wir jetzt Mailand und Rom und greifen wir ein Vierteljahrhundert in der Zeit zurück. Die Gegenwart wird uns noch schnell genug wieder einholen.

Gaeta und Fossanova, um 1170 und 1185 und 1195

Bruder Innocenzo schien von Anfang an für das Kloster bestimmt. Seine Eltern, er ein Notar aus Gaeta, sie eine Seidenweberin aus dem fernen Ancona, waren schon in vorgerücktem Alter, als das Kind zur Welt kam. Die Geburt war schwer, aber er wuchs zu einem kräftigen, allezeit fröhlichen und folgsamen Jungen heran. Wer sich allerdings mit ihm unterhalten wollte, bemerkte schnell, daß sein Verstand mit der Entwicklung seines Körpers nicht Schritt hielt. Er selbst sprach wenig, und es dauerte lange, bis er etwas begriff. Was er allerdings verstanden hatte, das blieb fest und unverrückbar und zuverlässig in seinem Gedächtnis verankert.

Den Eltern wurde bald schmerzlich klar, daß sie für die Zeit Vorsorge treffen mußten, in der sie sich nicht mehr selbst um ihn würden kümmern können. So reisten sie eines Tages mit ihm nach Nordwesten nach Fossanova und präsentierten ihren Sohn dem Abt des dortigen berühmten Zisterzienserklosters – nicht als Klosterschüler, das hätte er nicht geschafft, sondern als Laienbruder, als Konversen. Der Abt faßte sofort eine Zuneigung zu ihm und nahm ihn ins Kloster auf. Ein kräftiger junger Mann war dort willkommen, und willkommen war auch das Stück Land, das der Notar dem Kloster überschrieb.

Der junge Mann, dem ganz selbstverständlich der Klostername *Innocenzo*, der Unschuldige, gegeben wurde, fand sich schnell in seine neue Rolle. Alle seine Mitbrüder mochten den sanftmütigen Konversen mit den starken Armen. Und selbst diejenigen, die ihn weniger mochten, wagten es nicht, ihn anzufahren oder sich über ihn lustig zu machen, denn man konnte ja nicht wissen, ob nicht eines Tages doch der Zorn in ihm die Oberhand gewinnen würde, und was der Spötter dann von ihm zu erwarten hätte, mochte man sich nicht ausmalen.

So lebte Bruder Innocenzo glücklich und zufrieden in andauernder fröhlicher Gegenwart. Auch als eines Tages der Kardinal von Segni zu Besuch ins Kloster kam und alle Mönche wie aufgescheuchte Enten um ihn herumsprangen, blieb er völlig gelassen und trat unbefangen zu dem hohen Herrn heran, ergriff sein Gepäck und fragte: "Wohin soll ich es bringen?" Der Kardinal sah ihn an und sagte: "Das ist sehr freundlich von dir. Vielen Dank!" Beide, der Kardinal und der Mönch, konnten nicht wissen, daß sie sich schon bald unter anderen Umständen wiedersehen würden. Aber das soll später berichtet werden.

Gaeta und Fossanova, noch einmal um 1185

Da der Notar seine Schenkung an das Kloster natürlich nicht selbst beurkunden konnte, bat er seinen Kollegen Girolamo Siciliano, dies für ihn zu tun. Auch Girolamo hatte einen Sohn, Tancredi mit Namen, der mit Bruder Innocenzo etwa gleichaltrig war (oder etwas jünger), aber von ganz anderer Wesensart.

So entschloß sich auch Girolamo Siciliano, seinen Sohn ins Kloster zu geben, auch nach Fossanova, damit er in der dortigen Klosterschule nicht nur die *artes liberales*, sondern vor allem auch Disziplin, Fleiß und Bescheidenheit lerne. So hoffte der Vater jedenfalls. Auch Tancredi begegnete dort dem Kardinal von Segni bei dessen Besuch. Er fiel aber leider negativ auf, als der hohe Herr auch einen Blick in die Klosterschule warf, denn er antwortete auf eine Frage des Besuchers nur "Weiß ich nicht" und kaute dabei an seinen tintenverschmierten Fingernägeln. Jedenfalls wurde das später über ihn behauptet; ob es wirklich wahr war, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Auch er kam noch einmal mit dem Kardinal in Berührung, wenn auch in ganz anderer Weise als Bruder Innocenzo.

Die Hoffnung Girolamo Sicilianos, sein Sohn werde im Kloster zu einem gebildeten und höflichen jungen Mann herangezogen werden, erfüllte sich nur teilweise. Gewiß, das Lesen und Schreiben erlernte er schnell, und im Sprachunterricht flogen ihm der kleine und der große Donat mühelos zu, so daß er zeit seines Lebens ein grammatisch und stilistisch einwandfreies Latein sprach (ob zu seinem Nutzen oder Schaden, werden wir noch hören). Auch im Singen tat er sich hervor: er hatte eine schöne Stimme und behielt selbst komplizierte Melodien im Kopf, auch wenn das seit den Reformen Guido von Arezzos weniger wichtig schien, da man nicht mehr auf die Neumen angewiesen war. Praktisch war es trotzdem.

Aber was Disziplin, Fleiß und Bescheidenheit anging, war das Ergebnis zwiespältiger. Tancredi war notorisch unpünktlich und schloß sich mit drei anderen Schülern zu einer Gruppe von Störenfriedern zusammen, die man bald nur noch die Viererbande, manchmal auch die vier Kardinaluntugenden nannte. Natürlich gab es die üblichen Schülerstreiche: Mäuse einfangen und im Unterricht freilassen, Dornenzweige auf den Sitz des Lehrers legen, Streusand ins Tintenfaß schütten usw. Vollends als er und seine Kumpane in das Alter kamen, in dem ihre Männlichkeit erwachte, wurden sie zu schwierigen Schülern, die oft bestraft, aber nie gebessert wurden.

Tancredi war es von zuhause her gewohnt, daß sein Vater als Notar ständig bei seinen Kunden zurückfragte, wenn ein Detail für die Urkunde noch nicht ganz klar war. Das tat Tancredi jetzt auch im Unterricht und war schwer zufrieden zu stellen; bald erhielt er den Spitznamen *Noncredi*. Besonders bei den Dichterversen, die man im Grammatikunterricht benutzte, um die Kasus usw. zu üben, fragte er auch nach dem Inhalt. Warum sollen wir vor der Liebe zurückweichen, wo sie doch alles besiegt? Was taten denn Dido und Äneas während des Gewitters in der Grotte? Wo liegt denn dieses Ophir, und was sollen wir im Kloster mit all den Schätzen anfangen? Wieso hat unser Kloster überhaupt Besitz, wo wir als Mönche doch arm sein sollen? Besonders bekam dies der Unterlehrer zu spüren, ein etwas vierschrötiger Mann, der zudem leicht stotterte, vor allem wenn er erregt war; dafür war er aber schnell mit der Rute zur Hand. (Die Schüler nannten ihn nur "Bruder Exuimini".) Das besondere Highlight war es, wenn im Unterricht die Perfektformen von *parere*, *pendere*, *spondere* usw. auf dem Lehrplan standen, die ja das Perfekt durch Reduplikation bilden (*peperi*, *pependi*, *spopondi*).

Der eigentliche Schullehrer war ein ergrauter Mönch im gesegneten (gesegneten?) Alter von fast achtzig Jahren, der immer wieder beim Stundengebet einschlief, aber der Abt übersah das geflissentlich. Einen so alten Mann im Büsser-

kreis knien zu lassen, das ging dann doch nicht an. Schrieb nicht die Regel des heiligen Benedikt vor, in allem das rechte Maß zu halten, auch im Strafen? Die Viererbande traf dieses Schicksal aber öfter.

Den eigentlichen Lehrer also mochten die Schüler, besonders wenn er über die Geschichte des Klosters sprach und dabei von seinen Erlebnissen im Jahre 1139 berichtete. Damals war der Papst selbst an der Spitze seiner Truppen gegen die Normannen ins Feld gezogen, um Süditalien zu erobern. Aber das war nur ein kurzer Feldzug, der mit einer katastrophalen Niederlage endete. "Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen", zitierte er dazu mit erhobener Stimme aus dem Evangelium. "Sie haben wirklich dem Papst den Kopf abgeschlagen?" fragte Tancredi. "Nein, so schlimm war es nicht, aber er geriet in Gefangenschaft und mußte alles unterschreiben, was sie von ihm verlangten." – "Und er hat nicht das Martyrium vorgezogen?" – "O nein, doch nicht Innozenz II.! Päpstliche Märtyrer gibt es schon seit 700 Jahren nicht mehr." Noch mehr hingen die Schüler an seinen Lippen, wenn er über seine Erlebnisse auf dem 2. Kreuzzug erzählte, an dem er als Feldkaplan teilgenommen hatte und tatsächlich bis ins Heilige Land gekommen war. Das war wirklich spannend. (Daß der ganze 2. Kreuzzug ein einziger Reifall und eine beschämende Blamage des Abendlandes war, verschwieg er diskret.) Aber dann läutete die Glocke, und sie mußten zum Stundengebet in die Kirche gehen.

Fossanova, 23.9. (*VIII° kalendas Octobris**) 1197

Das war die Lösung! Das war die ultimative Lösung! Da konnte ihn kein Vater, kein Prior, kein Abt, kein hühnenhafter Konverse, ja nicht einmal der Papst wieder ins Kloster zurückbringen und vier Wochen bei Wasser und Brot – oder dem, was man hier Brot nannte – einsperren und ihn zwingen, während des Stundengebetes im Büsserkreis zu knien. Obwohl, was den Papst anging, war er sich nicht so ganz sicher, der konnte ja alles. Aber Papst Cölestin war ein 95jähriger Tattergreis, der würde sich nicht um einen entlaufenen Klosterschüler kümmern. Oder doch? Egal, er hatte den unfehlbaren Weg gefunden, um dem öden Klosterleben ein für alle Mal zu entgehen: er wurde Kreuzfahrer.

Tancredi Siciliano wartete ab, bis Bruder Bassus Tordienst hatte. Dieser Bruder Bassus hatte u.a. die Aufgabe, den Meßwein aus dem Klosterkeller abzuholen und in die Sakristei zu bringen, wobei der Krug im Keller meist schwerer war als nachher in der Sakristei; man nannte ihn auch "Bruder Bacchus". Giovanni löste also seine Wachstafel vom Gürtel, schrieb darauf: "Bin auf Kreuzzug, Tancred, Streiter Christi. Deus lo vult" und spazierte unbehelligt an dem dösenden Pförtner vorbei in die Welt hinaus. Ganz in der Nähe war eine Sammelstelle für Kreuzfahrer.

Tatsächlich hatte Kaiser Heinrich VI. einen neuen Kreuzzug ausgeschrieben, und eine Vorausabteilung unter Führung des Erzbischofs von Mainz war sogar schon ins Heilige Land abgereist. Aber es war nach einem Jahrhundert Kreuzzügen nicht mehr so leicht, Streiter für das Grab Christi zu finden. Die Begeisterung von 1095, die in den Ruf *Deus lo vult!* (Gott will es!) gemündet hatte, war mittlerweile abgeklungen und mußte immer wieder neu entfacht werden, auch durch finanzielle Zusagen. Deshalb würde man den wackeren Tancredi mit offenen Armen empfangen, ohne lange zu fragen, wo er herkam.

Ganz so lief es dann aber doch nicht. Der Werbeoffizier sah ihn an und sagte: "Kommst du aus dem Kloster?" – "Ich war Mönch, aber der Abt hat mich ver-

trieben." – "Geh weiter, Weicheier können wir hier nicht brauchen." Aber der Mann neben dem Werber sagte: "Wenn er aus dem Kloster kommt, kann er lesen und schreiben. Wir brauchen für die dritte Kompanie einen Schreiber. Du kannst gleich anfangen." So hatte er sich das abenteuerliche Soldatenleben nicht vorgestellt, aber was nicht war, konnte ja noch werden ... Immerhin lernte er, wenn nichts zu schreiben war, auch den Umgang mit den Waffen, wobei er sich gar nicht so ungeschickt anstellte.

Aber am achten Tag kam es noch schlimmer. Der Werbeoffizier rief die Leute zusammen und verkündete: "Vorgestern ist der Kaiser gestorben. Der Kreuzzug ist abgesagt. Geht nach Hause!"

Konstantinopel, 1.10.1197 (im Jahre 6706 seit Erschaffung der Welt), und anderswo

Die Nachricht vom plötzlichen Tod des Kaisers erreichte nicht nur das Werbe-camp für den Kreuzzug, sondern breitete sich wie eine Gravitationswelle über den ganzen Erdkreis aus. Auch nach Konstantinopel kam sie, per Schiff und deshalb besonders schnell, während sie nach Mittel- und Norditalien und nach Deutschland länger unterwegs war. Niketas Choniates holte das Manuskript seiner Chronik hervor, trug die Todesnachricht ein und fuhr fort: "Dieser Tod war nicht nur den Römern höchst willkommen, sondern kam auch denen im Westen überaus gelegen." (Unter den Römern waren dabei die Byzantiner zu verstehen, die sich ja als die wahren Römer und ihren Staat als das wahre Römische Reich ansahen.) Dann fügte er eine Beschreibung des gestorbenen Kaisers an: "Man sah ihn immer in Sorgen angespannt und jedem Genusse feind, wie er eine Alleinherrschaft errichten und sich zum Herrn aller Reiche ringsum machen könne. Im Geiste dachte er an die Cäsaren Antonius und Augustus, trachtete verlangend nach ihrem Reich und sprach beinahe wie Alexander der Große: 'Dieses und jenes, alles ist mein.' Bleich und gedankenvoll sah er aus. Als er erst spät abends Essen zu sich nahm und man ihn mahnte, er müsse sich vorsehen, daß er dadurch seine Gesundheit nicht schädige, antwortete er, für einen Privatmann eigne sich jede Zeit zum Speisen ...; der Herrscher aber, der durch so viele Sorgen in Anspruch genommen sei, müsse, wenn er seinen Titel nicht zu Unrecht führen wolle, zufrieden sein, wenn er sich abends um die Erholung seines Körpers kümmern könne."

Eine merkwürdige Eintragung – man wird mir zustimmen –, aber sie gibt das allgemeine Empfinden der Zeit treffend wieder, auch dasjenige an der Kurie. Es war, als sei der Welt ein Fels von der Brust genommen worden. Der uralte Papst Cölestin kicherte: "Da habe ich dich also doch noch überlebt, du junger Sturmwind aus Schwaben! Wer hätte das gedacht? Das hast du nun davon, daß du mich gezwungen hast, dich zum Kaiser zu krönen und dir den Reichsapfel zu überreichen, so als ob ich dein Hofkaplan wäre! Die Wege des Herrn sind unergründlich. Nun, wir werden uns bald im Jenseits wiedertreffen, und dann können wir gemeinsam darüber nachdenken." Aber abgesehen davon begann er sofort, hier auf Erden die Gebiete für den Kirchenstaat zurückzuerwerben, die der Kaiser – nach Ansicht der Kurie rechtswidrig – besetzt hatte. Und noch einige darüber hinaus, die zuvor nie zum Kirchenstaat gehört hatten. Die Beauftragten machten sich sofort auf den Weg, um die Treueide auf den Papst zu fordern. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier, heißt es im Evangelium.

Foligno, um dieselbe Zeit

Noch jemanden gab es, dem der Tod des Kaisers die Reisepläne durcheinander wirbelte: Friedrich II., zuvor Konstantin Roger, den Sohn des Verblichenen. Er wartete, auch wenn ihm das als dreijährigem Knaben nicht noch bewußt wurde, darauf, daß sein Onkel Philipp ihn abholte, um ihn nach Deutschland zu bringen, wo er in Aachen zum designierten Nachfolger des Kaisers gekrönt werden sollte. Aber Philipp brach seine Reise in den Süden ab, als er vom Tod des Kaisers hörte, und Friedrichs Mutter, die jetzt verwitwete Kaiserin Konstanze, holte ihren Sohn statt dessen zu sich nach Palermo. Ja, manchmal verändern wenige Tage Verzögerung die Weltgeschichte.

Ascoli Piceno, 25. Oktober (*VIII° kalendas Novembris*) 1197

Tancredi Siciliano, nunmehr nicht mehr Kreuzfahrer, sondern nur noch entlaufener Mönch ohne irgendeinen Lebensunterhalt, hatte es geschafft, sich einem Kaufmannszug als Mitglied der bewaffneten Begleitmannschaft anzudienen. Außerdem hatte er erkennen lassen, daß er mit Schreibgriffel, Feder und Tinte umgehen konnte. Als bei einem Gemetzel mit einer Räuberbande der Sekretär des Kaufmanns ums Leben kam, stieg er zum Schreiber auf und verstand es zum Wohlgefallen seines neuen Dienstherrn, die Todesmitteilung an die Familie des Sekretärs angemessen zu stilisieren. Der Klosterunterricht war also nicht umsonst gewesen. Was er bislang für unnütze Quälerei gehalten hatte, erwies sich auf einmal als sinnvolle Vorbereitung für das Leben – eine Erkenntnis, die auch heute noch vielen Schülern in späteren Jahren aufzugehen pflegt.

Da sich Tancredi seit seinem zehnten Lebensjahr im Kloster aufgehalten hatte, kannte er die "wirkliche" Welt nur aus der Lektüre und aus Berichten Dritter. So hatte er jetzt einige Lektionen zu lernen, was er anfangs als aufregend neu empfand, teils aber auch als verstörend.

Am stärksten berührte ihn die Erkenntnis, daß sein neuer Dienstherr nicht vollkommen ehrlich war, sondern seine Geschäftspartner betrog. Wie sein spezieller Abakus funktionierte, mit dem er unter den Augen der Kunden überhöhte Kaufsummen errechnete, fand er nie heraus. Auch die arabischen Ziffern, mit denen er seine Rechnungsbücher führte, blieben ihm schleierhaft. Aber er sah, wie sein Dienstherr die Dokumente seiner Kunden veränderte: wie er dem langgezogenen *l* am Ende einer Zahl einen kleinen Strich durch die Unterlänge gab (dadurch wurde aus einer 1 ein $\frac{1}{2}$), wie er in eine Zahl ein *l* einfügte, wie er zu Beginn einer Zeile, wo das Wort *centum* etwas eingerückt stand, die Buchstaben *tre* davorschrieb (so wurde 100 zu 300). Jetzt verstand er auch, warum der Kaufmann seinen Kunden so bereitwillig Feder und Tinte auslieh, denn so konnten solche "Verbesserungen" auch nicht an der anderen Tintenfarbe erkannt werden.

All das sah Tancredi, und der Kaufmann sah, daß er es sah, aber es schien ihn nicht zu beunruhigen. Im Kloster war es ganz selbstverständlich gewesen, die Wahrheit zu sagen, und zuvor in der eigenen Familie war absolute Ehrlichkeit das höchste Gebot gewesen – sein Vater war immerhin Notar! Hier lief das offenbar anders. Tancredi erinnerte sich an die Bibel, an das Gleichnis vom ungerechten Verwalter, in dem Schuldscheine umgeschrieben werden. Am Schluß heißt es dort: "Der Herr lobte den ungerechten Verwalter." Aber es gab auch in

der Apostelgeschichte die Erzählung von Ananias und Saphira*, die dem heiligen Petrus gegenüber eine falsche Kaufsumme nennen und sofort tot niederstürzen. Der Kaufmann stürzte nicht tot nieder. War er nun ein Betrüger, oder nahm er nur clever und unerschrocken seinen berechtigten Vorteil wahr? Sollte er, Tancredi, das irgend jemandem melden, so wie er es aus dem Kloster gewohnt war? Einmal kam es zum Streit mit einem Kunden. Tancredi hatte gesehen, wie die falsche Zahl zustande gekommen war, aber der Kaufmann warf ihm einen scharfen Blick zu: wenn du etwas sagst, werde ich behaupten, es sei dein Fehler, und wem wird man glauben, mir oder dir?

Rom, im Lateran, 10. Januar (*III^o idus Ianuarii*) 1198 und einige Tage später

Bruder Peregrino, der päpstliche Plumbator, sank erschöpft auf die Liege, die er sich direkt im päpstlichen Siegelamt aufgestellt hatte. Seine Aufgabe bestand darin, an die päpstlichen Urkunden mit Hilfe von Hanf- oder Seidenfäden das päpstliche Bleisiegel, die sprichwörtliche "Bulle", anzuhängen. Daß die Arbeit jetzt nach der Wahl des neuen Papstes Innozenz zunehmen würde, hatte er erwartet, nachdem in den letzten Wochen der dahinsiechende Vorgänger Cölestin kaum noch Urkunden ausgestellt hatte. Aber daß der Neue noch vor seiner Krönung eine solche Aktivität entfalten würde, darauf war er nicht gefaßt*. Wie sollte das erst werden, wenn nach der Krönung Hunderte von Klöstern sich die Privilegien bestätigen ließen, wie er es 1191 und 1187 erlebt hatte? Das würde er allein nicht schaffen, zumal er auch nicht mehr der Jüngste war. Denn zu Tode arbeiten wollte er sich nicht, auch wenn das Sprichwort umlief, niemand könne mehr als sieben Päpste erleben, und der Neue war der Siebte, seit er vor zwei Jahrzehnten seinen Dienst angetreten hatte. Er zählte an den Fingern zurück: Cölestin III., Clemens III., Gregor VIII. (der nur ein paar Monate regiert hatte), Urban III., Lucius III., schließlich Alexander III. Aber da wurde es schwierig, denn dieser Alexander war nicht der einzige Papst gewesen, sondern er hatte Konkurrenten gehabt, die auch behaupteten, Papst zu sein ...

Aber was sollte der Aberglaube! Bruder Peregrino bekreuzigte sich unwillkürlich. Er brauchte auf jeden Fall einen jüngeren Gehilfen oder Mitplumbator, den er dann auch am Samstagabend mit dem Bullenstempel zum Kardinalkämmerer schicken konnte, damit dieser das Siegel bis zum Montagmorgen einschloß, denn am Sonntag durfte ja nicht bulliert werden. Es sei denn – seufzte er – der Papst ordnete es ausdrücklich an, und wie er den Neuen einschätzte, konnte das durchaus geschehen. Er mußte also, wenn die Gesandtschaft aus seinem Heimatkloster Fossanova kam, um dem Papst zu gratulieren und den Gehorsam zu versprechen, unbedingt darum bitten, ihm schnellstens einen Mitbruder zu schicken. Denn sonst würde er sich in Rom nach Hilfe umsehen müssen, und die Tradition, daß ausschließlich Zisterzienserkonversen aus Fossanova diese Aufgabe übernahmen, würde abreißen. Wie stünde er dann vor seinen Mitbrüdern da?

Tatsächlich war der Abt von Fossanova, kaum daß die Wahlnachricht dort eintraf, sofort nach Rom aufgebrochen, um den neuen Papst aufzusuchen. In seine Reisegruppe hatte er – einer Eingebung folgend, von der wir gerne glauben wollen, daß sie von oben kam – auch den Bruder Innocenzo aufgenommen. Ein kräftiger junger Mann als Begleiter war in diesen unruhigen Zeiten mehr als nützlich. Immerhin mußte man die Maremma südlich Roms durchqueren, wo die Räuber ihr Unwesen trieben.

Drei Tage später klopfte es also frühmorgens energisch an die Tür der Bullaria. "Geht das jetzt schon los", schreckte Bruder Peregrino verärgert aus dem letzten Schlaf auf, aber sein Ärger wandelte sich in Freude, als er seinen Abt vor der Tür stehen sah, in Begleitung eines kräftigen jungen Mönches, der die Gestalt des Abtes um Haupteslänge überragte. "Ich bin gekommen, um dem Papst die Obödienz zu leisten, aber ich wollte doch erst bei dir vorbeischauen", sagte der Abt. "Das ist übrigens Bruder Innocenzo. Ich glaube, du hast ihn bei deinem letzten Heimatbesuch gesehen. Er war mein Schutzengel auf der Reise."

Innocenzo hieß der junge Mann, Innocentius hatte sich der neue Papst genannt – war das nicht ein Wink des Himmels? Und ehe sich Bruder Innocenzo versah, stand er schon mit Bruder Peregrino und seinem Abt im Hintergrund vor dem Kardinalkämmerer, der ihn sogleich als neuen zweiten Plumbator vereidigte. "Er kann doch nicht etwa lesen und schreiben?" fragte der Kardinal noch, aber das verneinte der Abt mit gutem Gewissen. (Die Plumbatoren sollten ja nicht verstehen, was in den Urkunden stand, damit sie nicht etwa auf den Gedanken kämen, da etwas zu ändern oder etwas einzuschmuggeln.)

Einige Tage später wurde der neue Plumbator auch dem Papst vorgestellt. Dieser stutzte, als er ihn sah, der Mönch stutzte auch; beide erkannten einander wieder. Der Papst ging auf ihn zu, umarmte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: "Wie schön, daß du da bist." Auf ihn würde er sich verlassen können, was, wie er schon bemerkt hatte, aber auch aus langer Kurienerfahrung wußte, nicht bei jedem seiner Mitarbeiter der Fall war.

Terni und Rom, 15. und 17. Februar (*XV° et XIII° kalendas Martii*) 1198

Auch in Terni nordöstlich von Rom forderte die Kurie die Treueide für den Papst ein, nachdem die Herrschaft Heinrichs VI. durch seinen Tod zusammengebrochen war. Tancredi Siciliano, der mit seinem Herrn dort Geschäfte trieb, nahm als Zuschauer an der feierlichen Zeremonie teil. Es wurde laut geschworen und Tedeum gesungen, aber ein älterer Kleriker, der in seiner Nähe stand, murmelte vor sich hin: "Wie lange wird das diesmal wohl halten?" Und als er den erstaunten Blick des jungen Mannes sah, fügte er hinzu: "Ach, ich habe schon so viele Treueide schwören hören, heute für den, morgen für einen anderen, wenn der politische Wind sich gedreht hatte. Die Welt geht zu Ende, die Liebe erkaltet, jeder sucht nur noch seinen eigenen Vorteil." Tancredi, als Klosterschüler bibelfest, wußte, worauf der Mann anspielte*, und antwortete: "Man muß eben aushalten bis zum Ende." – "Wenn das so einfach wäre. Der Geist der Verwirrung geht um. Was heute richtig ist, gilt morgen als falsch. Aber, junger Mann, laß dir nicht durch einen alten Griesgram den Tag verderben! Genieße das Leben, solange noch Zeit ist. Auch die Fröhlichkeit ist gottgefällig."

Am Nachmittag eröffnete der Kaufmann seinem Gehilfen, er solle für ihn nach Rom reisen. Er solle für ihn die roten und gelben Seidenfäden abliefern, die er der Kanzlei verkaufte – "Du weißt schon, für die Bleibulle an den Urkunden" –; er solle sich in der apostolischen Kammer melden, die Ware übergeben und den Preis von 24 fl. einziehen. "Sie werden versuchen, dich herunterzuhandeln, aber darauf läßt du dich nicht ein. Du sagst, du bist nur in meinem Auftrag dort und darfst am Preis nichts nachlassen. Sie werden auch sagen, die Qualität sei schlechter als sonst, aber auch da darfst du dich nicht einschüchtern lassen."

Tancredi schloß sich mit seiner Ware dem zurückreisenden päpstlichen Gesandten an, der den Treueid abgenommen hatte. Das bot größere Sicherheit auf

der Reise. Er versuchte, mit ihm ins Gespräch zu kommen, was ihm nicht gelang. So hing er allein seinen verwirrten Gedanken nach. Am übernächsten Tag kam man in Rom an. Er fand mühelos die Kammer, übergab seine Ware und empfing ohne große Diskussion den verlangten Preis: es würden demnächst so viele Urkunden ausgestellt werden, daß man die Seidenschnüre dringend benötigte. Einen Augenblick überlegte Tancredi, ob er 25 statt 24 fl. verlangen und den zusätzlichen Gulden in seine eigene Tasche stecken sollte, aber er widerstand der Versuchung. "Du könntest die Fäden eigentlich gleich in die Bullarie bringen. Frag dort nach Bruder Peregrinus, der erwartet die Lieferung schon sehnlichst. Danke!"

Tancredi bekam fast einen Herzschlag, als ihm dort – Bruder Innocenzo öffnete. Auch der erkannte ihn, obwohl inzwischen sein Haar die Tonsur halb zu gewachsen hatte, sagte aber nichts. Und da war auch schon Bruder Peregrinus und nahm ihm das Paket ab. Zurück in Terni bemerkte er, daß sein Dienstherr heimlich seine Kleider durchsuchte. Wie gut, daß er den zusätzlichen Gulden nicht verlangt hatte! Aber ihm wurde klar, daß er auf Dauer nicht bei diesem Gauner bleiben konnte. Nur: wie sollte er sich verhalten?

Rom, Lateran, 21. Februar (*VIII° kalendas Martii*) 1198

Endlich war der neue Namensstempel angekommen. Es wurde aber auch Zeit, denn morgen sollte der Papst gekrönt werden, und danach würde man den Stempel benötigen. Bisher hatte man, wie es dem Brauch entsprach, nur die Seite mit den Apostelköpfen geprägt und die andere Seite flachgelassen, aber von der Krönung an würde auch die Seite mit dem Namen geprägt werden*. Er sah freilich ein bißchen zart aus, der Stempel, man würde vorsichtig mit ihm umgehen müssen. (Die Sorge des Plumbators war nicht unberechtigt, denn später bei Innozenz IV. gingen die Stempel mehrere Male zu Bruch und mußten ersetzt werden.)

Bruder Peregrino nutzte die Ruhe, die heute noch in der Bullaria herrschte, bevor es übermorgen nach der Krönung des Papstes hektisch wurde, um dem jungen Kollegen noch einmal zu erklären, was genau sie zu tun hatten. Bisher hatte er ihn nur damit beschäftigt, das Wasser anzuheizen, in dem die Bleiplättchen angewärmt wurden, um geschmeidig zu sein, wenn sie geprägt wurden. Außerdem ließ er ihn den Bottich mit dem Seifenwasser bereit halten, in den der Stempel immer wieder getaucht wurde, damit er nicht am fertigen Siegel kleben blieb.

"Also: wir haben Fäden aus Seide und Hanffäden – das Rot-Gelb der Seide macht sich recht gut, findest du nicht auch? Der untere Rand der Urkunde ist nach vorne umgeschlagen. Dort bohren wir zwei Löcher durch beide Lagen, schieben den Faden hindurch und verschlingen ihn so, wie ich dir gezeigt habe. Dann legen wir die Enden des Fadens zwischen zwei Bleiplättchen und prägen das Siegel. Die Bleiplättchen verkleben miteinander, und nur der Teufel könnte sie wieder auseinander nehmen und den Faden herausziehen."

Beim Wort "Teufel" hatte sich der junge Mann unwillkürlich bekreuzigt, aber der Ältere fuhr fort: "Wenn der Papst durch die Urkunde eine Gnade erweist, nehmen wir die Seidenfäden, wenn er einen Befehl gibt, den Hanffaden. Aber woher wissen wir, ob es eine Gnade oder ein Befehl ist? Wir können die Urkunde ja nicht lesen!" – "Das müssen wir gar nicht wissen", fiel ihm der Partner ins Wort, "das sehen wir ja am ersten Buchstaben." – "Genau, du hast gut aufge-

paßt. Wenn der erste Buchstabe einfach schwarz ist, nehmen wir den Hanffaden. Und wenn er verziert ist und auch die nächsten Buchstaben noch größer geschrieben sind, sind die Seidenfäden fällig. Und dann gibt es noch die großen feierlichen Privilegien – ich habe im Augenblick kein Beispiel zur Hand, aber du wirst sie sofort an der Rota und dem Monogramm erkennen –, für die nehmen wir auch Seidenfäden. Wir haben in Fossanova auch ein solches Privileg, der Abt legt es am Kirchweihfest immer auf den Altar, vielleicht hast du es einmal gesehen." Der junge Mann schüttelte bedauernd den Kopf. Nun: er würde noch Gelegenheit haben, sie kennenzulernen, auch wenn diese Privilegien schon ein wenig aus der Mode kamen.

"Und behalte den Stapel mit den unerledigten Stücken immer gut im Auge, damit nicht etwa jemand heimlich eine Urkunde hineinschiebt. Außer wenn es ein Kardinal ist, die Urkunde müssen wir natürlich annehmen." – "Und wenn der Papst selbst kommt?" – "Dann auch, aber das wird kaum geschehen." Überhaupt sah Bruder Innocenzo den Papst nach ihrer ersten Begegnung nur noch selten und dann ganz von ferne. Aber einmal, so vertraute Bruder Peregrino dem jungen Kollegen in einer sentimentalen Stunde an, würde er dem Papst noch einmal ganz nahe kommen: es gehöre nämlich auch zu ihren Aufgaben, die Leiche des toten Papstes zu waschen und für die Beerdigung vorzubereiten ...

Foligno, 1. und 8. März (*kalendis necon VIII° idus Martii*) 1198

Der Kaufmann und sein Sekretär waren nach Foligno weitergezogen, von wo der junge König von Sizilien schon abgereist war. Das ist bedauerlich, denn so erfahren wir nicht, wie der junge Mann aus dem Volke ihn erlebte. In Foligno erkrankte der Kaufmann schwer, so daß er einen Teil seiner Geschäfte an Tancredi Siciliano übergeben mußte. Er tat dies mit leichtem Herzen, denn er war zu der Überzeugung gekommen, daß dieser naiv und blauäugig war: bei keiner einzigen Gelegenheit hatte er etwas für sich selbst abgezweigt, also ökonomisch gesehen ein hoffnungsloser Fall. Außerdem: sollte es irgendein Problem geben – wem würde man mehr glauben, ihm, dem reichen und angesehenen Kaufmann, oder dem jungen Halbkleriker, der wahrscheinlich aus irgendeinem Kloster entlaufen war, von dem niemand wußte, wo er eigentlich herstammte? Nicht daß ihn selbst das gestört hätte: er brauchte ein Werkzeug, keinen vertrauten Mitarbeiter.

Wir wissen, daß er sich mit dieser Einschätzung täuschte, aber wer von uns hat sich noch nie in einem anderen Menschen getäuscht? Wie dem auch sei, durch die Krankheit seines Herrn und Meisters bekam Tancredi noch tieferen Einblick in die Geschäfte seines Dienstherrn; es war eine Lehrzeit auf der dunklen Seite der Moral, wobei er sich ständig fragte: war das erlaubte Geschäftstüchtigkeit oder eine Grenzüberschreitung? Aber leider muß gesagt werden, daß ihn diese Einsichten auch abstumpften und seine Hemmschwelle sinken ließen. Es kam auch eine Urkunde Papst Innozenz' an, die der Kaufmann beantragt hatte, um einem Schuldner die Daumenschrauben anzulegen. Und dann stieß Tancredi auf das Testament des Kaufherrn: ein Viertel des Nachlasses war bestimmt als Spende *pro lucris male perceptis*, zum Ausgleich für unrechtmäßig erzielte Einnahmen. Tancredi war schockiert, aber der Historiker hätte ihn belehrt, daß das gängige Praxis war (und auch heute noch sein sollte?). Haupterbe sollte indes sein Neffe werden, aber auch er, Tancredi, "mein lieber und getreuer Sekretär", kam vor und wurde mit 3 fl. bedacht. Lächerlich! Und er beschloß erneut, ihn so schnell wie möglich zu verlassen, nur wußte er immer noch nicht, wie.

Eine Woche später – der Mann war leidlich genesen und begann sich wieder in die Geschäfte einzumischen – erledigte sich das Problem von selbst. Der Kaufmann geriet in einen heftigen Streit mit einem Kunden, der ihm auf den Kopf zu sagte: "Du bist ein Fälscher und Wucherer!" Da erlitt der Kaufherr einen Herzanfall und sank tot zu Boden. Das Erlebnis löste in Tancredi zwiespältige Gefühle aus: war das nun die göttliche Strafe für den Betrug wie bei Ananias und Saphira, oder hatte der nunmehr tote Kaufherr seine Geschäfte nur nicht raffiniert genug getarnt und nicht vorsichtig genug abgewickelt? Auf jeden Fall ging er sofort nach Hause, holte das Testament hervor und setzte hinter die *III* des Legates für ihn ein hochgestelltes *C*, was die 3 in eine 300 verwandelte. Die Urkunde des Papstes, die noch nicht zugestellt war, nahm er an sich.

Foligno, 10. März (*VI° idus Martii*) 1198

Schon zwei Tage später war der Neffe da, ein anmaßender junger Mann, gefolgt von seiner Ehefrau, einem Geschöpf von so zarter Schönheit, daß der juristische Ausdruck *fragilitas sexus** eine ganz neue Bedeutung bekam. Sie ging immer zwei Schritte hinter ihrem Ehemann und warf unserem Tancredi Blicke zu, die möglicherweise lüstern waren. Dieser überlegte, ob er anbieten sollte, die Auszahlung des Legates *pro lucibus male perceptis* zu übernehmen, denn so könnte er ihr nahe sein. Aber dann wurde ihm schnell klar, daß der Herr Neffe gar nicht die Absicht hatte, jenen Teil des Testamentes zu erfüllen. Deshalb ließ er sich umgehend seinen Anteil, die 300 fl., auszahlen und verließ Foligno so schnell wie möglich.

Der plötzliche Reichtum verleitete ihn zu einigen Ausgaben, die er später bereute, aber hätten wir es nicht genauso gemacht? Zunächst versuchte er sich selbst als Kaufmann, wobei sich als Fortführer des Geschäftes seines verstorbenen Chefs darstellte. Das ging aber gründlich schief. Er hatte gedacht, daß er weiterhin von dem Ansehen des Handelsherrn profitieren könnte, mußte aber feststellen, daß dieses "Ansehen" nicht auf Zuneigung und Vertrauen der Kunden beruhte, sondern auf der Furcht vor dessen wirtschaftlicher Macht. Diese Furcht war durch den Todesfall weggebrochen. Einmal wurde er sogar für dessen Schulden in Anspruch genommen, wogegen er sich nicht wehren konnte und so die Hälfte seines jungen Vermögens verlor. Deshalb wechselte er die Taktik und gab sich als dessen Opfer aus. Aber auch in dieser Rolle blieb er erfolglos. Zum einen kannte er zu wenig Details aus der dunklen Seite des Geschäftsgebarens des verewigten "Fälschers und Wucherers", und zum anderen gab natürlich niemand zu, daß er von ihm übers Ohr gehauen worden war.

Nun überlegte er, wie es weitergehen sollte. Zunächst einmal beschloß er, seinen Namen zu ändern. "Tancredi Siciliano", das war viel zu auffällig. Er entschied sich für den Standardvornamen fast aller Männer im Mittelalter: Johannes. Beim zweiten Namen ließ er nur die erste Silbe weg, da mußte er sich nicht so sehr umgewöhnen, und fertig war *Giovanni Ciliano* – kurz, praktisch und nichtsagend.

Das war ein guter Neuanfang, aber es blieb die Frage: was sollte er tun? Er erkundigte sich, ob es irgendwo einen neuen Kreuzzug gebe, aber Fehlanzeige. Es werde an der Kurie daran gedacht, gegen die Ketzer in Südfrankreich ein militärisches Unternehmen in Gang zu setzen, erfuhr er. Da war er, dank seiner geringen Lebenserfahrung, wieder einmal schockiert: ein Kreuzzug gegen Christen (auch wenn sie vielleicht Häretiker waren)? Wie vereinbarte sich das mit der

christlichen Lehre? Da wäre es ja noch besser, als reumütiger Sünder nach Fossanova zurückzukehren und sich dem Abt zu Füßen zu werfen. Er könnte behaupten, er habe es mit dem Kreuzzug damals wirklich ernst gemeint, sei aber, als das Unternehmen abgeblasen wurde, entführt worden und erst jetzt wieder freigekommen. Aber dann fiel ihm ein, daß ihn Bruder Innocenzo ja in Rom gesehen hatte. Nein, dann blieb nur ein volles Geständnis der Wahrheit mit allen Konsequenzen, die einem zurückgekehrten Apostaten drohten. Nun, so weit war er noch nicht. Und überhaupt taugte er doch gar nicht fürs Kloster, das mußte doch jeder einsehen!

Fossanova, nach dem 23.9. (*sequentibus diebus post VIII° kalendas Octobris*)
1197

Tatsächlich machte man sich in Fossanova Sorgen um den entlaufenen Mönch. Schon vom kanonischen Recht her war man verpflichtet, nach ihm zu fahnden, denn er hatte sich ja der *apostasia* schuldig gemacht, und dadurch war sein Seelenheil in Gefahr. Aber der Abt überlegte auch, ob er nicht etwa selbst an der Flucht mitschuldig war. Hatte er sein Entlaufen vor acht Jahren, das schon nach drei Tagen ein Ende gefunden hatte, vielleicht zu hart bestraft? Hätte er bedenken müssen, wie jung Bruder Tancredi noch war und ihm mit mehr Liebe und Einfühlung klarmachen müssen, warum er falsch gehandelt hatte? War er möglicherweise dem Klosterleben nicht gewachsen? Und auch gegenüber dem Vater des Jungen sah man sich in der Verantwortung. So erkundigte man sich hier und dort, hörte sich in den benachbarten Klöstern um, ob ihn jemand aufgenommen hatte, und fragte auch jeden Durchreisenden, aber einen Tancredi? nein, jemanden mit diesem Namen hatte keiner gesehen. Und überhaupt: es waren ja so viele Leute unterwegs in diesen Zeiten, da konnte man sich nicht an jeden einzelnen erinnern. Auf den Gedanken, bei den Werbemännern für den Kreuzzug nachzufragen, kam man erst, als es schon auf Weihnachten zuzuging, und da waren sie nicht mehr zu erreichen.

Perugia, 2. Mai (*VI° nonas Maii*) 1198

Da Tancredi alias Giovanni den Gedanken, ins Kloster zurückzukehren, verworfen hatte, mußte er anders disponieren. Als nächsten Schritt verwandelte sich er wieder in einen Kleriker zurück. Er schnitt sich erneut eine Tonsur und kürzte seine Haare im Nacken um eine Handspanne. So konnte er schließlich in Perugia einen Geistlichen ansprechen, der sich als Domherr an der dortigen Kathedrale herausstellte und den Mitbruder für einige Tage bei sich aufnahm. Er bat darum, am Chorgebet teilnehmen zu dürfen. Natürlich setzte er sich nicht ins Chorgestühl, sondern als demütiger Besucher ins Kirchenschiff.

So wurde er unfreiwillig Zeuge eines heftigen Disputes, der sich vor der Vesper zwischen den Herren des Domkapitels entwickelte. "Stellt euch vor, man will uns wieder einen aufnötigen!" – "Aber wir haben doch erst vor zwei Jahren ..." – "Was kümmert das die da oben? Die haben doch nur ihren eigenen Vorteil im Sinn." – "Und da hatten wir gedacht, unter dem neuen Papst wird das besser." – "Da haben wir uns wohl getäuscht." – "Trotzdem kann man doch so nicht mit uns umspringen." – "Was willst du machen? Er ist halt der Papst." – "Und unserem Bischof ist das egal." – "Allmählich glaube ich wirklich, daß das Ende der Welt

bevorsteht." – "Ja, es ist schon schlimm, aber wir können wohl nichts dagegen tun." – "Nun, vielleicht können wir es doch abwenden. Das sollten wir wenigstens versuchen."

Als die Herren sich wieder beruhigt hatten und mit der Vesper beginnen wollten, fiel ihr Blick auf den Mitbruder im Kirchenschiff. "Kommt doch zu uns ins Chorgestühl; wir sind ja ohnehin so wenige. Eine Stimme mehr kann dem Gesang nur nützen." Er folgte der Einladung, und es zeigte sich, daß er nicht nur eine schöne Stimme hatte, sondern auch treffsicher sang, was man nicht von allen anderen sagen konnte. (Die solide Ausbildung bei den Zisterziensern erwies sich als vorteilhaft, so sehr er sie im Kloster auch gehaßt hatte.)

Anschließend lud man ihn sogar zum Abendessen ein. Dabei ging es viel freier und ungezwungener zu als in Fossanova; es waren ja Weltkleriker, die hier beisammen saßen. Nach einer Weile wagte er die Worte: "Ihr habt vorhin über eine Maßnahme des Papstes geklagt. Darf ich fragen, was es damit auf sich hat?" Es war, als hätte man nur darauf gewartet – als hätte jemand gefragt: *Öheim, waz wirret iu?* –, denn nun brach ein regelrechter Sturzbach los: "Seht, wir sind ein kleines Bistum und haben geringe Einnahmen. Unser Chorgestühl ist alt und zerbrechlich, Ihr habt es ja selbst gesehen, und unsere Mahlzeit ist bescheiden. Vielleicht seid Ihr ja Besseres gewöhnt, aber so ist das nun einmal bei uns." (Oha, dachte Giovanni, im Vergleich zum Essen im Kloster ist das eine fürstliche Tafel, und auch der Kaufmann hatte ihn knapp gehalten – sich selbst weniger. Aber das sagte er natürlich nicht laut.) "Und da kommt nun immer wieder der Papst daher und verlangt, daß wir weitere Kanoniker aufnehmen sollen!" Und ein anderer fiel ein: "Hohe Herren von der Kurie, die nicht einmal hier residieren, sondern nur zur Inbesitznahme erscheinen." – "Danach kommt nur noch ihr Geldeintreiber." – "Warum schickt er diese Typen nicht nach Bologna oder nach Mailand? Die schwimmen dort doch im Geld. Da fällt einer mehr oder weniger doch gar nicht auf."

Unser Freund Giovanni nickte zustimmend und sagte: "Ja, das ist wirklich ungerecht, das sollte der Papst so nicht tun." Dabei bemerkte er kaum, wie eine andere Stimme in seinem Kopf, die nicht die Stimme seines Gewissens war, den Satz wiederholte: "In Bologna oder in Mailand würde das gar nicht auffallen ..."

Am nächsten Morgen zeigte ihm sein Gastgeber sogar die erwähnten drei Urkunden. Er las sie äußerst aufmerksam, und aus alter Klostergewohnheit bedeutete dies, daß er ihren Text auswendig im Gedächtnis behielt. Sein Gastgeber fragte ihn: "Möchtest du nicht bei uns bleiben, als Lehrer an unserer Schule? Die Stelle wird Mitte des Monats frei." – "Aber ich habe gar keine Bücher dafür." – "Wir haben eine große Bibliothek. Dort wirst du alles finden, was du brauchst, wenn du nur suchst. Wir wissen selbst nicht so genau, was es dort alles gibt. Einige haben sehr schöne Miniaturen. Und außerdem: den Donat hast du doch im Kopf. Und singen kannst du auch. Die Schüler würden sich freuen; der bisherige Lehrer war ständig heiser, dafür aber schnell mit der Rute bei der Hand." – "Ich werde darüber nachdenken." – "Ja, tu das!"

Und so wurde Giovanni Leiter der Domschule von Perugia. die freilich jetzt, an der Wende zum 13. Jahrhundert, keine so große und berühmte Einrichtung mehr war wie in früheren Jahren und Jahrhunderten. Der neue Lehrer wurde anfangs von den Schülern wegen seines süditalienischen Dialektes verspottet, aber das trug er mit Gelassenheit. Im Laufe der Jahre paßte er sich in Aussprache und Wortwahl dem lokalen Gebrauch an, so daß er schließlich fast reines Perusinisch sprach; nur wenn er erregt war, kam der alte Dialekt mitunter zum Vor-

schein. Er war ein beliebter und freundlicher Lehrer. Die Schüler allzu hart anzufassen, traute er sich schon allein deshalb nicht, weil er sonst fürchten mußte, daß die Kinder sich zu Hause beschwerten und die Eltern Nachforschungen über seine Herkunft anstellen würden ...

In Perugia zu bleiben, wurde ihm auch dadurch leicht gemacht, daß der Domherr, der ihn aufgenommen hatte, eine Nichte namens Teodorina besaß. Sie verliebte sich auf der Stelle in sein pechschwarzes Haar und auch sonst; bei ihm, der im Kloster dazu keine Erfahrungen hatte sammeln können, dauerte es etwas länger, aber schließlich mündete die Bekanntschaft doch in einer Ehe. Im Laufe der Jahre kamen drei Kinder zur Welt, erst ein Giovanni, dann eine Teodorina, dann ein Sergio (nach dem Onkel Domherrn). Aber keines der drei Kinder überlebte auch nur das erste Jahr. Die Eltern waren tief betrübt, aber so war das nun einmal.

Als schließlich im Frühjahr 1216 auch der vierte Versuch scheiterte, weil das Kind bereits tot zur Welt kam und auch die Mutter im Kindbett starb, begann Giovanni darüber nachzudenken, ob das vielleicht die göttliche Strafe für seine ungeordneten Lebensverhältnisse war. Er war ja immer noch ein Apostat, ein entlaufener Mönch, und Vorstellungen wie Verjährung und Bewährung waren den Menschen des 13. Jahrhunderts noch völlig fremd.

Da kam ihm ein Zufall (oder die Vorsehung) zu Hilfe: Ende Mai 1216 kam die päpstliche Kurie nach Perugia, und damit auch Bruder Innocenzo als Plumbator an dieser Kurie. Innocenzo begegnete Giovanni zufällig auf der Straße, erkannte ihn sofort wieder, lief auf ihn zu und umarmte ihn. Da öffnete ihm Giovanni sein Herz, und durch die Vermittlung des Plumbators erhielt er am 10. Mai eine Urkunde des Papstes, Innozenz' III., die ihn von allen Irregularitäten und sonstigen Vergehen und Strafen lossprach. Das war auch höchste Zeit, denn sechs Tage später starb der Papst überraschend – vermutlich an jener Fieberkrankheit, mit der er sich im römischen Hochsommer 1198 angesteckt hatte (wir werden noch davon hören).

Nun packte Giovanni noch einmal die Abenteuerlust (oder der Papst hatte ihm das als Buße auferlegt): er schloß sich Jacques de Vitry an, der zur Kurie kam, um dort als neu ernannter Bischof von Akkon die Bischofsweihe zu empfangen. In seinem Gefolge fuhr er ins Heilige Land, und damit verwischen sich seine Spuren.

Perugia, 5. Mai (*III° nonas Maii*) 1198

So hätte es sein können, und so hätte es eigentlich sein sollen. Aber so war es nicht. So gradlinig, so idyllisch, so biedermeierlich-sentimental verlief Tancredi-Giovannis weiterer Lebensweg nicht. Vielmehr griff eine höhere Macht – oder besser gesagt: eine tiefere Macht – erneut in sein Leben ein und lenkte seine Spuren auf einen Weg, der am Ende in die Katastrophe führte, obwohl wir nicht wissen, wie es unserem Freund *in extremis* erging. Bei Dante lesen wir, daß eine einzige Träne der Reue im Augenblick des Todes das Ruder noch herumreißen kann, und das wollen wir auch für ihn hoffen.

Noch bevor Giovanni sich entschieden hatte, ob er das Angebot, Domschulmeister in Perugia zu werden, annehmen sollte, kam ihm zu Ohren, daß die päpstliche Kurie Rom verlassen hatte und über Rieti und Spoleto nach Perugia ziehen wollte. Daß sie dort gerade einmal fünf Tage verweilen und dann nach Rom zurückkehren würde, wußte er natürlich nicht. "Mit der Kurie wird auch Bru-

der Innocenzo nach Perugia kommen", dachte er, wobei er dem Bruder einen Beinamen gab, den ich hier verschweigen möchte. "Ich muß auf jeden Fall eine zweite Begegnung mit ihm vermeiden. Er würde mich sofort wiedererkennen und in seiner Naivität womöglich verraten." Deshalb verließ er umgehend am nächsten Morgen in aller Frühe die Stadt. Die schläfrigen Torwächter ließen ihn unbehelligt ziehen. In Perugia vergaß man ihn schnell, und es fiel auch niemandem auf, daß in der Dombibliothek seitdem fünf kleine, aber wertvolle Handschriften fehlten.

Giovanni kaufte sich ein Maultier, das er in einem Anfall von Selbstironie "Tancredi" nannte, das ihm aber dennoch unverdrossene Dienste leistete, zumal er es sehr gut behandelte. Er ritt stramm nach Norden, denn er wollte ja möglichst schnell möglichst viele Meilen zwischen sich und Perugia (mit der dort erwarteten römischen Kurie) und auch zwischen sich und Fossanova bringen.

Assisi, 4. Mai (*III^o nonas Maii*) 1198

Da er in seiner Panik und im Morgengrauen die Straße verwechselte, ritt Giovanni Ciliano zunächst nicht nach Norden, sondern nach Osten und kam alsbald nach Assisi. Dort traf er auf eine Gruppe gutgelaunter junger Männer, die sich um einen gewissen *Françoys* oder italianisiert *Francesco* scharten – ein damals noch ungewöhnlicher Name, aber sein Vater trieb Fernhandel mit Frankreich. Die jungen Leute nahmen ihn freundlich auf, aber Giovanni erkannte sehr schnell, daß er mit dem eleganten Herrn aus reichem Hause nicht mithalten konnte. Sie ritten auch kein Maultier wie er, sondern fast selbstverständlich edle Pferde. Deshalb verließ Giovanni sie schnell wieder. Beim Verlassen der Stadt kam er an einer kleinen halbverfallenen Kirche vorbei. Einem plötzlichen Impuls folgend trat er ein und verrichtete vor der Darstellung des Gekreuzigten ein Gebet. Aber es erfolgte keine Antwort.

Rom, in der Nacht vom 26. auf den 27. Mai (*VI^o kalendas Iunii*) 1198

Als Kardinal hatte Innozenz III. eigentlich immer gut geschlafen und war von bösen Träumen verschont geblieben. Jetzt, da er Papst geworden war, änderte sich das. "Wer hoch in Ehren sitzt, muß hohe Sorgen tragen". schrieb 450 Jahre später der Dichter Andreas Gryphius (wir werden ihn dann noch kennenlernen), und er hatte recht.

Dachte Kardinal Lothar Graf von Segni jemals daran, er könne einmal Papst werden? Wir wissen es nicht, aber für das Jahr 1198 können wir es mit Sicherheit ausschließen. Vielleicht in fünfzehn oder zwanzig Jahren einmal, aber doch nicht im Alter von unter Vierzig! Natürlich sollte der Papst kein allzu alter Mann sein. Cölestin III., sein Vorgänger, war schon als Greis gewählt worden und hatte greisenhafte Politik betrieben, mit durchsichtigen Tricks und albernen Ausflüchten ("Ich kann Heinrich nicht zum Kaiser krönen, ich bin ja selbst noch nicht zum Bischof geweiht" und ähnlichem). Aber ein gestandener Prälat mit solider Lebenserfahrung sollte es schon sein.

Selbstverständlich wußte Lothar als virtuoser Kenner des kirchlichen Rechtes, daß der heilige Petrus jeden Kardinal zu seinem irdischen Stellvertreter bestimmen konnte, ja sogar jeden anderen Kleriker und selbst einen Laien, wenn er nur getauft und ein Mann war (das ist ja heute noch so). Aber warum sollte

Petrus ausgerechnet auf ihn verfallen? So etwas auch nur zu denken, wäre eine *execrabilis ambitio*, ein fluchwürdiger Ehrgeiz, gewesen, genauso wie man sich selbstverständlich nicht selber wählen durfte!

Das hieß freilich nicht, daß man sich nicht Gedankenspielen hingeben durfte: was würde ich machen, wenn ich Papst wäre? Vor allem: was würde ich anders (und besser) machen als mein Vorgänger? Dabei konnte man seinen Gedanken in kühnster Weise freien Lauf lassen – sie würden ja doch nie in die Tat umgesetzt, denn es war ja fast ausgeschlossen, daß man die Wahlversammlung als ein anderer verlassen würde, als man sie betreten hatte. Im übrigen hatte jeder Kardinal schon einmal im Zorn gesagt: "Wenn ich Papst wäre ..."

Aber war diese Würde überhaupt erstrebenswert? Als Papst mußte man ständig Entscheidungen treffen, die das Leben anderer bis in die Wurzel verändern und für alle Ewigkeiten bestimmen konnten. Wie würde man am Jüngsten Tag dastehen? Waren nicht auf allen Darstellungen des Jüngsten Gerichtes unter den Verdammten Bischöfe, Kardinäle und Päpste abgebildet? (Unter den Seligen auch, aber das war wohl selbstverständlich.) Und etwas weniger apokalyptisch betrachtet – auch wenn das Ende der Welt, wie man wußte, unmittelbar bevorstand, maximal ein Jahrhundert war noch drin –: als Papst stand man unter ständiger Beobachtung; nichts, was man tat, blieb unbemerkt. Da konnte man nicht einfach mal schnell einen Abstecher nach Fossanova machen wie 1195. Gerade als junger, nach Meinung vieler allzu junger Papst, konnte man eigentlich nur Fehler machen. Und um die persönliche Sicherheit war es auch nicht gut bestellt: Innozenz II., Gelasius II., Paschalis II., Gregor VII., Leo IX. – um von Leo III. gar nicht zu sprechen! – waren alle in die Gefangenschaft ihrer Gegner geraten und zum Teil sogar mißhandelt worden. (Daß zwei spätere Päpste – Bonifaz VIII. und Pius VI. – sogar ermordet würden, konnte er natürlich nicht voraussehen.)

All das ging dem Papst vor dem Einschlafen durch den Kopf, und jeder einzelne Punkt hätte ausgereicht, ihm den Schlaf zu rauben. Dazu kam die schwierige politische Lage; wir haben miterlebt, wie die Kardinäle sie in der Wahlversammlung erörtert haben. Wenn Innozenz dann endlich eingeschlafen war, kamen die Träume. Die Probleme wandelten sich in Symbole, in wilde Tiere, in Bestien, die aus dem Meer aufstiegen oder vom Lande kamen, in groteske, auch banale und unanständige Situationen. Für deren Deutung gab es zwar eine jahrhundertealte Fachliteratur, aber von diesen heidnischen Machwerken hielt er nichts. Und wenn er dann am nächsten Morgen erwachte, hatte er ohnehin alles vergessen, so wie es in der Bibel dem Pharao erging oder König Nebukadnezar.

Nur an einen Traum erinnerte er sich und erzählte ihn mehrmals: er sah, wie die Lateranbasilika ins Wanken geriet und eingestürzt wäre, hätte nicht ein Mönch sie gestützt – und zwar genau jener Mönch, den er am Vortag mit seinem Anliegen abgewiesen hatte. Allerdings träumte er das erst einige Jahre später.

Fossanova, in derselben Nacht (*eadem nocte*)

Nicht nur im Lateran wurde in dieser Nacht schlecht geträumt, sondern auch in der Abtswohnung in Fossanova. Die dortigen Träume waren aber konkreter, wiewohl mindestens genauso beängstigend. Der Abt sah sich in der Rolle des Guten Hirten, der die 99 Schafe in der Wüste zurückläßt, um das eine verirrte zu suchen. Er fand es auch, aber es war bereits tot. Der Traum wiederholte sich, aber als er das Schaf hochheben wollte, verwandelte es sich in sieben schwarz-

violett schimmernde Skorpione, die er schreiend wieder fallen ließ. Beim dritten Mal fand er das Schaf, es blökte freudig, er legte es auf seine Schultern – so, wie das unendlich oft abgebildet ist –, aber als er zu Hause ankam, bestand das Tier nur noch aus Knochen.

Der Abt schreckte hoch und war überzeugt: das war eine Mahnung, daß er sich nicht ausreichend um den entlaufenen Bruder Tancredi gekümmert hatte. Er hatte zwar in der üblichen Weise bei den Nachbarn herumgefragt und auch die durchreisenden Ordensbrüder auf ihn angesprochen: nein, einen Bruder Tancredi hatte keiner gesehen. Auf den Gedanken, daß aus Tancredi inzwischen ein Giovanni geworden war, kam niemand.

Aber war das ausreichend, was er getan hatte? Und, schlimmer noch: war er etwa selbst mitschuldig an dem Fehler des jungen Mannes, hatte er ihn, als er noch im Kloster war, nicht liebevoll genug behandelt? (Der Gedanke war ihm ja sofort nach dem Entweichen des jungen Mannes gekommen.) Beruhte nicht der ganze Zisterzienserorden auf einer *charta caritatis*, einem Dokument der Liebe?

Offenbar hatte er als strenger, aber liebevoller Vater versagt. Deshalb unternahm er einen neuen Versuch, die Seele des jungen Mannes zu retten. Aber dafür mußte man ihn erst einmal finden. Er rief Bruder Furetto zu sich, klein, drahtig, energisch, der für seine Hartnäckigkeit bekannt war, und trug ihm auf, nach Bruder Tancredi zu suchen. Er gab ihm einen Konversen als Begleiter mit, denn kein Mönch durfte allein durch die Welt ziehen. Beide brachen noch am selben Tag auf, und zwar nach Süden, in Richtung Gaeta, denn erfahrungsgemäß zog es entlaufene Mönche bevorzugt in ihre Heimat. Der Gedanke war gut, aber, wie wir aus unserer Kenntnis der Ereignisse – ohne Hochmut bitte! – sagen müssen, falsch und im wörtlichsten Sinne irreführend. Leider!

Gaeta, Neapel, östlicher Kirchenstaat, Ende Mai (*exeunte Maio*) 1198 und später

Das Rechercheduo suchte erst das Kloster Casamari auf, das am nächsten bei Fossanova lag, aber ohne Erfolg. Dann kamen sie nach Gaeta, aber auch dort konnte ihnen niemand Auskunft geben. Die Eltern waren verstorben; der Notar, der die Imbreviaturen des Vaters übernommen hatte, wußte nichts oder wollte nichts wissen. Erst am Abend trafen sie auf der Piazza zwei alte Männer, die sich an den wilden Tancredi erinnerten. Aber wo er war, wußten sie nicht. "Fragt doch den ..., der ist doch auch in eurem Verein!" Dabei bezeichneten sie Bruder Innocenzo mit Ausdrücken, die nicht zum Wortschatz des Erzählers gehören und deshalb hier ausgelassen sind.

Von Gaeta gingen sie weiter in Richtung Neapel. Als sie aber in die Nähe der Stadt kamen und den Vesuv erblickten, der eine furchterregende Rauchsäule ausstieß, weigerte sich der Konverse weiterzugehen. "Wenn er dort ist, kommt er in die Hölle und reißt uns beide mit ins Verderben." Da kehrten sie wieder um. Auch in Montecassino, Isernia und Chieti konnte niemand über ihn Auskunft geben. "Tancredi? An einen so seltenen Namen würden wir uns erinnern." Auch in Ascoli Piceno, wo er ja am 25. Oktober gewesen war, erfuhren sie jetzt, über ein halbes Jahr später, nichts Konkretes. Als sie wieder unterwegs waren, sagte der Konverse: "Vielleicht hat er seinen Namen geändert." – "Das ist unwahrscheinlich", erwiderte Bruder Furetto leichthin, aber er hätte sich selbst in den Hintern treten können, daß er daran nicht gedacht hatte ...

In Perugia hatten sie mehr Glück. Der Domherr sagte: "Da war einmal ein Tancredi bei uns, aber das war kein Mönch, sondern ein reisender Kleriker. Er wirkte ein bißchen abgerissen, aber er hatte eine schöne Stimme, und er sprach apulischen Dialekt oder Neapolitanisch, also irgend etwas aus dem Süden," – "Wie sah er denn aus?" – "Na ja, er hatte tiefschwarzes Haar und ..." Der Konverse, der die Dinge mehr praktisch anging, begann, mit Kohle ein Gesicht an die Wand zu zeichnen, das nach einigen Korrekturen der gesuchten Person recht ähnlich sah. "Ja, das war er. Aber er ist dann ganz schnell wieder verschwunden. Wohin, wissen wir nicht. Wir haben ihn sofort wieder vergessen, denn dann kam ja die Kurie in unsere Stadt, und da hatten wir anderes zu tun." Das Portrait an der Wand blieb noch lange erhalten. Jemand schrieb darunter: *Hec est facies diaboli* (So sieht der Teufel aus). Erst ein Domherr aus dem 18. Jahrhundert, der Anhänger der Aufklärung war, ließ Bild und Inschrift entfernen.

im Juli (*mense Iulio*) 1198

So genügsam Tancredi auch war, sein Herr und Reiter konnte nicht mehr die Augen davor verschließen, daß seine Barschaft immer mehr zusammenschmolz. Er hatte zwar eine gewisse Virtuosität darin entwickelt, sich von anderen zum Essen einladen zu lassen, aber das war auf Dauer keine Lösung. Da seine Versuche als Kaufmann in einer Katastrophe geendet hatten und ihm auch eine Karriere als Kreuzfahrer derzeit verschlossen war, mußte er sich auf sich selbst besinnen. Was konnte er, was ließ sich daraus machen? Nun: er konnte lesen und schreiben (was damals selbst im höheren Klerus nicht unbedingt allgemeiner Standard war), er konnte gut singen, und er sprach geläufig und grammatisch fehlerfrei Latein. Das hatte ihm ja in Perugia beinahe eine Stelle als Lehrer an der Domschule eingebracht – wenn ihm nicht die Kurie dazwischen gekommen wäre, dachte er ergrimmt. Und auch wenn es nicht logisch war, kam er in seiner Verbitterung zu dem Schluß: diese Kurie war ihm noch etwas schuldig!

Beim Gedanken an Perugia kam ihm das Gespräch im Refektorium wieder in den Sinn. "Warum schickt der Papst sie nicht nach Bologna oder nach Mailand, die schwimmen dort doch im Geld. Da fällt einer mehr oder weniger doch gar nicht auf." So hatte damals der rothaarige Domherr mit der Schramme auf der Wange gesagt.

Und binnen eines Augenblicks reifte in Giovanni der Entschluß: warum sollte nicht er einen von diesen sein, die in Mailand gar nicht auffielen?

Natürlich würde ihm der Papst kein Einweisungsmandat ausstellen; dafür mußte er schon selber sorgen. Der Wortlaut der Urkunden, die ihm sein Gastgeber damals im Archiv gezeigt hatte, war ihm im Gedächtnis geblieben, und außerdem hatte er noch jene Urkunde des Papstes, die für den betrügerischen Kaufmann gedacht war, die er aber nicht mehr abgeliefert hatte. Umgehend holte er sie hervor und machte er sich daran, ihren Text seinen Bedürfnissen anzupassen, indem er dort etwas radierte, dort etwas einfügte usw.

Nach einer Stunde hatte er sie völlig verdorben. Das würde ihm niemand abnehmen, nicht in Italien, nicht in Deutschland, nicht einmal in Skandinavien, wo sie beim Sonntagsgottesdienst Bier statt Wein verwendeten und das Meer so dickflüssig wie Erdpech war ... Nun, dann mußte er Nägel mit Köpfen machen: er mußte eine ganz neue Urkunde selbst herstellen und das Siegel von der alten, jetzt verdorbenen, an die neue, jungfräuliche Urkunde umhängen. Aber das verschob er auf den folgenden Morgen. Er wußte ja: er hatte mit dem Siegel nur

einen Versuch. Am nächsten Vormittag kam er in mehrstündiger, schweißtreibender, von zahlreichen kalabresischen Flüchen unterbrochener Arbeit zum erwünschten Ergebnis, unter alleiniger Zeugenschaft Tancredis. Aber der wußte Geheimnisse zu wahren.

ebenfalls im Juli 1198 (*eodem tempore*), in den Weiten Mittelitaliens

Nach dem Gespräch in Perugia hatten die beiden Investigatoren eine Spur und konnten ihrem Abt das auch als Erfolg vermelden, aber was half ihnen diese Spur? Auch von Perugia aus führten Straßen in alle vier Himmelsrichtungen, und eine davon führte geradewegs in die Hafenstadt Ancona. Hatte der entlaufene Bruder nicht behauptet, er gehe auf Kreuzzug? Er war wohl schon längst im Heiligen Land. So geriet die Suche immer mehr ins Stocken.

Das hatte aber auch noch andere Gründe, und nicht erst jetzt. Das Verhältnis zwischen Bruder Furetto und dem Konversen – er hat noch gar keinen Namen, nennen wir ihn also Bruder Calogero – war von Anfang an nicht das beste. Der Abt ging, als er die beiden entsandte, ganz selbstverständlich davon aus, daß sie in brüderlicher Eintracht und gegenseitiger Liebe ihre Aufgabe erfüllen würden. Über ihr Verhältnis zueinander hatte er nichts bestimmt. Bruder Furetto ging ebenso selbstverständlich davon aus, daß er als Priestermonch dem Laienbruder Calogero vorgesetzt sei. Aber der sah das anders. Er wurde es leid, daß er allein das Gepäck tragen mußte, während Bruder Furetto frank und frei einherschritt. Zudem war er weder so athletisch gebaut noch so geduldig wie etwa Bruder Innocenzo. Er war ein Bauernbursch aus der unmittelbaren Umgebung Fossanovas. Dem direkten Befehl des Abtes hatte er nicht widersprechen können, aber je weiter sie sich in die unbekannte Ferne bewegten, desto mehr packte ihn das Heimweh, und mit seinem praktischen Bauernverstand erkannte er schnell, wie aussichtslos ihre Suche im Grunde war.

Zur Krise kam es, als Bruder Furetto in Faenza eine wertvolle Handschrift erwarb. Das geschehe zum Nutzen der Klosterbibliothek, eine sensationelle Ergänzung, denn sie enthalte den 13. – 24. Gesang der Äneis! (Daß die Handschrift einen Besitzvermerk *Iste liber pertinet ad bibliothecam capituli Perusini* trug, übersah er.) Für Bruder Calogero war sie schlicht nur schwer. Am nächsten Tag weigerte er sich glatt, sie zu tragen, und als Bruder Furetto ohne weitere Worte aufbrach, ließ er sie einfach liegen. Nach einer Stunde Weges bemerkte Bruder Furetto ihr Fehlen, Bruder Calogero beharrte darauf, sie gehe ihn nichts an, und so mußte der Priestermonch den ganzen Weg zurücklaufen, um sie doch noch zu holen. Seitdem sprachen sie kaum noch miteinander.

Es kam hinzu, daß Bruder Furetto immer mehr den Mahlzeiten zusprach. Sie seien als Pilger unterwegs, erklärte er, da müßten sie sich nicht an die streng fleischlose Kost halten, die in den Zisterzienserklöstern eiserne Regel war, sogar für hochgestellte Gäste. Die Folgen zeigten sich bald im Leibesumfang des Priestermonches. Man ging deshalb langsamer, die Reiseetappen wurden kürzer. Eines Tages sprach der Priester so sehr einem fetten Gericht zu, daß er eine Kolik erlitt und krank zusammenbrach. Bruder Calogero – ganz der praktische Landbewohner – ging sofort auf den nächsten Acker und sammelte heilsame Kräuter, die auch die gewünschte Wirkung erzielten. Daraufhin war Bruder Furetto etwas kleinlauter, schrieb die Schuld aber im Innersten nicht sich selbst, sondern dem Reisegefährten zu, so unlogisch das auch war. Aber so sind wir Menschen nun einmal.

Die Suche nach Bruder Tancredi, von dem sie nicht einmal wußten, daß er sich jetzt Giovanni nannte, blieb weiterhin erfolglos.

am Tag des heiligen Jakob, 25. Juli (*in ipso festo sancti Iacobi apostoli, VIII° kalendas Augusti*) 1198

Seine Urkunde hatte Giovanni nun, aber noch zögerte er, sie anzuwenden. Ihm war schon bewußt: damit würde er eine Grenzlinie überqueren, einen Schritt tun, den er nicht mehr rückgängig machen könnte, seine Zukunft auf eine Lüge aufbauen. Sollte er das wirklich tun? Flüchtig kam ihm der Gedanke einer Wallfahrt nach Santiago, aber wirklich nur flüchtig.

Er stand also wieder an einem Scheideweg. Aus Deutschland kam die Nachricht, dort habe es eine zweite Königswahl gegeben. Wenn die beiden Aspiranten über einander herfielen, kam vielleicht doch wieder die militärische Option für ihn in Frage, aber wahrscheinlich würden die beiden sich jenseits der Alpen die Köpfe einschlagen, nicht in Italien. Außerdem war er ja nicht aus kriegerischer Begeisterung aus Fossanova abgehauen, sondern aus Überdruß an der öden Routine des Klosterlebens. Im Grunde war er verzweifelt, und es kam eines Abends vor, daß er seinen Tancredi umarmte und bittere Tränen vergoß; das Tier sah ihn mit unerschütterlicher Freundlichkeit an, konnte ihm aber keinen Rat geben.

In dem Gespräch im Perusiner Refektorium war damals neben Mailand auch Bologna genannt worden. Stellen wir uns einen Augenblick lang vor, er sei nach Bologna gegangen, in die Hochburg mittelalterlicher Rechtsgelehrsamkeit mit der berühmten Universität. Dort hielt er sich mit dem Abschreiben juristischer Bücher über Wasser. Er besaß eine präzise Handschrift und gute Lateinkenntnisse. Deshalb kam er schnell in den Ruf, besonders zuverlässige Abschriften zu liefern, bei denen man nicht fürchten mußte, daß bolognesische Dialektfehler in den lateinischen Text mit einfließen. Dies kam auch einem Juraprofessor zu Ohren. Dieser übertrug ihm die Reinschrift der authentischen Exemplare seiner Vorlesungen, die die Studenten beim *stationarius* ausleihen konnten, um sie für sich selbst abzuschreiben. Derselbe Professor ermöglichte es ihm auch, sich gratis als Student einzuschreiben. Er wurde *magister artium* (aufgrund seiner soliden Klosterausbildung kein Problem), dann juristischer *baccalarius* und schließlich sogar *licentiatus*. Aber war unser Freund wirklich aus Fossanova entwichen, um der öden Routine des Klosterlebens zu entgehen, nur um jetzt in der routinierten Öde der Paragraphen zu enden? Das erscheint kaum vorstellbar.

So entschied er sich schließlich für Mailand.

Mailand, 1. August (*kalendis Augusti*) 1198, am frühen Vormittag

Es war ein nebliger Tag in der Stadt des heiligen Ambrosius, und ähnlich sah es auch im Kopf des Mailänder Domdekans aus: es war halt gestern etwas spät geworden mit seiner Freundin. Der Diener des Dekans trat ein und sagte: "Ein junger Mann ist gekommen und möchte Euch sprechen." – "Soll morgen wiederkommen." – "Aber er sagt, es sei dringend." – "Ach was, so dringend wird es nicht sein. Er soll morgen wiederkommen, Und nun stör mich nicht weiter." – "Er sagt, er überbringt eine wichtige Urkunde." – "Die kann ich auch morgen noch lesen." – "Er sagt, es sei eine Urkunde des Papstes." Das war übel! Eine päpstliche Urkunde bedeutete entweder Ärger oder Arbeit oder beides, aber man konn-

te sie nicht ignorieren. "Führ ihn in Gottes Namen herein. Aber sag ihm, daß ich nur wenig Zeit habe. Eigentlich gar keine ..."

So trat Giovanni Ciliano in das geräumige Gemach ein, erwies eine tiefe, aber selbstbewußte Reverenz und hielt die Urkunde in die Höhe. "Was willst du?" Der Dekan stand nicht auf und forderte den Gast auch nicht auf, sich zu setzen. Dieser schien das gar nicht zu bemerken, sondern sagte mit sonorer Stimme: "Ich überbringe einen Befehl seiner Heiligkeit, unseres Herrn Papstes Innozenz." Dabei legte er die Urkunde mit Schwung auf den Tisch, so daß das typische Klappern der Bleibulle auf der Holzplatte zu hören war. Der Dekan sah mürrisch auf, schaute die Urkunde an – ein relativ kleines Blatt von nicht mehr als drei Handspannen Breite und zweien in der Höhe, aber mit der wohlbekanntesten Bleibulle am unteren Rand hängend. Er begann, so mochte es scheinen, sie zu lesen. Aber dann knurrte er mürrisch: "Ich werde sie mir nachher ansehen. Komm morgen wieder!" – "Aber es ist eine Urkunde des Herrn Papstes!" wagte der Diener einzuwerfen. "Ihr solltet sie sofort lesen!" Der Dekan holte wütend mit dem Arm aus, besann sich dann aber – immerhin war ein Fremder im Raum – und sagte: "Hol mir den Schulmeister! Ich habe meine Brille verlegt."

Der Domscholaster wurde mitten aus einer Unterrichtsstunde geholt, aber das war dem Dekan gleichgültig. Die Schüler liefen johlend in den Kreuzgang, jedoch der kleinste und der größte von ihnen folgten dem Lehrer. Der Kleine schlüpfte heimlich mit in den Raum und versteckte sich hinter einem Betpult; der Große trat von außen an das hochliegende Fenster und schaute hinein. Die beiden berichteten später unter Zusammenführung der akustischen und der optischen Wahrnehmung ihren Schulkameraden, wie es weiterging.

Der Scholaster trat ein. "Ich habe meine Brille verlegt", sagte der Dekan (verräterisches Zucken der schulmeisterlichen Mundwinkel). "Bitte lest mir diese Urkunde vor, die unser junger Freund hier uns überbracht hat. Wie war noch gleich Euer Name?" – "Iohannes de Ciliano, Herr Dekan, zu Diensten." – "Aber nehmt doch Platz!" sagte der Schulmeister zu Giovanni und begann die Urkunde zu lesen, und zwar sofort mit lauter Stimme, wie es damals noch üblich war. Und so erfuhr der Dekan, daß der Papst befehle, den Iohannes de Ciliano unverzüglich ins Mailänder Domkapitel aufzunehmen. "Das kann nicht sein!" rief der Dekan. "Wir haben doch erst im Februar ..." – "Der ehrwürdige Herr Domdekan", fiel der Scholaster diesem schnell ins Wort, "wird die Urkunde auf der nächsten Kapitelssitzung vorlegen. Ihr erhaltet dann Bescheid über den Termin der *installatio*. Aber seid nicht ungeduldig, es kann einige Tage dauern. Einige der Herrn Kapitular sind in der Sommerfrische und müssen erst benachrichtigt werden."

Giovanni verneigte sich und verließ den Raum. Der kleine Schüler folgte ihm und fragte: "Bist du der neue Lateinlehrer?" – "Wer weiß?"

Mailand, am selben 1. August (*hoc ipso die*) 1198, nachmittags

Tatsächlich fand die Sitzung des Domkapitels nicht in einigen Tagen statt, wie der Scholaster geistesgegenwärtig behauptet hatte, sondern noch am selben Nachmittag. Sie nahm einen sehr heftigen Verlauf. Kaum hatte der Dekan berichtet, daß da ein Kandidat für das Kapitel mit einem päpstlichen Einweisungsmandat erschienen sei, brach ein wütendes Geschrei los. "Da sieht man, daß auf Rom kein Verlaß ist", riefen mehrere. "Wir hätten uns die Ausgaben für das Nichtaufnahme-Privileg sparen können. Es ist das Pergament nicht wert, auf dem es steht." – "Ich habe es ja gleich gesagt, der Papst ist zu jung und unfähig."

– "Und du hast dem Typen natürlich sofort die Aufnahme zugesagt." – "Du hättest einfach sagen sollen: es ist kein Platz frei. Komm in zwei Jahren wieder."

Nach einer Weile änderte sich der Tenor, und der Ton gegenüber dem Dekan verschärfte sich: "Du vertrittst unsere Interessen viel zu nachlässig. Dein Bettschatz ist dir viel wichtiger." – "Man sollte dich als Dekan absetzen." – "Wir müssen sofort den Herrn Erzbischof benachrichtigen, damit er tut, wozu der Dekan nicht imstande ist."

Nachdem sich allmählich die erste Wut ausgetobt hatte, warf ein jüngerer Domherr die Frage ein: "Ja ist diese Urkunde denn überhaupt echt?" – "Wir sollten erst einmal den Text hören. Herr Dekan, lest sie doch vor!" Der Dekan übergab das Pergament dem Scholaster: "Bitte, tut das für mich! Mir ist gestern Nacht die Brille abhanden gekommen." – "Vielleicht liegt sie noch im Bett", fügte kichernd ein anderer hinzu. Aber dann gelang es dem Scholaster doch, sich Ruhe zu verschaffen und mit wenigen Unterbrechungen die Urkunde vorzutragen.

"Der Wisch kann doch gar nicht echt sein." – "Aber es hängt die richtige Bleibulle daran. Ich habe sie mit der an der Urkunde vom Februar verglichen." – "Dann ist das Ding erschlichen." – "Und der Dekan fällt auf so etwas herein und sagt dem Knaben gleich die Admission zu." Aber der Scholaster erläuterte: "Seine Ehrwürden haben nur so getan, als hielten sie die Urkunde für echt. So können wir ihn in Sicherheit wiegen, falls er ein Betrüger ist, und seiner habhaft werden, wenn sich der Betrug nachweisen läßt."

Das fand allgemeine Zustimmung. "Aber wie sollen wir vorgehen? Ich kann nichts an der Urkunde finden, das verdächtig aussieht. Schaut sie selbst an." Das Blatt ging von Hand zu Hand. "Echt oder nicht echt, der Papst hat sein Wort gebrochen. Er hat uns feierlich bestätigt, daß wir niemanden aufnehmen müssen." Nun meldete sich der Kantor zu Wort, der sich an frühere Fälle erinnerte und auf eine lange Erfahrung im Umgang mit der Kurie zurückblickte: "Ich schlage vor, wir fragen in aller Demut beim Herrn Papst an, ob wir das Privileg vom Februar richtig verstanden haben." – "Natürlich haben wir es richtig verstanden!" – "Gewiß, aber ein wenig äußerliche Demut kann in Rom nie schaden." – "Und wir werden", fügte der Scholaster hinzu, "die neue Urkunden mit dazu legen. Vielleicht ist sie ja wirklich gefälscht; das kann man in Rom sicher besser feststellen als wir hier bei uns."

Und so wurde es beschlossen. "Herr Kantor und Herr Scholaster, gleich morgen macht ihr Euch auf den Weg", verfügte der Dekan, der auf diese Weise seine Autorität wieder zur Geltung bringen konnte. "Und was machen wir inzwischen mit dem jungen Mann?" fragte einer. "Den lassen wir warten. Er läuft uns schon nicht weg." – "Und falls doch, um so besser!"

Rom, 16. August (*postridie assumptionis B. M. V.*) 1198

Der Papst lehnte sich erschöpft in seinem Sessel zurück. Der gestrige Tag, das Fest Mariä Himmelfahrt, war anstrengend gewesen. Er selbst hielt das Fest für nicht so bedeutsam, aber die Römer liebten es. Und daß der Papst selbst die Festmesse hielt und sogar predigte – eine kurze, nicht allzu theologische Predigt mit blumigen Worten, in italienischer Sprache –, das riß die Römer zu Begeisterungstürmen hin, denn das war schon seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen. Normalerweise verließen die hohen Herrn Rom im Hochsommer, aber Innozenz hatte sich nicht getraut, das zu tun: wer wußte, was dieser anmaßende Stadtpräfekt de Vico dann aushecken würde, der sich für den eigentlichen Herr-

scher Roms hielt? Er würde ihn bekämpfen oder, noch besser, durch eine Umarmungstaktik unschädlich machen müssen.

Während der Predigt hatte ihn eine plötzliche Fieberwelle durchzuckt, aber er hatte sich nichts anmerken lassen. Auch jetzt überlief ihn wieder ein Fieberschub. Hoffentlich hatte er sich nicht mit einer dieser Krankheiten angesteckt, für die der römische Hochsommer berüchtigt war. Würde es ihm gehen wie Heinrich VI.? Aber er hatte doch noch so viel zu tun! Im Augenblick beschäftigte ihn der Fall seines Jugendfreundes Konrad von Querfurt, der ohne päpstliche Erlaubnis vom Bistum Hildesheim zum Bistum Würzburg gewechselt war. Das konnte er nicht durchgehen lassen, auch wenn es ihn schmerzte, seinen vertrauten Studienkollegen exkommunizieren und absetzen zu müssen.

Er legte in melancholischer Stimmung das Blatt zur Seite und griff zur nächsten Nachricht. Eine Beschwerde des Mailänder Domkapitels: warum er dem Iohannes de Ciliano einen Platz im Mailänder Domkapitel angewiesen habe, obwohl er ihnen doch erst vor sechs Monaten das Privileg erteilt hatte, daß er genau das nicht tun werde? Er erinnerte sich genau: sie waren schon damals so penetrant gewesen, aber er hatte es für gut befunden, mit ihnen eine freundschaftliche Beziehung einzugehen. Irgend etwas konnte da nicht stimmen. Sollte die neue Urkunde gefälscht sein?

Er erinnerte sich, wie kurz nach seiner Wahl falsche Urkunden seines Vorgängers Cölestin aufgetaucht waren, mit einem so plump nachgemachten Siegel, daß es jedem auffallen mußte. Nun gut, nicht jeder hatte schon einmal eine päpstliche Urkunde gesehen, aber die Leute waren damals aufmerksam geworden und hatten ihm die Fälschung zur Prüfung vorgelegt. Waren die Mailänder ebenso intelligent, oder wollten sie nur stänkern? Nein, sie hatten ihrem Brief tatsächlich das inkriminierte Stück beigelegt. Er würde es genau untersuchen.

Seine Müdigkeit und sein Fieberanfall waren wie weggeblasen, denn sein Jagdeifer erwachte. Er schaute die Urkunde an: die Schrift war ein bißchen ungeschickt, aber er hatte, kaum daß er gewählt war, eine solche Urkundenproduktion begonnen, daß die Kanzlei wohl Aushilfsschreiber einstellen mußte. Einen zweiten Plumbator hatte es ja auch gebraucht. Die Formulierungen waren stellenweise etwas ungeschickt, aber auch er hatte sich erst in den *stilus curiae* hineinfinden müssen. Aber trotzdem: er mußte sich doch erinnern, wenn er so etwas genehmigt hätte! So alt, so vergeßlich war er doch noch nicht, zumal im Falle Mailands! Irgendetwas konnte da nicht stimmen.

Er ließ nachdenklich das Pergamentblatt sinken, dabei klapperte die Bleibulle auf dem Tisch. Er schaute das Siegel genauer an, und siehe da! an der Stelle, wo der Faden ins Blei eintritt, zeigte sich eine kleine Verdickung. Er nahm das Siegel hoch und begann, ganz vorsichtig an dem Faden zu ziehen, wirklich ganz vorsichtig, er wollte ja nichts beschädigen. Und siehe da! der Faden ließ sich ohne jede Kraftanwendung ganz einfach aus dem Blei herausziehen. Er hatte wirklich keine Kraft angewendet, nicht etwa daran gezerrt oder gerissen, sondern nur ganz sanft gezogen. Der Fälscher hatte also das Siegel von einer anderen Urkunde abgenommen und an sein Falsifikat umgehängt; dabei mußte er natürlich den Faden zerschneiden und wieder zusammen drehen.

Jetzt sprang der Papst aus dem Sessel hoch und hätte beinahe das Beweisstück zu Boden fallen lassen, aber er konnte es gerade noch auffangen und auf den Tisch legen. Das war ja unglaublich: schon wieder ein Fall von Urkundenfälschung! Er lief aufgereggt im Zimmer hin und her, beruhigte sich dann aber. Daß er den Mailändern schreiben und sie loben mußte, war klar. Daß der dreiste Mächtigerndomherr an die Kurie zur Bestrafung geschickt werden mußte, war

auch klar. Aber das allein reichte nicht aus. Er mußte Vorsorge für die Zukunft treffen. So etwas durfte nie wieder vorkommen, nie nie nie!

Aber wie sollte er vorgehen? Er mußte alle Domkapitel und alle kirchlichen Richter auf der ganzen Welt warnen, ihnen aufzeigen, worauf sie achten mußten, wenn ihnen eine Urkunde vorgelegt wurde, mochte sie noch so unschuldig ausschauen. Aber worauf mußte man eigentlich achten? Er selbst hatte – so mußte er sich ehrlich eingestehen – den Fehler nur durch Zufall entdeckt. Daß nichts radiert sein durfte, schon gar nicht bei den Namen, das wußte jeder. Aber diese raffinierteren Methoden, diese heimtückischen Techniken, was gab es da noch alles? Wer konnte ihm da Auskunft geben?

Rom, im Kerker, 17. August (*XVI° kalendas Septembris*) 1198

Der Gefängniswärter stieß mit lautem Knall die Zellentür auf und befahl dem Giovanni [Nachname der Redaktion bekannt], ihm zu folgen. Vor der Tür fesselte er ihm die Hände und stieß ihn den Gang vor sich her. "Noch ein Verhör, oder führen sie mich zum Galgen?" fragte sich der Häftling, der hier einsaß, weil er beim Fälschen von Urkunden überrascht worden war. Aber ihr Weg führte ihn weder hierhin noch dorthin, sondern über die Straße zum Lateranpalast und dort in einen Raum, in dem ein relativ junger Mann in einem Sessel saß. Der Wärter gab dem Häftling einen derben Stoß und raunzte ihn an: "Knie nieder vor seiner Heiligkeit!"

Da wurde Giovanni N. klar, daß der Mann vor ihm der Papst war. "Giovanni, ich habe eine Bitte an dich, und wenn du sie mir erfüllst, werde ich dich – vielleicht – begnadigen." – "Ich tue alles, was Ihr wollt." – "Gut: erkläre mir, wie man Urkunden fälscht." Es wurde ein recht langes Gespräch, auch weil keiner der Gesprächspartner darauf aus war, es abzukürzen: der Papst nicht, weil er genau informiert werden wollte, und Giovanni nicht, weil er so den Zeitpunkt, zu dem er wieder ins Gefängnis geführt würde, hinausschieben konnte. Aber dazu kam es nicht, denn Innozenz hielt Wort: er begnadigte ihn (inklusive eines vollkommenen Ablasses), ließ ihm neue Kleider geben, dazu 5 fl. (in kleiner Münze), befahl ihm dann, Rom heute noch zu verlassen, und zwar nach Süden – also in der Gegenrichtung zu Mailand –, und schließlich: diese Gnade werde ihm kein zweites Mal zu teil werden.

Am nächsten Tag empfing er einen weiteren Häftling, ebenfalls einen Giovanni, zu einem gleichartigen Gespräch. Ihm befahl er, Rom in Richtung Norden zu verlassen, denn seine beiden Gewährsleute sollten sich ja nicht etwa begegnen. Dann machte er sich dann daran, die Urkunde nach Mailand zu konzipieren, will sagen: sie einem Sekretär zu diktieren*. Er schilderte zunächst mit sichtlichem Stolz, wie die Domherrn bei ihm angefragt hätten und wie clever er die Fälschung aufgedeckt hatte. Aber dann fuhr er fort:

"Damit Ihr aber in Zukunft die verschiedenen Arten von Fälschungen Unserer Urkunden besser erkennen könnt, wollen Wir sie in diesem Schreiben näher erläutern.

- Die erste Art von Fälschungen besteht darin, daß ein falsches Siegel an eine falsche Urkunde angehängt wird.
- Die zweite, daß aus einem echten Siegel der Faden vollständig herausgezogen und das Siegel mit einem anderen Faden an die falsche Urkunde angehängt wird.

- Die dritte, daß der Faden unter der Plika durchgeschnitten und das echte Siegel an eine falsche Urkunde umgehängt wird."

Hier blickte er auf und sagte zu dem Sekretär: "So hat es dieser B... Ciliano gemacht." (Welches unfreundliche Wort er unterdrückte, ist nicht überliefert.)

- "Der vierte Fall ist, daß auf der Urkunde etwas durch eine zarte Rasur verändert wird.
- Der fünfte, daß die Schrift der Urkunde mit Wasser oder Wein vollständig abgewaschen und getilgt wird, das Pergament dann mit Kalk und den anderen Mitteln gemäß der Kunst der Pergamentmacher geweißt und dann neu beschrieben wird.
- Der sechste, daß das Pergament vollständig abgewaschen und abgeschabt wird und ihm dann mit einem stark haftenden Leim ein bereits beschriebenes hauchdünnes Pergamentblatt gleicher Größe aufgeklebt wird."

"Auf diese Methode wärest du wohl auch nicht gekommen", sagte er zum Sekretär. "Dabei kann man sogar mehrere Versuche unternehmen."

Mailand und Umgebung, 25. August (*VIII° kalendas Septembris*) 1198

Während all dies geschah, hing Giovanni Ciliano zwischen Himmel und Hölle. Und zwar gleich in mehrfachem Sinn. Zunächst einmal wartete er mit zunehmender Ungeduld auf die Antwort des Domkapitels, seit mittlerweile über drei Wochen, aber er traute sich nicht nachzufragen. Die Wartezeit wurde für ihn auch zu einem finanziellen Problem, denn seine Rücklagen schmolzen mit rasender, ja geradezu höllischer Geschwindigkeit; auf der Anreise hatte er in Faenza schon eines seiner fünf Bücher verkaufen müssen. Zuerst wohnte er in Mailand selbst, aber das konnte er sich schnell nicht mehr leisten. Mein Gott, hatten die Preise in der Großstadt! Er zog sich deshalb aufs Land in der Umgebung der Stadt zurück, wo alles viel billiger war. Gelegentlich konnte er für die Bauern einen Brief lesen oder auch schreiben, was ihm gewöhnlich eine Einladung zum Essen einbrachte, einfache, für ihn ungewohnte, aber nahr- und schmackhafte Mahlzeiten. Ansonsten durchstriefte er auf dem Rücken des getreuen Tancredi die Landschaft und begann, ohne es selbst wirklich zu bemerken, nach Orten Ausschau zu halten, an denen er später eine Kapelle zur Buße für seine Sünden errichten könnte.

Zum zweiten war er unsicher, ob die Mailänder seiner Urkunde wirklich glauben würden, so viel Mühe er sich auch bei ihrer Herstellung gegeben hatte. Der Dekan war ein hochfahrender, aber dummer Kerl, der wahrscheinlich nicht einmal richtig lesen und schreiben konnte. Von wegen, er habe seine Brille verlegt! Er kannte den Blick, mit dem Analphabeten auf Texte schauten, um so zu tun, als läsen sie sie. Aber der Schulmeister schien intelligenter und damit gefährlicher. Immer wieder ließ Giovanni die Worte durch den Kopf gehen, die sie bei seinem Besuch gesagt und wie sie sie gesagt hatten. Und dabei wurde er immer unsicherer. Oder sah er Gespenster? Suchte er nach geheimen Anzeichen, die es gar nicht gegeben hatte?

Kein Wunder, daß diese Gedanken ihn bis in die Träume verfolgten. Und er träumte jede Nacht, heftig und chaotisch. Der Kaufmann suchte ihn auf, verlangte sein Erbe zurück und schilderte ihm, wie es ihm selbst in der Hölle erging, und zwar mit exakt den Worten, die Giovanni in den Heiligenlegenden gehört hatte, die im Kloster während der Mahlzeiten vorgelesen wurden. Der Plumbator erschien und schlug mit dem Bullenstempel auf ihn ein (dabei war das Bleisiegel

das einzige an seiner Urkunde, das unzweifelhaft echt war). Der Neffe stand auf den Schultern seines Onkels, den er immer tiefer in einen feurigen Sumpf hinunterdrückte, und fuchtelte mit den Armen. Der Gastfreund aus Perugia hielt ihm helfend die Hand hin, aber er konnte sie nicht greifen, weil die fünf gestohlenen Bücher ihn in die Tiefe zogen. Und zu allem klang, von seiner eigenen Stimme gesungen, das Vaterunser, aber in rückläufiger Reihenfolge der Buchstaben.

Wenn er dann am Morgen erwachte, war er völlig erschöpft statt ausgeruht. Und wenn dann noch der graue Nebel der Poebene die Sonne verschluckte, kam ihm der Gedanke: noch war es nicht zu spät! Noch mußte er sein künftiges Leben nicht auf eine Sünde aufbauen. Er konnte die Urkunde Urkunde sein lassen und einfach verschwinden. irgendwohin, wo ihn niemand kannte. Zweimal saß er bereits auf dem Rücken Tancredis, um diesen Vorsatz in die Tat umzusetzen, aber dann brach die Sonne durch den Nebel, und alles sah viel freundlicher aus. "Einen Tag warte ich noch ..."

Rom, 4. September (*II° nonas Septembris*) 1198

Der erste Entwurf der päpstlichen Urkunde nach Mailand erfuhr noch einige Ergänzungen und Verbesserungen, aber heute war er endlich fertig, wurde von einem zuverlässigen Schreiber ins Reine geschrieben und mit dem Siegel versehen – einer echten Bleibulle mit originalem Hanffaden, versteht sich – und einem Cursor in die Hand gedrückt, der sie nach Mailand bringen sollte. Das Konzept bewahrte der Papst natürlich auf; man fand es später in seinem Nachlaß.

Monza, 12. September (*II° idus Septembris*) 1198

Während die Urkunde des Papstes nach Mailand unterwegs war, trafen dort am 11. September auch Bruder Furetto und sein Begleiter ein. Zuvor hatten sie vergeblich in den Klöstern ihres Ordens in Fiatra südöstlich der Stadt, dann in Morimondo, Chiaravalle und Fonteviva angefragt. Sie betraten die Weltstadt in der Poebene, waren aber von ihrer Größe verwirrt und wußten nicht, wo sie zu suchen anfangen sollten. Sie fragten auf dem Gemüsemarkt, aber die Händler antworteten ihnen in einem so schwer verständlichen Dialekt, daß sie kein Wort verstanden. "Hier kommen so viele Leute vorbei", beschied sie endlich ein Geistlicher, den sie auf Latein ansprachen und der seinerseits leidlich Latein sprach, "wie sollte man sich da an einen einzelnen Mönch erinnern? Und wenn er verkleidet war, erst recht nicht. Nein, hört auf zu suchen, geht lieber in den Dom und betet! Dafür seid ihr doch da!"

Da verließ beide der Mut. Sie gingen wieder aus der Stadt und fanden schließlich im Nachbarort, in Monza, ein Nachtquartier. Am nächsten Morgen sagte der eine zum andern: "Es hat keinen Sinn mehr. Wir können ihn nicht finden. Kehren wir nach Hause zurück!" Und sie verließen den Ort in Richtung Süden. Schade! Hätten sie nur noch einen einzigen Tag durchgehalten, wären sie dort in Monza und in genau diesem Gasthaus einer interessanten Person begegnet ...

Monza, 13. September (*idibus Septembris*) 1198

Als Innozenz III. am 17. und 18. August Giovanni und Giovanni verhörte, begnadigte und ihnen befahl, die Stadt nach Süden bzw. nach Osten zu verlassen, taten beide dies auf der Stelle. Sie waren überglücklich, denn so entgingen sie lebenslänglicher Haft, wenn nicht gar Schlimmerem – von dem, was sie im Jenseits erwartet hätte, ganz zu schweigen. Sie waren aber eben doch Schlitzohren, und deshalb kamen Giovanni der Südliche nach drei Tagen, Giovanni der Östliche sogar schon nach zwei Tagen zu der Überzeugung, sie hätten den Befehl des Papstes nun treulich befolgt, und änderten die Richtung ihres Weges nach Norden. Beide stammten nämlich aus der Lombardei und wollten dieses grauenvolle Mittel- und Süditalien möglichst schnell hinter sich lassen.

So kam es, daß sie sich am 13. September in einer Kneipe in Monza eine Wegstunde vor Mailand begegneten. Sie saßen am selben Tisch, waren anfangs eher wortkarg, bis je ein Liter Wein ihre Zungen löste. Das Gespräch, dessen Verwicklungen wir hier nicht nachverfolgen wollen, endete schließlich nach zwei Stunden damit, daß jeder im anderen sein Spiegelbild erkannte. Da riefen sie wie aus einem Munde: "Evviva papa Innocenzo!"

Dies hörte ein weiterer Giovanni, der eigentlich anders hieß und am Nebentisch saß. "Wie heißt denn du?" fragten Giovanni und Giovanni, "und was führt dich hierher?" – "Ich heiße Giovanni" – großes Hallo – "und habe eine lange Geschichte hinter mir." – "Laß uns nicht dumm sterben und erzähle!" – "Ich stamme eigentlich aus Apulien." – "Das hört man", fiel ihm Giovanni der Südliche ins Wort. ("Nichts hört ihr, ihr Trottel", dachte Giovanni Ciliano, Da kann wieder einmal jemand den Dialekt von Gaeta und den von Bari nicht auseinander halten. Ob ich wirklich den Rest meines Lebens unter diesen Tölpeln verbringen soll?" Aber das sagte er natürlich nicht laut.) "Dort war ich Lehrer an einer Klosterschule", fuhr er fort. "Aber mich haben Soldaten entführt und gezwungen, sie auf dem Kreuzzug Kaiser Heinrichs als Schiffskaplan zu begleiten. Bei der Belagerung von Jerusalem geriet ich in die Gefangenschaft der Ungläubigen. Aber ich konnte ihnen entfliehen, indem ich mich an der Unterseite eines Hammels festklammerte, als die Herde auf die Weide getrieben wurde. Ich schlug mich verkleidet bis nach Österreich durch. Doch dort begegnete ich meinem früheren Herrn. Der erkannte mich, aber ich holte mit dem Schwert aus und schlug ihn von Kopf bis Fuß entzwei, so daß auf jeder Seite seines Pferdes ein halber Körper herunterfiel." ("Da begannen wir doch ein wenig zu zweifeln," sagte Giovanni der Östliche, als sie vier Tage später vor dem Mailänder Domkapitel verhört wurden. "Aber wir waren auch schon bei der dritten Flasche Wein", fügte Giovanni der Südliche hinzu. "Laßt sie laufen", meinte da der Domscholaster, "das sind keine brauchbaren Zeugen.") "Die Geschichte muß ich mir merken," dachte Giovanni Ciliano bei sich. "Sie ist viel spannender als das, was ich wirklich erlebt habe."

Noch am selben Abend machte er sich nach Mailand auf, denn dort sollte er morgen definitiv ins Domkapitel aufgenommen werden. Bestimmt hatte in Rom niemand seine Fiktion bemerkt, und die Herren mußten beschämt Abbitte bei ihm leisten. Dann würde er sofort die *corporalis possessio* seines Kanonikats ergreifen, einen Bankier bevollmächtigen, den wackeren Tancredi durch ein rassiges Reitpferd ersetzen – das konnte er sich jetzt ja leisten – und die Stadt auf immer verlassen. Bis auf den letzten Punkt lief aber alles anders.

Mailand, 14. September (*XVIII° kalendas Octobris*) 1198

Endlich war es so weit: die ersehnte Antwort des Papstes war eingetroffen. Das Domkapitel trat zur Sitzung zusammen, um der Weisheit des Pontifex zu lauschen; auch der Ciliano war erschienen, denn er erwartete ja, daß seine Rechte bestätigt würden (oder er gab wenigstens vor, dies zu erwarten, wie hätte er anders handeln können?). Der Dekan öffnete das Schreiben und starrte es einige Momente lang an. Dann übergab er es dem Scholaster, der besser lesen konnte als er, und dieser trug es mit lauter Stimme vor:

"Innozenz, Bischof, Diener der Diener Gottes usw. usw." Er übergab die Formeln und den Bericht über die Vorgeschichte, da man schnell die Entscheidung des Papstes hören wollte, und da hörte man: "Da Ihr nun diese Urkunde, als umsichtige und kluge Männer, an Uns zurückgeschickt habt, damit Wir aus ihrer Betrachtung zuverlässiger erkennen könnten, ob sie wirklich mit Unserem Wissen und Willen ausgestellt worden sei, ist Uns an ihr mehr aufgefallen, als Ihr vermutet habt." Ein Raunen ging durch die Versammlung.

"Denn obwohl Wir wegen ihres Wortlautes und der Form der Buchstaben ein wenig zu zweifeln begannen, hing doch Unser echtes Bleisiegel an ihr, was Uns zunächst in heftiges Erstaunen versetzte, denn Wir waren ganz sicher, daß die Urkunde nicht mit Unserem Wissen und Willen ausgestellt war." (Bravo!) "Als Wir dann aber das Bleisiegel von allen Seiten sorgfältiger betrachteten, entdeckten Wir an seinem oberen Teil, dort, wo es an dem Faden hängt, eine leichte Verdickung. Und als Wir dann an dem Faden an der verdickten Stelle ganz vorsichtig ein wenig zu ziehen begannen, ließ sich der Faden mühelos von dem Siegel ablösen, und dieses hing nur noch an der anderen Hälfte des Fadens an der Urkunde fest. Und jetzt wurde auch an der Oberkante der Bleibulle ein Einschnitt sichtbar. Dadurch wurde Uns zweifelsfrei klar, daß dieses Siegel von einer anderen Urkunde abgenommen und der vorliegenden Urkunde zum Zwecke der Fälschung angehängt worden ist." (Halleluja! Es gibt noch Gerechtigkeit auf Erden!)

"Der Text ist noch nicht zu Ende", sagte der Scholastikus und las den zweiten Teil über die Fälschungsmethoden vor, den wir vorhin schon kennengelernt haben. "Er ist jung, aber er ist sehr intelligent", meinte der Dekan. "Wir sollten ihn nicht unterschätzen." – "Wir sollten unbedingt sofort den Herrn Erzbischof informieren", fügte der Scholastikus an. Und alle stimmten ihm zu und begannen lärmend und fröhlich aufeinander einzureden. Einige standen sogar auf, um die Sitzung zu beenden.

"Und was geschieht jetzt mit dem Betrüger Ciliano?" fragte schließlich der jüngste Kanoniker. Aber wo war Ciliano überhaupt? Man konnte ihn nicht finden, denn er hatte sich, während die älteren Domherrn sich triumphierend in die Arme fielen, heimlich verdrückt. Und es gelang auch später nicht, ihn zu aufzutreiben

...

irgendwann (*ad kalendas Grecas*)

Tancredi (das Maultier, nicht der entlaufene Mönch) stand verloren am Rande einer Wiese. Es hatte im Laufe seines Lebens mehrere Herren gehabt, aber der letzte hatte es am besten behandelt. Einmal hatte er es sogar umarmt. Jetzt war er plötzlich verschwunden. Da verstehe einer die Menschen ...

Rom und Deutschland, Mitte des 13. Jahrhunderts

Jahre später ließ Papst Gregor IX. das Kirchenrecht sammeln und dafür alle wichtigen Entscheidungen seiner selbst und seiner Vorgänger zusammenstellen. Dazu gehörte natürlich auch die Urkunde Innozenz' III. an die Mailänder, und so können wir sie noch heute nachlesen unter dem Titel *Liber Extra V, 20 [de crimine falsi], 5**, und wer mag, kann sie zu einem kleinen historischen Kriminalroman entfalten.

Ebenfalls noch im 13. Jahrhundert machte sich ein deutscher Kleriker daran, die Warnungen des Papstes an die hiesigen Verhältnisse anzupassen*, die ein wenig anders waren als die päpstlichen, denn bei uns wurden die Urkunden mit einem Siegel aus Wachs und nicht aus Blei beglaubigt. Vieles ist aber auch ähnlich, so die Methode, den Siegelfaden durchzuschneiden und an der neuen Urkunde wieder zusammenzudrehen, wie Giovanni Ciliano es getan hatte. An diesen Abschnitt fügte der Autor aber noch den folgenden bemerkenswerten Satz an: "Aber das muß man die Frauen machen lassen, denn die haben geschicktere Hände."

II.

Die causa Domenico Gentile

**Ein Kriminalfall an der päpstlichen Kurie
aus der italienischen Renaissance
des Jahres 1489**

zur Zeit Papst Innozenz' VIII.



Innozenz VIII.

Rom, im Kloster des heiligen Johannes, 7. September (*septimo idus Septembris*)* 1489 (*anno dominice incarnationis M^oCCCC^oLXXX^oVIII^o*, *pontificatus sanctissimi domini nostri domini Innocentii pape VIII anno sexto*)

Mit dem Schweigegebot während der Mahlzeiten nahm man es im Kloster des heiligen Johannes in der 15. römischen Stadtregion* ohnehin nicht so genau. Besonders wenn der Abt abwesend war und der uralte Prior ihn vertrat. Bruder Mathias, der Lektor, trug die Tischlesung dann mit so eintöniger und schleppender Stimme vor, daß der alte Mann schon nach zwei Minuten einnickte. Bruder Matthias blätterte dann schnell zwei Seiten weiter, las nur noch die letzten Sätze des

Textes und schlug das Buch mit lautem Knall zu, denn man wollte ja rasch zum Essen kommen. Der Prior schreckte hoch und sagte reflexartig sein *Tu autem, domine*, und Bruder Matthias reagierte bereits im Herabsteigen von der Kanzel sein *Miserere nobis*.

Danach begann, erst leise, dann immer ungenierter, das Gespräch der Mönche untereinander, besonders wenn der junge Bruder Bernardus zu Gast war, der als Plumbator* in der Kanzlei arbeitete und gerne die neuesten Skandalgeschichten vom päpstlichen Hof zum besten gab; unter einem Papst wie Innozenz VIII. war da immer etwas zu erzählen. Spätestens nach einer Viertelstunde begannen sich die Novizen am Ende der Tafel mit Brotkügelchen zu bewerfen. Der Scholastikus, der am oberen Ende des Tisches neben dem Prior zu sitzen hatte, hob mißbilligend die Augenbrauen, unternahm aber nichts. Bruder Thomas war ein gutmütiger Mann – nicht so, wie sein eigener Lehrer, der verstorbene Bruder Roland, bei dem ein falscher Kasus eine Ohrfeige und ein vergessener Ablativus absolutus schon einmal ein Büschel Haare kosten konnte; er nannte das "die Tonsur nachschneiden".

Wie gesagt, mit dem klösterlichen Schweigen bei den Mahlzeiten nahm man es normalerweise nicht so genau, aber heute, am Montag, dem 7. September 1489, im sechsten Jahr der Regierung seiner Heiligkeit Papst Innozenz' VIII., am Vortag des Festes Mariä Geburt, war die Stimmung gedrückt. Bruder Bernardus, sonst eine sprudelnde Quelle pikanter Anekdoten über den Papst und die Kardinäle und über die Töchter und Söhne des Papstes und der Kardinäle – Bruder Bernardus also saß in sich zusammengesunken da und murmelte fortwährend: "Gott sei Dank habe ich mich darauf nicht eingelassen!" Schließlich faßte sich Bruder Hieronymus ein Herz und fragte ihn: "Was ist denn los, mein Freund? Was bedrückt dich so?" Und Bruder Bernardus setzte zitternd den Becher ab und sagte: "Dominikus ist verhaftet worden." – "Wieso denn Dominikus?" rief der Prior dazwischen, "Bruder Dominikus liegt doch im Hospiz." – "Nicht euer Bruder Dominikus, du alter Trottel", raunzte der Plumbator daraufhin, wobei er bei der freundlichen Anrede die Stimme senkte. "Mein Freund Dominikus Gentile aus Viterbo, der Skriptor, der Sohn des päpstlichen Leibarztes." – "Und warum?" fragte Bruder Matthias. "Er soll Urkunden gefälscht haben", erwiderte der Plumbator. "Au fein", riefen daraufhin die Novizen, "das gibt eine Hinrichtung! Dürfen wir zuschauen?" Das war dann selbst dem gutmütigen Scholastikus zu viel. Er sprang auf, lief zum Ende der Tafel, und es hagelte Ohrfeigen für die Rotzbuben; und wenn ihm Bruder Prudentius nicht in den Arm gefallen wäre, hätte er auch

mit dem Wasserkrug zugeschlagen. Als sich der Tumult etwas gelegt hatte, fragte Bruder Gregorius: "Aber ist das denn wirklich wahr?" – "Ich fürchte, ja," resignierte Bruder Bernardus. "Nicht nur er ist verhaftet worden, sondern auch Francesco Maldente, Battista da Spello, Bartolomeo Budello und Lorenzo Signoreto. Und stellt euch vor: sie wollten sogar mich mit hineinziehen!" Und dann zog er die Kapuze über den Kopf und sagte nichts mehr, so sehr ihn die anderen auch bestürmten.

Viterbo, um 1470

Maria Caterina Corleone aus Viterbo war zunächst nicht gerade begeistert, als ihre 16jährige Enkelin Maria Maddalena ihr einen jungen Mann namens Domenico Gentile vorstellte mit der Bemerkung, sie sei unsterblich in ihn verliebt und wolle ihn so schnell wie möglich heiraten. Was sollte denn das? Die Ehen der Kinder wurden von den Eltern arrangiert, und das war gut so. Was hatte Liebe damit zu tun?

Was passieren konnte, wenn man anders verfuhr, hatte sich bei ihrer Tochter Maria Rosa gezeigt: die hatte sich nicht nur in ihren Cousin, den jungen Giambattista Corleone, verknallt, sondern sich auch gleich von ihm schwängern lassen, so daß die beiden heiraten mußten. Cousin und Cousine: das bedeutete päpstlichen Ehedispens wegen zu naher Verwandtschaft, und der kostete einiges (nun gut: das ging von ihrer Mitgift ab), und wenn die Braut schon schwanger war, gleich das Doppelte (*scienter consumato**, wissentlich vollzogen, hieß das im Kanzleijargon); nur gut, daß er sie nicht vergewaltigt hatte (*ex actu fornicario*), das wäre noch teurer geworden. Der Dispens wurde schnell beschafft – man hatte ja Freunde an der Kurie –, aber dann kam die Katastrophe: der junge Bräutigam fiel vom Pferd und brach sich den Hals, die Braut völlig verzweifelt, Frühgeburt, Tod im Kindbett. So stand die Großmutter schließlich mit einem päpstlichen Dispens da, der nutzlos war, und einer unehelichen Enkelin, die sie großziehen mußte. Die ganze Geschichte war Tagesgespräch in der Stadt, so daß sich das Kind auch nicht wie üblich als verspätete Tochter der Großmutter ausgeben ließ.

Solche Gedanken gingen Maria Caterina Corleone durch den Kopf, als die 16jährige ihr den zugegeben fischen jungen Mann präsentierte. Hatte sich die Unbeständigkeit* der Tochter möglicherweise auf die Enkelin übertragen?, fuhr es ihr durch den Kopf. "Du bist doch nicht etwa schwanger?" fragte sie mit Panik in der Stimme, aber die Enkelin lachte nur und sagte: "Großmutter, das heben wir uns für später auf. Oder möchtest du bald Urgroßmutter werden?"

Das war typisch für sie: das Gespräch einfach umzukehren, aber Maria Caterina kannte die Taktik und ging nicht näher darauf ein. Statt dessen betrachtete sie den jungen Mann genauer. Er sah gut aus: seine lange Nase deutete auf Anstand und Kühnheit. (So stand es jedenfalls im *Secretum secretorum**, das sie gelesen hatte.) Seine Stimme war weder zu laut noch zu leise: das versprach Weisheit und Gerechtigkeit. Sein gemessener Schritt ließ auf zukünftigen Erfolg hoffen. Sein volles, aber nicht fleischiges Gesicht erwies ihn als erfindungsreich – das hätte sie im Blick auf die kommenden Ereignisse vorsichtig machen sollen, aber wer konnte das damals schon wissen? Zudem stammte er aus guter Familie: der Vater war Arzt in Viterbo; ihr eigener Hausarzt hatte lobend von ihm gesprochen. Die Mutter war zwar schon gestorben, aber sie hatte ihrem Sohn ein Erbe von 1500 fl. hinterlassen, auf das er Zugriff haben würde, sobald er verheiratet wäre. Zusammen mit den 1000 fl. Mitgift ihrer Enkelin war das ein nettes

Sümmchen*, aus dem sich etwas machen ließ. Außerdem erzählte der junge Mann, sein Vater werde nach Rom gehen als Leibarzt des Battista Cibò, der Kardinal werden sollte, eines bekanntermaßen gutmütigen, aber weichen und eigentlich immer kranken Mannes – also ein einträglicher Posten für einen Arzt, und an der Herstellung der Medizin ließ sich einiges nebenher verdienen; vielleicht kamen ja auch weitere Kardinäle als Patienten hinzu. Zudem: eine uneheliche Tochter zu verheiraten, und das war Maria Maddalena nun einmal, war nicht einfach, auch wenn man das alles in jenen Jahren im Italien der Renaissance nicht mehr ganz so eng sah wie im Mittelalter.

Sie blickte also den jungen Mann fest an und sagte: "Domenico, die hohen Herren sind wankelmütig. Erst versprechen sie dies, aber dann tun sie jenes. Erst sagen sie dem eine Stelle zu, und dann bekommt sie ein anderer. Aber wenn dein Vater wirklich Leibarzt des Kardinals Cibò wird und dann bei mir für dich um die Hand meiner Enkelin anhält, dann bin ich einverstanden."

Und so geschah es dann auch. Mehr noch: der Kardinal selbst unterstützte die Werbung durch zwei huldvolle Zeilen, die er eigenhändig dem Brief des Vaters anfügte. (Es waren zwar drei Orthographiefehler in diesen zwei Zeilen, aber wer von uns ohne Sünde ist ...)

Rom, 1479

Es war schon ein Kulturschock, als Francesco Maldente aus Forlì, der Stadt nahe Ravenna, der im Auftrag seines Bischofs nach Rom reiste, in der ewigen Stadt ankam. In Forlì war er jemand, ein Domherr, den man kannte, den man grüßte, wenn er über die Piazza ging; selbst die jungen Nonnen sahen nicht so züchtig zu Boden, wenn er vorbeiging, wie man eigentlich von ihnen erwarten konnte. In Forlì war er jemand – hier in Rom war er niemand, einer von Tausenden von Bittstellern, den keiner kannte, keiner beachtete, keiner grüßte. Immerhin hatte Alexander Numai, der Bischof von Forlì, der selbst eine Weile als Referendar* an der Kurie in Rom amtiert hatte, die Reise gut vorbereitet. Das Quartier bei der alten Bekannten des Bischofs war akzeptabel – nicht so schmutzig wie die Gasthäuser, die von Deutschen geführt wurden –, er war ausreichend mit Geldmitteln versehen, und er hatte die Stadt unversehrt erreicht.

Gleich am nächsten Morgen machte er sich voller Elan auf, um die Forliviesen zu besuchen, die an der Kurie tätig waren. Der Bischof hatte ihm eine genaue Liste ihrer Namen und Funktionen mitgegeben – kein deutscher Professor hätte sie sorgfältiger recherchieren können.

Aber als er am Abend zurückkehrte, war er ziemlich desillusioniert. Es waren durchweg ältere Männer, die sich für seine Probleme kaum zu interessieren schienen: Matheus de Menghis, Archidiakon von Forlì, empfing ihn mit offenkundigem Mißtrauen, weshalb er sich bald wieder empfahl. Der Mann wirkte schon recht altersschwach, sollte ihn aber – Ironie der Geschichte – dennoch überleben. Von Gaspare Biondo, bei dem zufällig auch dessen Bruder Francesco Biondo zu Besuch war, wurde er zwar freundlich empfangen, aber der alte Mann langweilte ihn mit Geschichten von früher, welche bedeutende Stellung ihrer beider Vater als Sekretär Eugens IV. innegehabt habe, obwohl er verheiratet war – damals, als man an der Kurie noch wirklich arbeiten mußte, nicht wie heute, wo man nur noch die Einnahmen bezog, aber nichts mehr dafür leistete. Die beiden älteren Herren verloren sich in Erinnerungen, als ob er gar nicht anwesend wäre. Auch Antonius von Forlì, Domherr von St. Peter, bot ihm keine große Hilfe. Beim

Kardinal Stephanus de Nardinis, der auch aus Forlì stammte, aber in den 1450er und 1460er Jahren eine beeindruckende Karriere an der Kurie gemacht hatte, sprach er dann gar nicht mehr vor.

Nur gut, daß sein Zimmernachbar eine Darstellung der päpstlichen Kanzlei-praxis verfaßt hatte, die er ihm freundlicherweise auslieh*.

Rom, Ostern (*pascha*) 1484

Als die kleine Reisegesellschaft des jungen Herzogs von Bayern in Rom ankam, ging schon die Sonne unter. Wie schnell es hier im Süden doch dunkel wurde! Der einheimische Reiseführer, den man für die letzte Etappe von Sutri in die Heilige Stadt gemietet hatte, führte die Gruppe zur angegebenen Adresse und verschwand dann ganz eilig; bei Nacht allein durch Rom zu laufen, war nicht empfehlenswert. Die Zimmerwirtin freilich sagte mürrisch: "Ich habe nichts frei, geht woanders hin!" Aber da kam glücklicherweise schon mit fliegender Soutane Wendelin Schwicker herbeigeeilt und fiel sofort Dr. Schreitwein*, dem Hofmeister des jungen Herzogs, in die Arme. Die beiden kannten sich von der Universität Heidelberg her; und der Kontakt war auch nicht abgerissen, als Wendelin aus Speyer nach Rom ging und dort Notar an der Sacra Romana Rota wurde. Er hatte ihnen das Quartier besorgt und war mit der Zimmerwirtin gut bekannt – sehr gut bekannt, wie sich später zeigen sollte, als man zu Bett ging.

Dr. Schreitweit war intelligent und sprachbegabt, aber etwas nervös und pedantisch, mitunter sogar ein wenig vergeßlich – an der Universität hatte man ihn deshalb gerne den "Lesefehler" genannt. Er stammte nicht von reichen Eltern ab, und so war der Rest seines Vermögens für den Erwerb des Dokortitels draufgegangen. Deshalb mußte er sich jetzt als Hofmeister verdingen, also als Lehrer und Reisebegleiter junger Herren von Stande. Der Job beim bayerischen Herzog war ein ausgesprochener Glücksfall für ihn, der ihm außerdem noch erlaubte, Italien kennenzulernen.

Der junge bayerische Herzog war ein nachgeborener Sohn – aus welchem der vielen Teilherzogtümer er stammte, wurde nie so ganz klar – und sollte deshalb später einmal Bischof werden. Für Salzburg würde es wohl nicht ganz reichen, aber Passau oder Regensburg mußte möglich sein, notfalls auch Freising oder Eichstätt, auch wenn man in diesen Miniaturbistümern keine großen Sprünge machen konnte. Aber das war noch Zukunftsmusik; jetzt machte er erst einmal die Kavalierstour durch Italien: Venedig, Parma (dort hatte man mit den Käseherstellern gefachsimpelt, man kannte sich aus, es gab ja genug Almen in Bayern), Bologna, Ravenna, Urbino, Perugia, selbstverständlich Rom, und vielleicht später noch Neapel (nicht um am Grab Konradins* zu beten, sondern weil der junge Mann den Vesuv sehen wollte). Florenz hatte man ausgelassen, dort Station zu machen war unter Sixtus IV. nicht so opportun (Stichwort Pazzi-Verschwörung*), aber man konnte es ja vielleicht auf der Rückreise besuchen.

Der junge Herzog war nicht übertrieben intelligent und auch nicht extrem fleißig, aber er sah sehr gut aus, was den jungen römischen Damen schnell auffallen sollte. Insgesamt machte er seinem Hofmeister wenig Mühe; Dr. Schreitwein hätte es schlechter treffen können. Und wenn der Herzogssohn tatsächlich Bischof wurde, winkte gewiß ein Domkanonikat als Altersversorgung, vielleicht auch eine Professur an einer zu gründenden bayerischen Universität. Warum sollte z.B. Passau keine Universität bekommen?

Gleich am nächsten Morgen machte man einen ersten Stadtrundgang, unter Führung Wendelins, der ja noch im Hause war ... Santa Maria Maggiore, der Lateran (baufällig!), das Kolosseum (ein Trümmerhaufen!), San Pietro in Vincoli, Santa Croce in Gerusalemme (wie schade, daß man den päpstlichen Gottesdienst am Karfreitag versäumt hatte); dann streikten die beiden Deutschen, denn ihnen taten die Füße weh. Auf dem Weg von Santa Maria Maggiore zum Lateran hatte Wendelin es nicht versäumt, ihnen das ominöse Denkmal für die Päpstin Johanna mit dem berühmten *P.P.P.P.P.* zu zeigen, aber Dr. Schreitwein erklärte die Geschichte für erfunden, und Wendelin wußte keine Auflösung für die Abkürzung zu geben. Aber als Einführung in das römische Milieu war das Ganze nicht ungeeignet. Der junge Herzog brachte die Geschichte der Agnes Bernauer* ins Gespräch, aber das blockte Dr. Schreitwein sofort ab.

Rom, 12. August (*pridie idus Augusti*) 1484

Es war ausgesprochen rücksichtslos von Papst Sixtus IV., mitten in der heißesten Zeit des Jahres zu sterben, am 12. August. Das Datum hatte zwar Tradition: Paul II. starb 1471 am 26. Juli, Pius II. 1464 am 15. August, Calixt III. 1458 am 6. August, aber irgendwie gemein und hinterhältig war es doch. Beiläufig: beim Tode Pauls II. erzählte man sich, der Dämon, der in seiner Tiara wohnte, habe ihn schließlich erwürgt. Aber die wahren Dämonen Sixtus' IV., seine Verwandten, hatten eigentlich ein größeres Interesse daran, daß ihre päpstliche Melkkuh noch lange am Leben blieb. Wie dem auch sei: 1484 mußten also die Boten der Gesandtschaften im römischen Hochsommer aufbrechen, um ihren Herren die Neuigkeit mitzuteilen – wie praktisch wäre es, wenn man solche Nachrichten einfach durch die Luft schicken könnte, mögen sich einige gedacht haben –; die Kardinäle mußten aus der Villegiatur in den Albaner Bergen in die Stadt zurückkehren; die Legaten aus ihren Provinzen anreisen, aber das geschah nur sehr langsam.

So kam es, daß der päpstliche Zeremonienmeister in den ersten Tagen der Trauernovene nur wenigen Kardinälen und Botschaftern ihre Plätze in der Peterskirche bei den täglichen Trauergottesdiensten anweisen mußte. Aber obwohl nur so wenige anwesend waren, gelang es den Botschaftern des Herzogs von Mailand und des Dogen von Venedig, in einen handgreiflichen Streit um den bevorrechtigten Platz gleich nach den Kardinälen zu geraten. Unter den Augen des Papstes hätten sie das nicht gewagt, aber der war ja nicht mehr da. Apropos: wo war er wohl? Im Himmel? Im Fegefeuer? In der Hölle? Oder pendelte er zwischen Himmel und Hölle hin und her, wie später Julius II., weil niemand ihn einlassen wollte, weder in den Himmel noch in die Hölle? Oder war er bei Cölestin V. in der Vorhölle (nach dem Bericht Dantes)? Oder schweifte er als Untoter durch Sümpfe und Gestrüpp wie Benedikt IX. (jedenfalls, wenn man Petrus Damiani glauben wollte)?*

Nur einer war uneingeschränkt glücklich über den Tod des Papstes, der Kanzleiregent (*regens cancellariam*), der Stellvertreter des Kanzleileiters. Volle 13 Jahre lang hatte er in der römischen Augusthitze ausharren müssen, denn es war ja seine Aufgabe, während der Kanzleiferien die wenigen Urkunden, die dennoch ausgestellt wurden, an den Türen von St. Peter anzuschlagen. 13 Jahre lang hatte er keine Sommerferien gehabt. Deshalb brach er jetzt so schnell wie möglich in die Albaner Berge auf, um sich endlich einmal zu erholen, ehe nach der Wahl der Streß mit den Wahlanzeigen usw. losging. Ihm begegneten viele eher sinistre Gestalten, die in der Gegenrichtung nach Rom unterwegs waren:

während der Sedisvakanz brach dort immer die Ordnung zusammen, so daß viele krumme Geschäfte möglich waren. Und mit etwas Glück konnte man auch noch dabei sein, wenn nach der Wahl der Kardinalspalast des neuen Papstes geplündert wurde ...

Rom, auf dem Petersplatz, 21. August (*duodecimo kalendas Septembris*) 1484

Der Hofmeister des jungen bayerischen Herzogs, Dr. Schreitwein, wollte seinem Schützling etwas Besonderes bieten: den Einzug der Kardinäle ins Konklave. Pünktlich am 9. Tag nach dem Tode Sixtus' IV. nahm er ihn also mit zum Petersplatz, aber da war tote Hose. Dabei hatte er eigens das Flugblatt mit der Papstwahlordnung besorgt, das die Druckerei im Hause der Massimi hergestellt hatte und jedermann verkaufte, und dort stand eindeutig: am 9. Tag. Schließlich fragte er jemanden und erhielt zur Antwort: die Herren sind noch nicht so weit, sie müssen sich noch mit ihren Bankiers beraten ... "Außerdem ist Herr Ascanio Sforza aus Mailand noch nicht angekommen, und diesen wichtigen Nachbarn des Kirchenstaates darf man nicht verärgern." Der junge Herzog meinte: "Wieso muß man auf die Nachbarn Rücksicht nehmen? Ist der Papst nicht der Vater aller Gläubigen? Der Papst soll doch fromm und gerecht sein, und kein Politiker." Da wurde Dr. Schreitwein unwirsch: "Sei nicht so vorlaut!" Aber insgeheim mußte er seinem Zögling recht geben.

Zur gleichen Stunde saßen im Palazzo des Kardinalgroßpönitentiars Giuliano die drei Kardinäle der Familie Rovere zusammen, die Verwandten des verstorbenen Papstes, um sich über die Wahl abzustimmen; auch der angeheiratete Kardinal Raphael Riario war gekommen, den Sixtus IV. noch kurz vor seinem Tode auf den Posten des Kardinalkämmerers gehievt hatte. Giuliano erklärte, eigentlich sei er selbst der beste Kandidat. Aber da brach Cristoforo della Rovere in schallendes Gelächter aus, und Domenico della Rovere sagte. "Ja weißt du denn nicht, daß der Neffe des verstorbenen Papstes niemals gewählt wird? Du wirst dich noch gedulden müssen. Pietro Barbo mußte auch zwei Vorgänger abwarten, ehe er Paul II. wurde. Und brich nicht in Tränen aus, wenn du es nicht wirst, wie damals im Konsistorium; das war so was von peinlich!" – "Aber wer kommt dann in Frage?" – "Vielleicht der Sforza?" – "Gott bewahre uns vor diesem aufgeblasenen Hohlkopf!" – "Lassen wir Gott aus dem Spiel! Was hat der denn mit der Wahl zu tun?"

Daraufhin stockte der Sprecher, schlug sich auf den Mund, und es wurde einen Moment ganz still im Raum – so etwas dachte man vielleicht, aber man sagte es doch nicht laut ...

Der Riario fand als erster die Sprache wieder: "Vielleicht wird es Rodrigo Borgia, der Vizekanzler; der ist schon lange scharf auf den Posten." – "Damit sich wieder die Katalanen bei uns breit machen, wie bei Calixt III.? Alles, nur das nicht." – "Oder Francesco Piccolomini? Der ist Neffe eines Papstes und beim Volk sehr beliebt." – "Aber weltfremd und naiv und so fromm. Der kommt noch auf die Idee, eine 'Kurienreform' anzugehn, und was das für unsere Finanzen bedeuten würde, wißt ihr." – "Wir brauchen einen schwachen Papst, eine unsichere Marionette, die wir aus der zweiten Reihe steuern können, und ich weiß auch schon, wen."

Rom, am Eingang zum Vatikan, 26. August (*septimo kalendas Septembris*) 1484

Aber am 26. August war es soweit. Die Kardinäle versammelten sich auf dem Petersplatz, selbst der Kardinal von Mailand, Ascanio Maria Sforza, war gerade noch rechtzeitig eingetroffen. Die Römer witzelten, die schwere Geldkassette habe seine Fahrt verlangsamt. mehrmals sei die Achse des Wagens gebrochen, und sieben Maultiere seien draufgegangen. Da standen sie nun, 25 Herren verschiedensten Alters, und redeten wild durcheinander. 25 Wähler: das bedeutete ein Quorum von 17 Stimmen für den siegreichen Kandidaten. Das würde ein langes Konklave werden, seufzte Dr. Schreitwein, und überschlug in Gedanken die Reisekasse; die Vermieterin hatte nämlich nach dem Tode Sixtus' IV., als alle Leute in die Stadt strömten, kurzerhand die Zimmerpreise verdoppelt. "Ihr könnt ja woanders wohnen, wenn es euch hier zu teuer ist. Ich habe es euch gleich am ersten Tag gesagt."

Auch viele Römer hatten sich versammelt, um das Schauspiel anzusehen. Den älteren unter ihnen fiel auf, wie sehr sich das Kollegium der Kardinäle verändert hatte: unter den 25 Herren waren nämlich nur fünf Ausländer, alle anderen waren Italiener; bei der letzten Wahl vor 13 Jahren war das noch nicht so gewesen. Und die erfahrenen Zuschauer sahen noch etwas anderes: eine unsichtbare Trennungslinie, die die Sistoni (die von Sixtus IV. ernannten Kardinäle) von den Pauleschi (die noch aus der Zeit Pauls II. übrig waren) trennte. Normalerweise hätten die Sistoni keine Chance; das Pendel schwang immer zwischen den beiden Parteien hin und her. Aber die Sistoni waren massiv in der Überzahl: nach der langen Regierungszeit Sixtus' IV. gab es nur noch fünf Pauleschi.

Wer würde es also werden? Der herrische Giuliano della Rovere, der älteste Neffe des Verstorbenen? Das wäre doch zu penetrant. Und Giuliano hatte es verstanden, sich Feinde zu machen. Oder doch der Vizekanzler, Rodrigo Borgia, der schon lange auf seine Chance lauerte? Aber ein Spanier? Der kurze Pontifikat Calixts III. war noch in böser Erinnerung: wie die Heuschrecken waren damals die Katalanen in Rom eingefallen – wie Katalanen eben so sind – und hatten sich alle Ämter gekrallt. Gut: das war jetzt nicht mehr so leicht möglich, seit die Ämter verkauft wurden. Dadurch hatte die *plenitudo potestatis* des Papstes (die Fülle der Gewalt) der *necessitudo creditatis* (der Notwendigkeit der Kreditwürdigkeit) Platz gemacht. Oder wurde es vielleicht der gutmütige, aber naive Francesco Piccolomini? Nur das nicht: das Chaos unter seinem Onkel Pius II. war unvergessen – nur gut, daß danach Paul II. mit eisernem Besen ausgekehrt hatte. Obwohl: wieder ein Venezianer? Wieder erst der Kommerz, und dann erst die Interessen der Christenheit: *primo Veneziani, poi cristiani*? Oder vielleicht (man wußte ja nie) der Hoppla-jetzt-komm'-ich-Kardinal aus Mailand? Der war wohl doch zu jung. Oder gar ein auswärtiger Kompromißkandidat, ein Nicht-Kardinal? Um Gottes willen, alles, nur das nicht! Beim letzten Mal, bei Urban VI., hatte dies zum Schisma geführt. Auch wenn das jetzt schon hundert Jahre her war, steckte der Schock doch noch allen in den Knochen.

Und da begann tatsächlich jemand aus dem Publikum zu rufen: *Romano lo volemo*, aber er wurde sofort niedergezischt, so daß sein *o almanco Italiano* nicht mehr zu hören war. Dr. Schreitwein, der ein historisch gebildeter Mann war, flüsterte seinem Schützling ins Ohr: "So haben sie damals gerufen, bevor sie das Konklave gestürmt haben." – "Echt wahr?" fragte der junge Herzog, "das Konklave wird gestürmt, wenn sie nicht richtig wählen? Das ist ja wie auf der Universität!"

Aber da begann der Zeremonienmeister schon die einzelnen Kardinäle aufzurufen, um sie ins Konklave einzulassen. Jeder Kardinal hatte einen Diener dabei, dem, falls sein Herr gewählt wurde, eine glänzende Karriere offenstand.

Zuerst kam der dienstälteste, der Vizekanzler Rodrigo Borgia. Die Novizen des Johannesklosters aus der 15. römischen Stadtregion, die sich einen Platz in der ersten Reihe der Zuschauer gesichert hatten, riefen aus Übermut "Evviva il papa!" Der Kardinal erstarrte, und Bruder Thomas, der die Novizen begleitete, verteilte sofort Kopfnüsse. Beim Einzug ins Konklave als Papst begrüßt zu werden, brachte Unglück (und niemand war mehr davon überzeugt als der abergläubische Spanier ...): "Wer als Papst ins Konklave geht, kommt als Kardinal wieder heraus", lautete ein altes und vielbewährtes Sprichwort.

Die Reihe ging weiter; vereinzelt gab es Beifall, aber insgesamt war die Stimmung eher gedrückt. Der Kardinal von Melfi, Giovanni Battista Cibò, wollte außer seinem Diener auch seinen Leibarzt mit ins Konklave nehmen, was der Zeremoniar aber strikt verweigerte. "Und wenn ich im Konklave krank werde?" jammerte er weinerlich, aber der Zeremoniar fuhr ihm über den Mund: "Dann ergebt Euch in Gottes Hand!" (Diese Antwort sollte ihm, dem Zeremonienmeister, später noch schlaflose Nächte bereiten.) Der Kardinal von Siena, in dessen Körper sich bereits die Gicht ausbreitete, hinkte am Krückstock herbei. Der Kardinal Colonna rempelte im Vorbeigehen den Kardinal Orsini an, was die Zuschauer teils mit Buhrufen, teils mit Beifall quittierten. Endlich kam ganz am Schluß der Kardinal von Mailand als jüngster in der Dienstaltersfolge. Er rief den Zuschauern zu: "Die letzten werden die ersten sein!" Darauf erhob sich schallendes Gelächter. "Wer zuletzt lacht ..." parierte der Kardinal, und ein kleiner Mann rief zurück: "... lacht in der Hölle!"

Aber schließlich waren alle Wähler verschwunden, die Tür wurde zugemauert, und die Zuschauer zerstreuten sich, zumal von Süden her Gewitterwolken aufzogen, und was das in Rom bedeuten konnte, wußte man nur zu gut. "So, jetzt habt Ihr alle Kardinäle gesehen", sagte Dr. Schreitwein zu seinem Schützling. "Ja mei", erwiderte dieser, und der Ältere wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. Dann fragte der Junge: "Und wo war der Kardinal von Bayern?" – "Im Augenblick gibt es keinen. Aber das könnt Ihr werden, wenn Ihr eifrig lernt und studiert", erwiderte der Ältere. "Und kann ein Kardinal aus Bayern auch Papst werden?" – "Im Prinzip ja, aber das wird wohl noch eine Weile dauern ..."

Rom, im Kloster des heiligen Johannes, in der Schulstube, 27. August (*sexto kalendas Septembris*) 1484

Jeden Freitag stand Rechnen auf dem Stundenplan, so auch heute, und zwar genauer das Dividieren. Das war ein schwieriges Thema, denn wenn auch die meisten Bankiers und Kaufleute in Italien sich schon der indisch-arabischen Ziffern bedienten, hielten doch die meisten ehrlichen Leute und die Juristen noch an den römischen Ziffern und dem Gebrauch des Abakus, des Rechenbrettes, fest. Das Dividieren mit dem Abakus ist aber ein umständlicher und störanfälliger Vorgang (nicht wie das Addieren und das Subtrahieren, das man locker nebenbei machen kann), ganz gleich, ob man nun die eiserne oder die goldene Methode bevorzugt.

Bruder Thomas, der Scholastikus, liebte lebensnahe Beispiele. Deshalb hatte er den Schülern aufgegeben, herauszufinden, wie viele Stimmen der neue Papst im Konklave auf sich vereinigen mußte, um gewählt zu werden. Es waren

25 Wähler, das hatten sie am Vortag selbst mitgezählt. Aber wieviel waren zwei Drittel von 25? Wären es 24 Wähler gewesen, wäre die Rechnung leicht gewesen, aber bei 25? Einer der Schüler glaubte ganz schlau zu sein und sagte: "Der Papst, der gewählt wird, zählt doch nicht mit. Dann sind es doch nur 24 Wähler, und zwei Drittel von 24 sind 16." – "Dann müßte er sich ja selbst wählen, und das ist doch verboten." Bruder Thomas griff ein: "Natürlich darf niemand sich selbst wählen, da hast du vollkommen recht. Aber auch der, der es am Schluß wird, hat eine Stimme, nur darf er sie nicht sich selbst geben." Schließlich kam man auf mindestens 17 Stimmen, aber so ganz waren nicht alle Schüler überzeugt, und auch Bruder Thomas selbst schwirrte der Kopf. So war er froh, als die Glocke zum Stundengebet läutete und das Ende des Unterrichts anzeigte.

Übrigens gab es diese Diskussionen auch in der Stadt und an der Kurie selbst, und auch unter den Erwachsenen waren die Meinungen geteilt ...

Rom, Campo de' Fiori, 28. August (*quinto kalendas Septembris*) 1484

Am Abend gingen Dr. Schreitwein und sein Schützling in die Trattoria "Zur gastlichen Kuh" am Campo dei Fiori*, wo sie mittlerweile schon Stammgäste waren. Kaum hatten sie an ihrem üblichen Tisch Platz genommen, da stand schon ein Becher Wein vor ihnen; Madonna Vanozza, die Wirtin, verstand ihr Handwerk. Das war angenehm. Weniger angenehm war, daß gleich darauf drei Herren hereinkamen und sich, ohne zu fragen, mit an den Tisch setzten. Dr. Schreitwein wollte sich das schon ärgerlich verbitten, aber dann dachte er: was soll's? So lernt der junge Herr auch einmal das wirkliche Leben und die Manieren der Leute kennen.

Aber dann entstand doch noch ein interessantes Gespräch. Die drei Herren waren Schreiber der päpstlichen Kanzlei, und man sprach – wie sollte es anders sein? – über das Konklave und die Aussichten der Kandidaten. "Wahrscheinlich wird es diesmal der Vizekanzler; er war ja schon beim letzten Mal nahe daran und hat wohl auch diesmal einiges springen lassen." – "Aber Sixtus' Neffe rechnet fest damit, gewählt zu werden." – "Nein, das glaube ich nicht. Der Neffe folgt niemals direkt auf den Onkel." ("Der Neffe ist der Kardinal Giuliano della Rovere", raunte Dr. Schreitwein dem jungen Herzog zu.) – "Der Sforza ..." – "Davor behüte uns Gott, so dumm, wie der ist." – "Was ist mit dem Piccolomini? Als Kompromißkandidat, und Neffe eines früheren Papstes ist er auch." – "Aber der ist doch so naiv! Vielleicht versucht er gar eine Kurienreform." – "Daran haben sich schon härtere Naturen die Zähne ausgebissen." – "Wenn er noch welche hat." – "Die Gicht hat er jedenfalls schon." – "Vielleicht würde er sich ja Pius nennen, nach seinem Onkel." – "Das wäre natürlich praktisch. Hoffentlich bekommen wir keinen Alexander oder Innozenz." – "Oder gar einen Doppelnamen: Iohannes Paulus oder so." – "Das hat es noch nie gegeben." – "Na und? Das kann sich doch ändern."

"Wieso wäre Pius praktisch?" mischte sich daraufhin der junge Herzog ins Gespräch, der mit wachsendem Unverständnis den Worten der Schreiber gefolgt war. "Junger Herr", sagte daraufhin einer von ihnen, "in den Gnadenukunden wird der Name des Papstes in großen Buchstaben geschrieben, die außerdem noch verziert werden müssen. Das ist mühsam und zeitaufwendig. Da ist ein kurzer Name viel praktischer." – "Aber ein langer sieht viel schöner aus."

Darauf verstummte das Gespräch erst einmal. Dann sagte der erste Schreiber: "Hoffentlich dauert das Konklave noch recht lange." – "Wieso denn das? Die

ganze Christenheit wartet doch darauf, daß wir schnell wieder einen Papst bekommen", fiel ihm Dr. Schreitwein kopfschüttelnd ins Wort, und der Herzog nickte eifrig. "Junger Herr, wenn der neue Papst gewählt ist, bricht in der Kanzlei die Hölle los. Das wird wieder ein Streß! Dann müssen Hunderte von Wahlanzeigen geschrieben werden, und das auch noch gratis. Mir tut schon jetzt die Hand weh!" – "Ja schreibst du denn noch selbst?" verwunderte sich sein Kollege. "Ich habe drei junge Burschen, die meine Handschrift perfekt beherrschen*. Das bleibt aber unter uns!" – "Eine gute Idee." – "Dann können wir aber nur hoffen, daß der Vizekanzler nicht gewählt wird, denn wer weiß, was für ein scharfer Hund sonst als Kanzleichef nachkommt."

So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her, bis der junge Herzog von Bayern plötzlich sagte: "Wenn ich einmal zum Papst gewählt werde, nenne ich mich Benedikt."

"Bitte keinen Benedikt", sagte am Nebentisch Domenico Gentile, der dort mit seinen Kumpeln saß, "Das sind ja vier Silben: BE-NE-DIC-TUS. Aber Pius wäre ganz schön. Oder noch besser Leo." – "Den hatten wir doch schon seit vierhundert Jahren nicht mehr." – "Aber das kann sich ändern."

Rom, St. Peter, 29. August (*quarto kalendas Septembris*) 1484

Endlich war es so weit: aus dem Schornstein nahe der Sixtinischen Kapelle quoll dicker weißer Rauch, und er blieb auch weiß. Gestern hatte es einige Verwirrung gegeben, weil der Rauch zunächst weiß schien; dann aber hatte er sich doch schwarz gefärbt, zum Zeichen, daß der Wahlgang gescheitert war. Aber heute gab es keinen Zweifel, und auch wer den Rauch nicht sehen konnte, erfuhr die Neuigkeit durch die Kanonenschüsse, die auf der Engelsburg abgefeuert wurden. Die Masse, die im Atrium von St. Peter und auf der Freitreppe davor wartete – es stand ja noch die alte Peterskirche mit ihrem großen Vorhof –, brach in Beifall aus, denn nun wäre die Zeit der Unsicherheit vorbei. Nun würde man endlich energisch gegen das Gesindel vorgehen, das sich wie bei jeder Sedisvakanz in Rom breitgemacht hatte: seit dem Todestag Sixtus' IV. hatte es über hundert Morde und jede Menge Schlägereien und Einbrüche gegeben. Damit würde unter einem tatkräftigen neuen Papst jetzt Schluß sein.

Einige Anwesende glaubten allerdings zu riechen, wie sich aus dem Kamin ein leichter Schwefelgeruch verbreitete, und andere wollten gehört haben, daß aus dem großen Pinienzapfen in der Mitte des Atriums Geräusche wie von Hämmern erklangen, die Münzen schlugen. Aber das erzählten sie erst später, als man mehr über die Vorgänge im Konklave erfahren hatte.

Und da erschien auch schon der Kardinaldekan Rodrigo Borgia – er war es also nicht geworden – und verkündete die Wahl: der Kardinal von Santa Cecilia, Giovanni Battista Cibò, war der Glückliche. Leichte Irritation bei den Zuhörern: man wußte wenig von ihm, aber auch nichts wirklich Negatives. Er hatte zwei uneheliche Kinder – einen Sohn und eine Tochter, übrigens ein reizendes Geschöpf –, aber galt das nicht für alle Kardinäle? Und – erneute Irritation – er wollte sich Innocentius nennen, der Unschuldige. Wie war er bloß auf diesen Namen verfallen? Seit 80 Jahren hatte es keinen Papst Innozenz gegeben. Nur die ganz alten Römer erinnerten sich noch an Innozenz VII.: ein vornehmer, kultivierter, gütiger, aber auch wenig energischer Herr, damals, während des großen Schismas. Jetzt also Innozenz VIII.

Und da erschien auch schon der neue Papst, um den Gläubigen seinen ersten apostolischen Segen zu erteilen. Er sprach kaum hörbar, mit leiser, leicht zitternder Stimme.

Noch am Abend desselben Tages trug der Zeremonienmeister seinen Bericht über das Konklave in das amtliche Tagebuch ein. Er vermerkte, wie viele Wahlgänge es gegeben hatte, wer jeweils wie viele Stimmen bekommen hatte (die Stimmzettel waren zwar verbrannt worden, aber er hatte sorgfältig mitgeschrieben) und welche Devise der neue Papst gewählt hatte: *Ego autem in innocentia mea ingressus sum. Redime me, miserere mei!* "Ich aber bin in meiner Unschuld eingetreten. Rette mich, erbarme dich meiner!" Das paßte also zum Namen Innozenz, oder besser gesagt: es war die Erklärung für ihn.

Was der Zeremonienmeister dem offiziellen Tagebuch nicht anvertraute, wohl aber seinen privaten Aufzeichnungen, war das, was in der Nacht vor dem entscheidenden Wahlgang geschehen war. Urplötzlich hatte sich das Gerücht verbreitet, Cibò sei der geeignete Kandidat: er sei bereit, sich den Wählern für ihre Stimme dankbar zu erweisen, und er sei sogar bereit, ihnen das schriftlich zu geben. So hatte sich vor seiner Zelle binnen weniger Minuten eine Warteschlange von Kardinälen gebildet, die einzeln eintraten und zufrieden wieder herauskamen. Drinnen saß der Kandidat und signierte auf seinen Knien Bittschriften: *Fiat, ut petitur, Iohannes Baptista*. "In Unschuld bin ich eingetreten ...?" sinnierte der Zeremonienmeister.

Rom, im apostolischen Palast, 5. September (*nonis Septembris*) 1484

Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, sich ausgerechnet Innozenz zu nennen, sinnierte auch der neugewählte Papst eine Woche vor seiner Krönung. Aber er hatte nicht wirklich geglaubt, daß es klappen werde mit der Abstimmung, und dann war alles so schnell gegangen. Er hatte sich so über seine Wahl gefreut, und da war ihm diese Fehlleistung aus lauter Freude unterlaufen, gewissermaßen eine Freude-Fehlleistung.

Ganz so unschuldig war sein Weg auf den Stuhl Petri ja nicht gewesen, dessen war er sich schon bewußt. In der Nacht vor der entscheidenden Abstimmung hatte er die Suppliken unterschrieben, die ihm die möglichen Wähler vorlegten (so als wäre er schon Papst). Auf den Knien hatte er sie unterschrieben und dabei auch noch mit vollem Namen *Iohannes Baptista* statt, wie der Brauch es verlangte, nur mit dem ersten Buchstaben *I*, aber das spielte jetzt keine Rolle mehr. Außerdem hatte er ja nicht wissen können, wie er als Papst heißen würde. Quatsch: der Papst unterschrieb ja mit seinem Taufnamen, nicht mit seinem Papstnamen*; deshalb ja das alberne *E* wie *Enea* bei Pius II. ...

Ein bißchen Simonie* – o nein! bitte nicht das häßliche Wort – ein bißchen Simonie, beharrte die Stimme seines Gewissens, war das aber schon gewesen. Freilich: woher hatten die Kardinäle wohl alle so schnell ihre ausformulierten Bittschriften hervorgezaubert?

Aber auf der anderen Seite: hatte nicht auch Sixtus IV. nach der Wahl seine Pfründen an seine Wähler verteilt? Und hatte nicht auch Paul II. mit dem Vizekanzler vor seiner Wahl eine Abmachung getroffen? (Wenigstens behauptete Herr Platina* das.) Und dann: alle seine Verwandten, besonders seine Tochter, die ihm so gut schmeicheln konnte, hatten ihn gedrängt: du wärest ein guter Papst, ein Nutzen für die Heilige Römische Kirche, eine Zierde der Christenheit,

ein Hoffnungsanker für die Gläubigen, die unter dem türkischen Joch schmachten. Oder sollte etwa der schmierige Spanier, der Vizekanzler Rodrigo Borgia, Papst werden? Oder der jähzornige Neffe des Sixtus, Giuliano della Rovere, der seinem eigenen Onkel im Konsistorium eine Szene gemacht hatte, mit Geschrei und Tränen? Oder gar der naive Kardinal von Siena, der Neffe Pius' II.? Das wäre ja Nepotismus: pfui, pfui, pfui!

Am Ende hatte er selbst geglaubt, daß der heilige Petrus und der Heilige Geist ihn zum Papst wählen würden, hätten sie dies Geschäft nicht schon lange an die Kardinäle abgetreten. Das letzte Mal, daß der Heilige Geist sich selbst in eine Wahl eingemischt hatte, war 1294 gewesen, nachdem sich die Kardinäle zweieinhalb Jahre lang nicht hatten einigen können. Ein himmlischer Papst war herausgekommen, Cölestin V., ein engelgleicher Papst, der aber nie die Füße auf die Erde bekommen hatte und nach fünf Monaten zurückgetreten war. Ein Chaos sondergleichen, was die Trinität da angerichtet hatte ... Aber an dieser Stelle merkte Innozenz, daß seine Gedanken doch ein wenig ins Blasphemische abdrifteten. Ab und zu ein kräftiger Pastorenwitz, warum nicht, aber die Vorsehung so darzustellen, das ging doch zu weit.

Und nun meldete sich wieder die Stimme seines Gewissens zu Wort: waren Petrus (und Paulus) wirklich noch die Hauptheiligen in Rom? Oder hatte das Sprichwort recht, das sagte: nicht Petrus und Paulus seien jetzt die römischen Apostel, sondern Albinus und Rufinus, der weiße und der rote Heilige: weißes Silber und rotes Gold? In früheren Zeiten – das wußte er – rief man den neuen Papst mit den Worten aus: "Der heilige Petrus hat den Herrn Giovanni Battista zum Papst gewählt." Bei dir, insistierte das Gewissen, hätte man rufen müssen: "Die heiligen Albinus und Rufinus haben ..."

Gott sei dank – oder wem auch immer – klopfte in diesem Moment der Kämmerer an, den der Papst hatte rufen lassen, um mit ihm über seine Baupläne zu sprechen. In den stickigen Gemäuern des alten Vatikanpalastes wollte er nicht residieren. Nein: ein schönes luftiges Gebäude daneben im neuesten Renaissancestil, das wollte er sich schon leisten, und darüber sprach er jetzt mit dem Kämmerer. Der verzog zwar ein wenig das Gesicht, daß es jetzt schon mit Zusatzausgaben losgehen sollte, aber Innozenz wirkte so unglücklich, als er den Gewittersturm der letzten Nacht beschrieb und wie er gefürchtet hatte, der Schornstein auf dem Dach würde einstürzen, die Decke durchbrechen und ihn erschlagen ...

Die Besprechung dauerte bis zum späten Nachmittag, nur einmal unterbrochen von einem unangemeldeten Besuch des Kardinals Giuliano della Rovere, der ihm die internationale politische Lage in den schwärzesten Farben schilderte. Er hatte ihm in allem zugestimmt und sich dann wieder dem Kämmerer und den Bauplänen zugewandt. Ein luftiger kleiner Renaissancepalast*, ja, das sollte möglich sein, hatte dieser schließlich geantwortet. Aber zunächst müssen wir den Lateranpalast wenigstens notdürftig wieder herrichten, für das Festmahl nach der Krönung und dem Possesso.

Letzteres war kein gutes Stichwort gewesen, denn Innozenz fürchtete sich vor der Krönung. Noch immer erzählte man sich an der Kurie, wie vor 180 Jahren Clemens V. beim Krönungsritt vom Pferd gefallen und dabei die Tiara zu Bruch gegangen war. Ein böses Omen für einen katastrophalen Pontifikat. Wenigstens hatte er sich nicht Clemens genannt! Und da waren seine Gedanken wieder beim Anfang angelangt. Hätte er, sollte er, dürfte er? Und wem sollte er als Papst vertrauen, wo doch selbst der Kammerdiener ein Spion sein konnte?

Rom, 8. September (*sexto idus Septembris*) 1484

Wie wir vor zehn Tagen schon hörten, hatte sich für die Schreiber die Hoffnung auf einen kurzen Papstnamen nicht erfüllt. Es war ein IN-NO-CEN-TI-US geworden, also sogar fünf Silben. Beim bisherigen SIX-TUS hatte es zwar immer Probleme mit dem X gegeben, diesem seltsam querliegenden Buchstaben, aber es waren wenigstens nur zwei Silben. Jetzt war man vom Regen in die Traufe geraten; dieses Bild kam Domenico Gentile in den Sinn, als er zum Fenster hinaus sah, und ihm fiel auch ein, daß er schon längst die Regentonne hätte reparieren müssen.

Aber dafür war jetzt keine Zeit. Vor ihm lag ein ganzer Stapel Pergamente, denn auch wenn der Papst noch gar nicht gekrönt war, mußten jetzt doch die Wahlanzeigen geschrieben werden, und das auch noch gratis! Also mußte man sich auf den neuen Namen konzentrieren, damit nicht der alte Sixtus noch aus dem Grab heraus die Wahl seines Nachfolgers verkündete. Da mußte man den Platz für den Namen ganz neu kalkulieren, sonst wurde es eng mit den Buchstaben.

Den Text kannte man schon – Innozenz hatte sich als wenig phantasievoll erwiesen und weitgehend den Wortlaut seines Vorgängers übernommen –, aber wenn man so im Trott war, konnte es sein, daß man am Schluß die besondere Formel für das Siegel vergaß und im Datum schon das erste Pontifikatsjahr setzte, das noch gar nicht begonnen hatte. Sein Sohn, der wie er Domenico hieß, inzwischen ein aufgewecktes Bürschchen von 14 Jahren, hatte ihn deswegen mit Fragen gelöchert. Und er hatte ihm mit Engelsgeduld erklärt, daß die Urkunden bis zur Krönung des Papstes mit der Halbbulle besiegelt würden. "Ein halbes Siegel, wie geht denn das?" hatte Klein-Domenico ausgerufen. "Kein halbes Siegel, sondern es wird nur die eine Seite geprägt ..." Stirnrunzeln seitens des Jungen. "Schau: die Bleibulle hat zwei Seiten. Auf der einen sind Petrus und Paulus abgebildet, das nennt man den Apostelstempel. Auf der anderen Seite steht der Name des Papstes, das nennt man den ..." – "Namensstempel?" – "Richtig. Und dieser Stempel wird zerbrochen, wenn der Papst stirbt, denn der Nachfolger kann damit ja gar nichts anfangen. In der Zeit zwischen Wahl und Krönung bleibt die Namensseite flach, denn der Papst hat vor seiner Krönung ja eigentlich noch keinen richtigen Namen." – "Wie heißt er denn, der Neue?" – "Innocentius", hatte er geseufzt. "Das ist aber ein langer Name, da hast du viel zu schreiben!" Wie gesagt, das Bürschlein war recht aufgeweckt. Nun gut, bald würde er ihm bei den geschwärtzten Buchstaben helfen können; er selbst mußte dann nur noch die Umrißlinie zeichnen, und der Junior konnte sie mit dem Pinsel und schwarzer Farbe ausmalen.

Der Gedanke an seinen Sohn erinnerte ihn an die Zeit, als er um Maria Madalena geworben hatte. Gemeinsam waren sie dann nach Rom gegangen, denn an der Kurie winkte das große Geld, so sagte die Großmutter, und so sagte auch sein Vater. "Nimm die Mitgift und kauf dir davon ein Kurienamt. Die Stelle eines Skriptors solltest du für die 2500 fl. locker bekommen." Domenico war perplex: man konnte Stellen doch nicht so einfach kaufen, das war doch Simonie! Aber sein Vater erklärte es ihm: "Das ist wie eine Anleihe, wie ein Kredit, den der Papst bei dir aufnimmt. Du zahlst für den Posten, und der Papst verzinst dir die Zahlung durch die Gebühren, die du als Skriptor einnimmst. Das ist ein gutes Geschäft, glaub mir; Papst Sixtus ist dabei, alle Ämter der Kurie so zu behandeln, weil er ständig Geld braucht."

Und er hatte die *scriptoria* wirklich bekommen, sogar recht günstig für nur 1500 fl., denn sein Vater hatte einen Skriptor aufgetan, der seinen Posten verkaufen mußte, weil er überschuldet war und Geld brauchte. Dazu kamen dann noch die 100 fl. Resignationsgebühr, 50 fl. für die Urkunde und 50 fl. als Einstandszahlung an die Kollegen. Da blieben noch 800 fl. übrig, für die sie sich ein kleines Haus kaufen konnten. Maria Maddalena wirtschaftete sparsam – damals! –, und so konnte er vor anderthalb Jahren sogar ein weiteres *officium* kaufen, das eines *notarius Romane curie* im neu von Sixtus IV. eingerichteten Kolleg: pompöser Titel, aber praktisch keine Arbeit, anständige Verzinsung, ein gutes Geschäft.

Und da war es schon passiert: er hatte doch tatsächlich die Urkunde mit "Sixtus" begonnen. Das konnte ja heiter werden! Gottseidank hatte er erst die Umrißlinie für das große S gezogen; die ließ sich noch leicht in eine Verzierung für das J umdeuten.

Aber in vier Tagen würde der Papst gekrönt, dann würde alles besser, denn wenigstens fielen die Sondervorschriften weg. Und der neue Reskribendar ab Oktober, Petrus Altissen, war ein schon etwas älterer Herr aus Portugal* (nicht so forsch wie der jetzige, der Römer Nicolaus de Gottifredis) und stand im Ruf, für die finanziellen Interessen der Schreiber aufgeschlossen zu sein. Nun, man würde es sehen.

Rom, Peterskirche, Engelsburg und Lateran, 12. September (*pridie idus Septembris*) 1484

Die Sorge des Papstes war unbegründet. Das Krönungsfest verlief in völliger Harmonie. Der Zelter des Papstes erwies sich als ruhig und trittsicher; auch das Aufsitzen mit den schweren Gewändern gelang ihm mühelos. Das Wetter war günstig: sonnig, aber nicht zu heiß, ein sanfter Wind brachte erwünschte Abkühlung, der Tiber floß brav und unbeeindruckt in seinem Bett. Die Huldigung der Juden hatte man vorsichtshalber ins Innere der Engelsburg verlegt, um Zwischenfällen mit der römischen Bevölkerung vorzubeugen; aber auch auf dem weiteren Weg durch die Stadt drängten die Römer nicht allzu ungestüm heran. Die Epigramme auf den errichteten Triumphbögen waren nicht sehr inspiriert, aber auch nicht geschmacklos und verkündeten ohne Ironie ein Zeitalter der Unschuld und des Friedens; der Papst konnte sie wegen seiner Kurzsichtigkeit ohnehin nicht lesen. Der Zeremonialkleriker vollbrachte ein Meisterstück. Es gelang ihm sogar, die Kinder des Papstes und die bereits angereisten Verwandten so in den Zug einzureihen, daß sie zufrieden waren, ohne die herkömmliche Ordnung zu stören. Er hatte auch Anweisung gegeben, dem Sohn des Papstes beim Festmahl nicht allzu viel Wein einzuschenken. Den Männlichkeitstest vor dem Lateran, wenn es ihn denn überhaupt gegeben hätte*, mußte der Papst als Vater zweier Kinder ja ohnehin nicht fürchten.

Rom, im Frühjahr (*in vere*) 1485

Im Frühjahr 1485 raste eine Hiobsbotschaft durch Rom, von der Porta del Popolo bis zur Porta Latina, von der Porta Aurelia bis zur Porta Tiburtina, vom Vatikan bis zum Lateran, zum Kapitol hinauf und bis zum Tiber hinunter: Papst Innozenz VIII. war erkrankt, schwer erkrankt, man mußte um sein Leben fürchten. Einen

Papst, der kurz nach seiner Wahl schon wieder starb, hatte es schon öfter gegeben: Damasus II. 1048, Cölestin IV. 1241, Innozenz V. 1276 und im selben Jahr Hadrian V. (und es sollten später noch weitere hinzukommen: Pius III. 1503, Marcellus II. 1555, Johannes Paul I. 1978). Sofort kamen unter den Römern die wildesten Gerüchte auf: hatte der skrupellose König Ferrante von Neapel seine Finger im Spiel? Wer die einbalsamierten Leichen seiner Feinde im Schlafzimmer aufbewahrte, um sicher zu sein, daß sie tatsächlich tot waren, dem war alles, aber auch wirklich alles zuzutrauen!

Oder war das die göttliche Strafe für die nicht ganz regelkonforme Art, wie Innozenz VIII. das Papsttum erlangt hatte? So mittelalterlich dachte vielleicht der Kardinal von Siena, Francesco Piccolomini, der Neffe weiland Papst Pius' II. (ohne zu ahnen, daß er selbst 1503 dieses Schicksal eines ephemeren Pontifikats als Pius III. erleiden sollte ...).

Aber so fromm – und so weltfremd – dachten nur wenige unter den Kardinälen. Ascanio Maria Sforza aus Mailand meinte nur ganz trocken: "Ich hätte nicht gedacht, daß er so schnell schlapp macht." Andere nahmen die Sache ernster. Sie überlegten mit sorgenvoller Miene, ob sie etwa ihre Investition in den Sand gesetzt hatten, denn die versprochenen Leistungen waren bislang ausgeblieben. Der Papst hatte ihnen bedeutet, er wolle etwas Zeit verstreichen lassen, damit der Zusammenhang nicht so offenkundig wäre, aber er werde sein Wort halten, ganz bestimmt! Andererseits wußte man, daß die Kurie praktisch pleite war*. Die neuen Bankiers, die Sixtus IV. beauftragt hatte, als er sich mit den Medici in Florenz überwarf, bekamen die Dinge einfach nicht auf die Reihe.

Offene Panik zeigte nur Kardinal Giuliano della Rovere. Er ließ in allen Kirchen Roms Bittgebete abhalten; ja sogar eine öffentliche Bittprozession veranstaltete er, in der er selbst barfuß mitlief (die ersten und die letzten hundert Meter, versteht sich). Er hatte ja auch viel zu verlieren, denn daß er der starke Mann hinter dem schwachen Papst war, hatte sich inzwischen allgemein herumgesprochen. Der Vizekanzler Rodrigo Borgia, der schon bei der Wahl vor einem halben Jahr ein heißer Kandidat gewesen war, hielt sich bedeckt und lächelte auf direkte Fragen nur sibyllinisch.

Aber alle, die auf den baldigen Tod Innozenz' VIII. spekulierten, hatten ihre Rechnung ohne Dr. Gentile aus Viterbo gemacht, den Leibarzt des Papstes seit vielen Jahren. Er kannte seinen Patienten und wies allen Mochtegermedizinem, die sich natürlich sofort mit unfehlbaren Ratschlägen einstellten, die Tür. Er tat – ja eigentlich gar nichts: keine ständigen Aderlasse, keine Trinkkur mit heilbringenden zerstoßenen Edelsteinen, nein: nur Ruhe und eine ausführliche Betütelung seines mitleidheischenden, jammernden Patienten. Er besuchte ihn täglich mehrere Stunden lang und brachte die Türhüter mit der Drohung, sie würden sonst als Giftmörder verurteilt, dazu, in seiner Abwesenheit niemand anderen hereinzulassen, nicht einmal den Kardinal della Rovere. Am zweiten Tag begleitete ihn sein Sohn Domenico, der aber von dem blassen kurzsichtigen Papst keinen guten Eindruck bekam; er hatte ihn bislang noch nicht aus der Nähe gesehen. Und ein Papst im Nachthemd ist generell kein glaubensstärkender Anblick. Am vierten Tag brachte der Arzt eine entfernte Nichte mit, die mit ihrer schönen und sanften Stimme einige Liebeslieder aus Neapel sang (wo der Papst ja aufgewachsen war). So ganz fromm waren diese Lieder nicht, aber der Patient lächelte selig und schlief sanft ein.

Nach sieben Tagen hatte die Kur Erfolg. Der Papst vergaß seinem Leibarzt nie, daß er ihn aus dem Rachen des Todes gezogen hatte. Vier Jahre später

sollte ihm das höchste Gewissensqualen bereiten, aber wir wollen dem Lauf der Erzählung nicht vorgreifen.

Rom, 9. September (*quinto idus Septembris*) 1485, Sonnenfinsternis (*eclipsis solis*)

Vor einem Dreivierteljahr hatte Dr. Gentile seinem langjährigen, nunmehr apostolischen Patienten durch sein beherztes Eingreifen schnell und effektiv helfen können. Aber als der Papst in diesem Frühsommer erneut erkrankte, gelang ihm das nicht mehr, jedoch es war nicht seine Schuld. Ein kranker Kardinal war nichts Besonderes, aber ein kranker Papst erregte das Interesse aller medizinischen Kapazitäten bzw. aller Scharlatane, die sich dafür hielten. Die Ereignisse vom Frühjahr hatten gezeigt, daß es um die Gesundheit des Papstes generell nicht so gut bestellt war. So trafen im Laufe des Sommers 1485 alle berühmten und berühmtesten Ärzte Italiens und sogar des Auslandes in Rom ein, um beim gegebenen Anlaß ihre Kunst zeigen zu können.

Natürlich eilte auf das Gerücht der neuerlichen Erkrankung auch Dr. Gentile sofort zum Palast, aber er vermochte gar nicht mehr, bis zu seinem Privatpatienten durchzudringen. Was konnte so ein Provinzdoktor schon bei einem so erhabenen Kranken ausrichten? Die Behandlung durch die Heroen der ärztlichen Kunst zog sich allerdings in die Länge, so daß Innozenz VIII. ein ganzes Vierteljahr lang das Bett hüten mußte. Und dann fand man schließlich auch den Grund der Erkrankung, einen wahrhaft gigantischen, ja geradezu kosmischen Grund: eine wahre und leibhaftige Sonnenfinsternis am 9. September! Nur gut, daß niemand rief: "Sonne, steh still* über Latium!" Vielleicht hätte sie es ja wirklich getan ... Und wie wäre dann die weitere Welt- und Papstgeschichte verlaufen?

Aber lassen wir das, wir haben anderes zu berichten. Und außerdem sind ja alle Kardinäle schon auf dem Weg in die Albaner Berge, denn das Kurien- und Kanzleijahr war ja schon längst zu Ende, und niemand – ausgenommen den armen *regens cancellariam* – bleibt im römischen Hochsommer in der ewigen und, wie sich gezeigt hatte, lebensgefährlichen Stadt in der Mitte des Erdkreises*.

Ach so: die berühmten Ärzte verloren schnell das Interesse an ihrem erlauchtem Patienten. Eine spektakuläre Schnellheilung in drei Tagen: das wäre etwas gewesen. Aber drei Monate? Das war nicht gut fürs Renommee! So griff Innozenz wieder auf seinen bewährten Dr. Gentile zurück – wenigstens bis zum 6. September 1489.

Rom, im Palazzo des Kardinalvizekanzlers, im Oktober (*mense Octobri*) 1485

"Heute gehen wir zur Abwechslung einmal in die Kanzlei," sagte der Hofmeister Dr. Schreitwein und schwänzelte dabei wie gewohnt um den jungen Herzog von Bayern herum, der später einmal Bischof werden sollte, zur Zeit aber noch auf der Kavaliertour durch Italien war. (Wenn er nur halb so intelligent wäre, wie er fesch aussieht, dachte er dabei; aber das sagte er natürlich nicht laut.) "Oh, das wird fad!" dachte der junge Herzog und erinnerte sich, wie er voriges Jahr in der Kanzlei seines Vaters hatte hospitieren dürfen, um die Verwaltung kennenzulernen. Aber das dachte er nur. Laut sagte er: "Wo ist denn diese Kanzlei?" – "Im Palast des Vizekanzlers." – "Warum gehen wir nicht gleich zum Kanzler?" – "Junger Herr, seit dreihundert Jahren gibt es an der Kurie keinen Kanzler mehr;

der Vizekanzler leitet die Kanzlei, und darum ist sie auch in seinem Palast untergebracht. Wir sind schon da, wir müssen nur noch die Stiege hinaufgehen." Da mischte sich ein spanisch aussehender Herr in schwarzer Soutane ins Gespräch: "Der Herr Kardinalvizekanzler ist einer der reichsten und mächtigsten Prälaten an der Kurie." – "Ihr solltet den Herrn Kardinalgroßpönitentiar nicht unterschätzen. Er ist der wichtigste Berater seiner Heiligkeit", erwiderte ein norditalienisch klingender Mann. "Aber Don Rodrigo ist der Mann der Zukunft. Er wird sicher bald zum Papst gewählt", entgegnete der Spanier. "Meine Herrn", mischte sich ein Dritter, dem Dialekt nach offenbar ein Neapolitaner, mit erhobener Stimme ins Gespräch, "unser allerheiligster Vater, Herr Papst Innozenz VIII., ist gerade einmal 53 Jahre alt! Es ist unanständig, jetzt schon über seine Nachfolge zu spekulieren!" – "Er ist aber ständig krank", insistierte der Spanier. "Und er hat einen exzellenten Leibarzt, Dr. Gentile aus Viterbo", erwiderte der Norditaliener.

In diesem Augenblick wurde das Streitgespräch unterbrochen, denn auf der gegenüberliegenden Treppe erschien eine ausnehmend schöne junge Frau, der sich sofort alle Augen zuwandten. "Wer ist denn das?", fragte der junge Herzog ungeniert, und mindestens ein halbes Dutzend Herren antworteten: "Das ist Madonna Giulia Farnese." Und der Hofmeister ergänzte flüsternd: "Die Konkubine des Vizekanzlers." – "Und wer ist der häßliche einäugige Typ drei Schritte hinter ihr?" – "Das ist ihr Ehemann, Don Orsino Orsini." – "Wie kann sie die Konkubine des Kardinals sein, wenn sie verheiratet ist?" – "Diese Deutschen sind ja so naiv", murmelte der Spanier, aber da hatte sich die Gruppe schon wieder in Bewegung gesetzt und betrat den großen Raum der Kanzlei*.

Der junge Herzog war konsterniert. Er hatte eine stickige Schreibstube erwartet, nicht einen großen Saal voller Menschen, die sich ganz ungeniert laut unterhielten, lachten, auf die Schulter klopfen und stritten; sogar einige Flüche glaubte er zu hören. Während er sich noch etwas verwirrt umsah, kam ein Mann mittleren Alters mit einem Stapel Urkunden in der Hand herein, also offenbar ein Schreiber. Na ja, Stapel: es waren gerade einmal sechs Urkunden, und besonders groß waren sie auch nicht. Der Schreiber ging zu einem Tisch gleich links neben dem Eingang, an dem zwei ältere Männer in Klerikerkleidung saßen. Der junge Herzog folgte ihm ungeniert und erinnerte sich, ihn in der Schenke der Frau Vanozza gesehen zu haben.

Der Schreiber legte den Stapel auf den Tisch. Einer der beiden älteren Männer warf einen Blick darauf und sagte halblaut (aber doch so laut, daß der junge Herzog es hören konnte): "Na. Gentile, was hast du da wieder zusammengeschludert?" Der Schreiber antwortete nichts, aber der Herzog konnte sehen, wie sein Gesicht versteinerte und es in ihm arbeitete.

Der Mann am Tisch nahm die Urkunden der Reihe nach vor, setzte jeweils einen Vermerk links unter den Text, trug sie in eine Liste ein und reichte sie seinem Kollegen weiter, der ebenfalls einen Vermerk anbrachte. Bei der sechsten Urkunde stutzte er aber, denn auf dem rechten Rand prangte ein dicker Tintenfleck. Er zeigte das Blatt kopfschüttelnd seinem Kollegen, und dieser sagte zu dem Schreiber: "So geht das nicht, den Fleck mußt du zuerst ausradieren. Oder besser du schreibst die ganze Urkunde neu. Was glaubst du, wo wir hier sind? Erst letzte Woche habe ich ..." Aber weiter kam er nicht mehr, denn der Schreiber war puterrot angelaufen, riß ihm die Urkunde aus der Hand, und dann ergoß sich eine Flut von Schimpfwörtern über die beiden Alten, die wir hier besser nicht wiedergeben; wir hätten die Ausdrücke im Dialekt von Viterbo ohnehin nicht verstanden. Die anderen Anwesenden in der Kanzlei störte der Vorgang kaum, aber schließlich trat ein gut gekleideter Herr hinzu, griff den Schreiber am Arm und

zog ihn mit sich fort, wobei er begütigend auf ihn einredete. "Ihr habt ja recht, aber ...", konnte man gerade noch hören.

Der Schreiber hatte die Urkunde achtlos fallen lassen. Dr. Schreitwein hob sie auf, zeigte sie dem jungen Herzog und sagte: "Das ist eine *littera cum serico*. Sie trägt die Bleibulle an rot-gelben Seidenfäden, und der Papstname ist schön verziert." – "Aber da ist ja gar keine Bleibulle dran." – "Natürlich nicht, die Urkunde muß ja erst kontrolliert werden, und so ein Tintenfleck geht selbstverständlich gar nicht." – "Und wer sind die beiden alten – Herren dort am Tisch?" (Beinahe hätte er "Knacker" gesagt, konnte sich aber gerade noch rechtzeitig bremsen.) "Das sind der *rescribendarius* und der *computator*. Sie setzen die Gebühren fest." – "Und warum heißt er Reskribendar, wenn er Gebühren festsetzt?" – "Das weiß ich auch nicht; vielleicht war er früher mit den Urkunden beschäftigt, die neu geschrieben werden mußten."

Da trat der eine der beiden – Herren zu ihnen und nahm ihnen das Blatt aus der Hand: "Na ja", meinte er wiederum kopfschüttelnd, "vielleicht kann man den Fleck ja wirklich ausradieren. Er gibt sich halt keine Mühe, unser Herr Gentile; dabei hat er eine so schöne Handschrift, wenn er sich nur anstrengen wollte." – "Ihr kennt ihn?" fragte Dr. Schreitwein. "Wir kennen uns alle, aber er glaubt, er sei etwas Besseres, nur weil sein Vater der Leibarzt des Papstes ist. Und seine Frau liegt ihm in den Ohren, er bringe zu wenig Geld nach Hause. Es ist eine Schande", sagte er mit erneutem Blick auf das Pergament. "Unter dem seligen Papst Paul hätte es so etwas nicht gegeben; der legte Wert auf schöne und repräsentative Urkunden*, aber heute achtet man auf so etwas ja nicht mehr." – "Aber der Papstname ist doch sehr schön verziert." – "Ja, schon, aber es ist doch etwas pervers, die Buchstaben so auf Stelzen stehen zu lassen: oben ganz breit und unten ganz dünn*. Nein, der selige Papst Paul hätte so etwas nicht geduldet. Aber dieser Innozenz kann einfach nicht durchgreifen." – "Na, na, na, Herr *rescribendarius*, wie spricht Ihr über unseren allerheiligsten Vater Papst", mischte sich ein anderer Mann ein, der hinzugetreten war. "Vater ja, aber heilig ... Übrigens, wann ist denn die Hochzeit?" Und die beiden entfernten sich im Gespräch.

"Der Papst heiratet?" rief der junge Herzog entgeistert. "Natürlich nicht der Papst", erwiderte Dr. Schreitwein, "sondern sein Sohn." – "Wieso hat der Papst denn einen Sohn? Der wäre doch unehelich! Oder ist er geschieden? Also bei der Bernauerin ..." – "Jetzt ist aber Schluß, wir gehen. Ihr habt genug von der Kanzlei gesehen." – "Aber wenn ich später Bischof bin, muß ich doch wissen, wie man eine Ehe scheidet." – "Spinnst jetzt du?" (Wenn Dr. Schreitwein erregt war, duzte er seinen Schüler, aber der schien das gar nicht zu bemerken.) "Eine Ehe kann niemals geschieden werden. Was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen. Jedenfalls nicht bei uns. Vielleicht bei den Barbaren, bei den ... was weiß ich ... bei den Engländern vielleicht, wenn dem König seine Frau nicht mehr gefällt oder ihm keine Kinder gebiert ... Aber nicht bei uns!" – "Dann ist es also besser, die Frau in der Donau zu ersäufen als sich von ihr scheiden zu lassen?" – "Jetzt ist aber endgültig Schluß", fauchte Dr. Schreitwein, nun ernstlich aufgebracht. "Was sollen denn diese vorlauten Fragen? Und ein Mittagessen gibt es heute auch nicht." – "Schade", maulte der junge Herzog. "Direkt gegenüber hab' ich eine ganz eine schöne Kneipe gesehen."

Der Chronist muß sich bei seinem Publikum entschuldigen. Das Gespräch lief jetzt in eine völlig andere Richtung als geplant. Aber so ist das nun einmal bei Gesprächen. Und so ganz Unrecht hatte der junge Herzog ja nicht.

Rom, im Oktober (*mense Octobri*) 1485

Der distinguierte Herr, der Domenico Gentile zur Seite zog und beruhigte, war Francesco Maldente, bei dessen Ankunft in Rom wir auf S. # Zeuge waren. Seitdem hatte er sich mit mehr oder weniger Erfolg als Prokurator versucht, also als Helfer beim Erlangen päpstlicher Urkunden, aber das war, wie er schmerzlich feststellen mußte, eben nicht so leicht wie ursprünglich gedacht. Seine bisherige Meisterleistung war eine Urkunde für ihn selbst gewesen, die ihm erlaubte, seine vollen Einkünfte als Domherr von Forlì auch dann zu beziehen, wenn er nicht dort anwesend war und nicht am täglichen Chorgebet teilnahm. Damit war er finanziell einigermaßen abgesichert, aber das Gelbe vom Ei war das nicht, und das Leben in Rom war teuer. Außerdem versuchte der Domdekan in Forlì mit allen Mitteln, die Urkunde zu unterlaufen. Schon zweimal hatte Francesco einen päpstlichen Befehl gegen diese Machenschaften erwirken müssen, und gerade eben hatte dieser Dickkopf wieder dagegen appelliert.

Zudem wies das Netz an Beziehungen, das er an der Kurie zu knüpfen hoffte, noch etliche größere Lücken auf. Da paßte ein leibhaftiger Kanzleischreiber, der emotional bestimmt, also wohl gut zu manipulieren war, hervorragend hinein. Außerdem war Gentile, wie er den Worten des Reskribendars entnommen hatte, ein Sohn des päpstlichen Leibarztes; vielleicht ergab sich daraus sogar ein Zugang zu höheren Kreisen in Papstnähe. (Wie es damit wirklich aussah, werden wir noch erfahren, aber das müssen wir unserem Domherrn ja jetzt noch nicht auf die Nase binden.)

In der kleinen Kneipe gegenüber der Kanzlei kamen die beiden in ein lebhaftes Gespräch. Francesco hörte mit Engelsgeduld das ellenlange Lamento Gentiles an und nickte an den geeigneten Stellen nachdrücklich zustimmend. Gentile wiederum lauschte verständnisvoll den Klagen Maldentes über das, was man an der Kurie allgemein die *pertinacia abbreviatorum** nannte, die Halsstarrigkeit des inneren Zirkels der Kanzlei, der den kleinsten Fehler zum Vorwand nahm, um eine Urkunde zurückzuweisen. Damit waren – und da stimmten jetzt beide empört überein – alle bisher aufgewandten Kosten verloren. Wie sollte man das den Auftraggebern erklären? (Von der Unverschämtheit vieler Bittsteller, die dreist die abwegigsten Dinge beantragten, sprachen sie allerdings nicht. War es nicht symptomatisch, daß jeder zehnte von ihnen die päpstliche Entscheidung nicht akzeptierte, sondern frech eine Änderung zu seinen Gunsten* verlangte?)

Am Ende eines langen Abends kamen beide zu der These, daß es bei den obwaltenden Umständen nicht ganz unmoralisch sein könne, dem eigenen Geschäftserfolg durch gewisse außerordentliche Maßnahmen ein wenig auf die Sprünge zu helfen. Aber zu dieser Stunde waren ihre Stimmen schon alkoholbedingt nur noch schwer zu verstehen. Jedenfalls schieden sie als Freunde und verabredeten, sich bei Gelegenheit wieder treffen zu wollen, zu sollen, zu dürfen, zu müssen, zu ...

Rom, im apostolischen Palast und im Kloster des heiligen Johannes im 15. Stadtbezirk, 23. Dezember (*decimo kalendas Ianuarii*) 1485

In diesen Tagen kurz vor Weihnachten pflegten in Neapel die Bauern aus den Abruzzen als *pifferari*, als Dudelsackpfeifer, in die Stadt zu kommen und ihre Lieder zu spielen und zu singen, z.B. *quando nascette ninno* mit seiner schönen absteigenden Melodie*. Der Papst kannte das aus seiner Zeit im Süden, wo er

vor seiner Karriere lange gelebt hatte, und er vermißte es. Ob die Sänger der Sixtinischen Kapelle bereit wären, das auch in Rom einzuführen? Wohl kaum, das war ja nicht die ernste niederländische Musik, die an der Kurie quasi amtliche Geltung hatte. Auch sie war schön, aber für seinen Geschmack zu kunstvoll, zu intellektuell, zu schwierig, man konnte vor lauter Kontrapunkt kein Wort verstehen. Die neapolitanischen Lieder, etwa die Liebeslieder, die ihm seinerzeit die Nichte seines Leibarztes vorgesungen hatte, waren ihm lieber. Sie brachten ihn auf andere Gedanken und lenkten ihn von seinen Sorgen ab.

Aus Neapel kamen auch die Seidentransporte, und da hatte es einen kuriosen Zwischenfall gegeben, den man dem Papst aber nicht berichtete: ein solcher Transport war von Straßenräubern überfallen und ausgeraubt worden. Das war für sich allein nichts Ungewöhnliches; gerade in der Zeit Innozenz' VIII. mußte man immer damit rechnen, Wegelagerern in die Hände zu fallen. Aber diesmal war es eine besondere Ware: ein Paket mit den roten und gelben Seidenfäden, mit denen das Bleisiegel an die päpstlichen Gnadenurkunden angehängt wurde. Die Räuber staunten nicht schlecht: sie hatten Stoffe erwartet; was sollten sie mit diesen Fäden anfangen?

Als der Plumbator Bruder Bernardus an diesem Tag wie gewohnt zum Mittagessen ins Kloster des heiligen Johannes kam, fragte ihn Bruder Gregorius: "Muß jetzt die Kanzlei ihren Betrieb einstellen?" Aber er seufzte: "Ein paar Tage Zusatzferien wären ja ganz schön. Aber nein: auf das eine Paket kommt es nicht an, wir sind gut ausgestattet." Und Bruder Hieronymus fügte grinsend hinzu: "Das ist ein Wink des Himmels. Wäre es nicht gut, wenn der Papst einmal eine Weile Befehle erteilen würde, statt immer nur Gnaden auszuschütten?" (Für die Befehlsurkunden reichte beim Siegel eine einfache Schnur aus Hanf.)

Bruder Thomas aber, der Scholastikus, der in seinem Unterricht lebensnahe Beispiele liebte, nahm den Vorfall zum Anlaß – heute war Freitag, der Tag des Rechenunterrichtes –, die Schüler herausfinden zu lassen, wie viele Seidenfäden man für eine Urkunde brauchte, wenn die Fäden im Rohzustand zweiundsiebzig Ellen lang waren und das Bündel aus je zwölf roten und gelben Fäden bestand und die Fäden jeweils anderthalb Handspannen lang sein mußten. Eine weitere Aufgabe stellte er nicht, obwohl sie sich ihm aufdrängte: wieviel Geld konnte man sparen (sprich: in die eigene Tasche wirtschaften), wenn man statt zwölf nur elf oder zehn Fäden verwendete?

Rom, Anfang Januar (*intrante mense Ianuario*) 1486

Magister Domenico Gentile aus Viterbo, seines Zeichens wohlbestallter Skriptor der päpstlichen Kanzlei, war verärgert. Was sage ich: verärgert? Er war stinksauer! Da hatte ihm der Reskribendar schon wieder eine Ablassurkunde aufgebremmt, die einfach nicht enden wollte. Jetzt war er schon in der sechsten Zeile, und die Arenga quälte sich immer noch dahin. Warum konnte man das nicht kurz und bündig formulieren wie in einem Reskript? Was sollte dieser theologische Schwachsinn? Das las doch ohnehin keiner, weder heute noch in fünfhundert Jahren! Den Satzzusammenhang hatte er schon verloren, und da hieß es aufpassen, daß einem kein Zeilensprung unterliefe.

Das war ihm neulich passiert: er war von einem "päpstlich" in der dritten Zeile des Konzepts zu einem "päpstlich" in der fünften Zeile gesprungen. An sich hätte das niemand gemerkt, aber der Abbreviator, der den Wortlaut verglich, dieser – wie hieß er gleich? –, dieser Paulus Manesin wollte sich als scharfer Hund

profilieren und hatte den Fehler bemängelt. Daraufhin mußte er die ganze Urkunde neu schreiben, und das auch noch auf eigene Kosten! Sogar das Pergament hatte er bezahlen müssen! Eine große Geschichte hatte der Typ daraus gemacht, und dabei war er doch nur ein kleiner Abbeviator aus der untersten Abteilung. Seitdem hatte ihn der Reskribendar auf dem Kieker und verdonnerte ihn zu den unangenehmsten Urkunden. Es war zum Haare ausraufen! Moment mal: er hatte ja bereits eine Glatze oder, wie man an der Kurie zu sagen pflegte, eine umfassende Tonsur.

In diesem Augenblick rauschte seine Ehefrau Maria Maddalena mit einem Wäschekorb durchs Zimmer und hätte beinahe das Tintenfaß umgeworfen. "Paß doch auf, du alte Schlampe!" rief er ihr nach. "Mußt du dich überall ausbreiten, du Hurenbock?" giftete sie zurück und war verschwunden, ehe er sie packen konnte. "Hurenbock": das ging zu weit und traf ihn außerdem in seiner Ehre, denn genau das konnte er nicht mehr sein (aber das war eine andere Geschichte). Früher hätte er so ein Problem mit der Ehefrau durch ein paar saftige Ohrfeigen gelöst, aber sein Sohn war inzwischen sechzehn Jahre alt und genau so groß und mindestens genauso stark wie er. Und der ließ nichts auf seine Mutter kommen; auch jetzt schaute er schon wieder mit bösem Blick zu ihm herüber.

Immerhin hatte der Knabe ein geschicktes Händchen und konnte die Verzierungen auf den Urkunden einzeichnen und die Majuskeln mit schwarzer Farbe ausmalen, so daß er diese Arbeit nicht mehr außer Haus geben mußte und die Gebühr selbst kassieren konnte. An seiner Stelle schreiben lassen konnte er ihn freilich nicht, das mußte er leider selbst machen, so war die Regel.

Während er zu seinem Sohn hinüberblickte, rauschte Maria Maddalena wieder mit dem Wäschekorb durchs Zimmer, und diesmal stieß sie wirklich das Tintenfaß um, so daß sich die Brühe über die Urkunde ergoß. Domenico sprang zornentbrannt auf – oder besser gesagt: er wäre aufgesprungen, wenn er nicht mit der rechten Schulter die Truhe gerammt hätte und gleichzeitig mit dem linken Knie eingeknickt wäre. So warf er seinem Sohn die lädierte Urkunde zu und brüllte. "Wasch das ab!" Auch der Sohn sprang auf, nicht ohne sich ebenfalls den Ellenbogen an der Truhe zu stoßen – es war halt wenig Platz im Hause Gentile – , und lief kopfschüttelnd mit dem Pergament zur Regentonne.

Als er zurückkam, war der Fleck zwar blasser, aber noch deutlich zu sehen. Das ließ der Kanzleikustos niemals passieren! "Mehr geht nicht", sagte Domenico schulterzuckend und gab seinem Vater die Urkunde zurück. "Du mußt sie neu schreiben. Du hättest weniger Gummi in die Tinte geben sollen, dann hätte sie sich leichter abwaschen lassen." Domenico, den inzwischen das heulende Elend gepackt hatte angesichts des Gedankens, den ganzen Stuß noch einmal schreiben zu müssen, schlug verzweifelt mit der Faust auf den Tisch. Aber die beiläufige Bemerkung seines Sohnes hatte er doch gehört, so frech sie auch war. Und ganz im hintersten Winkel seines Gehirns tauchte hämisch grinsend ein Gedanke auf, der ihn erschreckte, aber zugleich faszinierte, dem er aber nicht nachgab – noch nicht nachgab.

Rom, apostolischer Palast, im Januar (*mense Ianuario*) 1486

Seine Heiligkeit, Papst Innozenz, der achte dieses Namens, hatte eine schlechte Nacht hinter sich. Der Wind hatte geheult, wie er nur im römischen Januar heulen konnte. Fast hätte man glauben mögen, daß Hexen durch die Luft führen,

aber Hexen gab es ja nicht, so lehrten die Kirchenväter und die Theologen seit Hunderten von Jahren. Oder gab es sie vielleicht doch?

Wie dem auch sei, der Papst war schließlich doch eingeschlafen und hatte sofort einen fürchterlichen Traum erlebt: 13 Personen, offenbar alles Päpste, waren auf ihn zugestürzt. Er hatte in ihnen sofort seine Vorgänger bzw. Nachfolger gleichen Namens erkannt. Acht von ihnen waren in sein Schlafgemach eingedrungen und waren ganz ungeniert über ihn und seine Regierung hergezogen. Gerade so, als ob er gar nicht anwesend wäre, hatten sie über ihn gesprochen, aber sie hatten trotzdem das Zimmer so eng ausgefüllt, daß er am Schluß glaubte, nicht mehr atmen zu können. Fünf weitere hatten durch das Fenster hereingeschaut, aber man hatte sie nicht eingelassen, das mußten wohl seine Nachfolger von Innozenz IX. bis zu Innozenz XIII. sein. Sie hatten bedenklich die Köpfe geschüttelt, aber nichts gesagt.

Ganz anders die Personen im Zimmer: "Du mußt hart werden", sagten Innozenz III. und IV., "sonst nimmt dich niemand ernst." – "Aber wenn sie mich absetzen! König Ferrante in Neapel ist so hinterhältig", jammerte Innozenz VIII. Die Traumgestalten brachen in Gelächter aus. "Dann mußt du ihn absetzen", zischte Innozenz IV. "Aber das geht doch nicht", rief Innozenz VIII. "Doch, das geht. Wir haben Könige und Kaiser eingesetzt und wieder abgesetzt", entgegneten Innozenz III. und IV. "Aber dann gibt es ein Schisma!" protestierte Innozenz VIII. Aber Innozenz II. entgegnete: "Das muß man aussitzen. Ich habe acht Jahre lang mit einem Gegenpapst gekämpft und doch gewonnen." – "Ganz so einfach ist das nicht", warf Innozenz VII. ein, und einer der älteren Päpste, den vor allem Innozenz III. immer wieder mit den Ellenbogen nach hinten stieß, nickte heftig dazu*. Dann wandte sich Innozenz III. dem Träumenden zu und sagte: "Wenn du nicht hart wirst, sondern alles erträgst und verzeihst, werden sie deine Urkunden fälschen und dich der Lächerlichkeit preisgeben, und sie werden dir einen Nachfolger wählen, der dich geradewegs in die Hölle zieht, und sie werden dich ausrauben, selbst wenn du schon auf dem Totenbett liegst. Glaub mir, ich weiß, wovon ich spreche."

"Das kann doch alles nicht wahr sein", rief der Träumer, "das kann doch nur ein Traum sein. Ich will sofort aufwachen!" Und genau das geschah. Tränenüberströmt blickte er um sich und sank ermattet nieder. Dann dachte er an seine Tochter und seine Enkelin, und endlich überkam ihn ein sanfter, friedlicher Schlaf, der ihm wenigstens noch eine Stunde Erholung gönnte.

Rom, in der apostolischen Kanzlei, im März (*mense Martio*) 1486

Magister Domenico Gentile aus Viterbo, seines Zeichens usw. war wütend, empört, aufgewühlt, erregt – mit einem Wort: er war stinkstinksauer. Dabei hatte der Tag so gut begonnen! Sein Sohn Domenico iunior hatte heute keine Schule, deshalb hatte er ihn mit in die Kanzlei genommen. Dort hatte er sofort alle Blicke auf sich gezogen. Kein Wunder: der Junge hatte den Charme seiner Mutter geerbt, dem sich niemand entziehen konnte – wer wußte das besser als der Vater selber? Besonders die älteren Herren hatten den Sohn wohlgefällig betrachtet. Beide waren schon dabei, wieder hinauszugehen, als der Reskribendar den Vater zurückrief. Dieser kümmerte sich erst nicht darum, aber dann rief der Reskribendar mit so lauter Stimme, daß die Gespräche im Raum verstummten und sich alle ihnen zuwandten: "Herr Domenico, es liegt eine Beschwerde gegen Euch vor. Ihr habt einen Namen falsch geschrieben. Es ist bei der *prima visio* gerade

noch aufgefallen." – "Was ist die *prima visio*?" fragte Domenico junior. Der Reskribendar sagte zu ihm, wobei er seine Brille zurechtrückte: "Da wird der Text der Urkunde verglichen, damit kein Fehler unterläuft." Und zu dem Vater, indem er mit einem Pergament wedelte: "Die Dame hier heißt Theodora, nicht Theodorina." – "Unsinn, auf dem Konzept stand Theodorina." – "O nein, Herr Schreiber, hier ist das Konzept, und da steht eindeutig Theodora." – "Sie haben das Konzept ausgetauscht." – "Macht Euch nicht lächerlich! Ihr werdet die Urkunde wohl neu schreiben müssen." – "Die zwei Buchstaben kann man ausradieren." – "Seid Ihr wahnsinnig? Namen dürfen nicht korrigiert werden. Da muß man von Anfang an ganz sorgfältig sein." Domenico riß ihm die Urkunde aus der Hand und lief mit schnellen Schritten dem Ausgang zu, während die Umstehenden zu grinsen begannen. "Und das geht natürlich auf Eure Kosten. Daß Ihr ja nicht noch einmal den Bittsteller behelligt!" rief ihm der Reskribendar hinterher. "Und kommt mir auch nicht auf die Idee, die Taxe zu verdoppeln, nur weil es zwei Personen sind, denen die Gnade gewährt wird!" Das sagte der Richtige, dachte Domenico. Und dann fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Sinn: der Reskribendar ging offenbar davon aus, daß er den Bittsteller doch würde bluten lassen. Nun, den Gefallen konnte er ihm tun.

Und da saß er nun zu Hause und schrieb zähneknirschend – soweit die wenigen Zähne, die er noch hatte, das zuließen – den Ehedispens von neuem. Daß er auch das Pergament dafür selbst bezahlen mußte, hob seine Laune nicht eben zusätzlich. Aber der Reskribendar hatte ihn nun einmal auf dem Kieker. Nun fiel es ihm wieder ein: Theodorina war jene Dame gewesen, die er in jenem Haus besucht hatte, als seine Frau während der Schwangerschaft mit ihrem kleinen Innocenzo so unförmig geworden war. An diese zuvorkommende Dame hatte er denken müssen, als er den Namen schrieb. Und der Gedanke an den kleinen Innocenzo, der von Anfang an kränkelte und mit drei Monaten gestorben war – es hatte nicht genutzt, daß man ihm den Namen des Papstes gegeben hatte –, machte ihn zugleich traurig und auch etwas beschämt.

Aber dann hörte er in der Küche nebenan seinen Sohn und die Mutter tuscheln: "Wenn er besser aufgepaßt hätte, wäre das nicht passiert. Ich verstehe nicht viel davon, aber Namen dürfen auf keinen Fall verändert werden. Sonst könnte man ja gleich die Urkunde fälschen." Da kam ihm die Galle wieder hoch: diese Blamage vor seinem Sohn! Und dann winkte erneut aus der hinteren Ecke von Domenicos Hirn jener grinsende kleine Teufel hervor, dem wir schon im Januar begegnet sind. Aber noch widerstand der wackere Schreiber der Versuchung.

Rom, apostolische Kammer, im April (*mense Aprili*) 1486

Wie man sieht, ging es an der Kurie nicht immer fromm, friedlich und gottesfürchtig zu. Und das galt nicht nur für die Kanzlei, sondern auch für die Finanzverwaltung. Die *reverenda camera apostolica*, die "ehrwürdige apostolische Kammer", wie sie sich selbst nannte und von anderen genannt zu werden verlangte, war mit rund 50 Mitarbeitern zwar kleiner als die Kanzlei, die zuletzt Sixtus IV. auf über 400 Mitglieder aufgebläht hatte. Es ging dort in der Kammer intimer zu, aber man hockte eben auch näher aufeinander und konnte Animositäten und Feindschaften intensiver pflegen und langanhaltend austragen. Dazu kam, daß die Kammer unter ernsthaften Problemen litt: der Datar entzog ihr immer mehr Einnahmen, während gleichzeitig die Forderungen des Papstes gleichblieben, ja

sogar noch stiegen. Aber was wollte man machen: der Datar war ein Vertrauensmann des Papstes; er war tagtäglich der erste, den dieser in Audienz empfing (sofern er nicht verschlafen hatte, dann mußte der Datar unverrichteter Dinge umkehren, und Innozenz VIII. schlief gern etwas länger – was ihn ja eigentlich sympathisch macht, aber das gehört nun wirklich nicht hierher. Entschuldigung, liebes Publikum!).

In der Kammer herrschte also allgemeine Unzufriedenheit. Nehmen wir zum Beispiel Battista da Spello. Er war seit sechs Jahren Notar an dieser Kammer, aber es war ihm nie gelungen, mit den anderen Herren, die ihn als Provinzler verspotteten, richtig warm zu werden. Gewiß: Spella war ein kleiner Ort, aber an einer Kurie, an der selbst Leute aus niederbayerischen Kleinstädten wie "Vilshofen" (oder wie immer man das schrieb) ein- und ausgingen – Städte, von denen niemand wußte, wo sie lagen und ob es sie überhaupt gab –, war das doch kein Argument! Und bestanden nicht schon lange Beziehungen zwischen Spella und Rom? Schon vor 200 Jahren gab es Spellaner an der Kurie. An Andreas de Spello, der unter Bonifaz VIII. dort Prokurator war, erinnerte man sich noch gut: er hatte die Sache eines Klosters im Alpenland so nachhaltig vertreten, daß ihm der Abt aus Dankbarkeit ein Buch mit einer Anleitung zur Bierherstellung geschenkt hatte*.

In sentimental Momenten dachte Battista immer noch an die Zeit, die er in seiner Jugend in Spella verbracht hatte. Besonders der Tag, an dem er zum Notar kreiert worden war, haftete in seiner Erinnerung. Seine ganze Familie war erschienen, um mitzuerleben, wie ihm Feder und Tintenfaß als Zeichen seiner neuen Würde überreicht wurden. Die Zeremonie litt aber etwas darunter, daß der Pfalzgraf – ein halber Analphabet – ständig von Tinte und Federfaß sprach. Wie gut, daß die Pfalzgrafen zwar jede Menge Notare kreieren, selbst aber keine einzige Urkunde ausstellen durften!

1486 war Battista nun ein Vierteljahrhundert an der Kurie. Zunächst hatte er sich als gewöhnlicher Notar versucht, aber da war die Konkurrenz doch sehr groß. Deshalb hatte er sich als Majuskelschreiber eines Skriptors, der auch Abreviator war, etwas dazu verdient. Unter Papst Paul II., der großen Wert auf eine gediegene Ausstattung seiner Urkunden legte, war das eine durchaus wichtige und einträgliche Tätigkeit. Schließlich hatte er 1473 den Job als Abreviator selbst übernehmen können. Im Heiligen Jahr 1475 war er dann auch als Prokurator der Pönitentiarie zugange, aber diese Tätigkeit war ja zeitlich begrenzt und lief 1476 wieder aus.

1480 war er schließlich als Notar in die Kammer gewechselt, indem er einem älteren und schon kranken Kollegen die Stelle abkaufte – gerade noch rechtzeitig, denn vier Wochen später war dieser schon tot. Eigentlich – und um ganz ehrlich zu sein – war er schon ein paar Tage zu spät dran und mußte die Verzichtserklärung des Kollegen etwas zurückdatieren, damit sie noch vor der 20-Tage-Frist* lag, aber in der Aufregung 12. Februar statt 21. Februar zu schreiben, das kann doch schon mal vorkommen, oder nicht?

Daneben arbeitete er noch weiter als freier Notar. Deshalb war er besonders sauer, als Sixtus IV. diesen freien Notaren 1483 das Kollegium der *notarii Romane curie* vor die Nase setzte, das ihnen gerade die attraktivsten Geschäfte wegschnappte. Aber hier hatte sich der Himmel als gerecht erwiesen: dieses Monstrum von Kollegium hatte seinen Schöpfer nur um ein Vierteljahr überlebt, denn Innozenz VIII. hob es um Dezember 1484 unter allgemeinem Beifall wieder auf. (Später verspärlichte sich der Beifall für seine Maßnahmen.) Die Rückabwicklung des Geschäftes, will sagen: die Rückzahlung des Kaufpreises an die Mitglieder,

wurde der Apostolischen Kammer übertragen, und innerhalb dieser justament unserem Battista da Spello. Er bekam ja immer die unangenehmen Aufgaben. Dabei lernte er Domenico Gentile kennen, der den Gewinn seines Skriptorenamtes auf diese Weise angelegt hatte. Man war sich sympathisch, man lamentierte über die Zustände an der Kurie – zuerst im Amtsgebäude, später in einer Kneipe – und kam zu dem Schluß, daß es angesichts solcher Mißstände doch erlaubt sein müsse, gelegentlich auch auf seinen eigenen Vorteil zu achten, notfalls etwas neben dem offiziellen Verfahren.

Damit hatte das Netzwerk Gentile-Maldente jetzt also auch einen Anker in der Finanzverwaltung, auch wenn es bislang noch nicht aktiv geworden war.

Rom, im Kloster des heiligen Johannes, 21. Mai (*duodecimo kalendas Iunii*) 1486

Mit dem Schweigegebot während der Mahlzeiten nahm man es im Kloster des heiligen Johannes in der 15. römischen Stadtregion ohnehin nicht so genau. Besonders wenn der Abt abwesend war und der uralte Prior ihn vertrat. Bruder Matthias, der Lektor – – – aber das kennen wir ja schon.

Auch heute war wieder Bruder Bernardus, der Plumbator, anwesend, und er platzte fast vor Ärger. Nicht wegen des Essens, das war heute am Sonntag wie immer gut und reichlich, sondern wegen der Ereignisse der letzten Woche: "Stellt euch vor, der Papst – unser allerheiligster usw. – hat ein neues Kolleg erfunden und die Stellen für jeweils 500 Dukaten an 52 Aasgeier verkauft. Sie nennen sich *collectores taxe plumbi* (Einsammler der Bullentaxe). Das war am Montag, und seitdem ist in der Bullarie die Hölle los. Die neuen Typen machen sich bei uns breit und stören unsere Arbeit. Zu viert sind sie aufgekreuzt und wollen auf einmal alles kontrollieren und registrieren und ihre Namen auf die Urkunde schmieren, bevor wir das Siegel anhängen dürfen. Fünf Stunden hat am Mittwoch gedauert, was wir sonst in drei Stunden erledigt haben." – "Reg dich nicht auf", sagte Bruder Prudentius, "Du wirst sehen, schon nächste Woche kommen nur noch zwei, und in drei Monaten allenfalls noch einer. Dieser Anfangseifer läßt ganz schnell nach." – "Aber was machen diese *collectores* überhaupt?" brachte sich Bruder Matthias ins Gespräch. "Das wenn ich wüßte," stöhnte der Plumbator. "Es lief bisher alles problemlos." – "Aber der Papst muß doch einen Grund angeführt haben." – "Ja, hat er. Stellt euch vor: er hat behauptet, unsere Hilfskräfte würden die Bittsteller betrügen und ungesetzliche Zusatzzahlungen verlangen." – "Und? Tun sie das?" Da wurde Bruder Bernardus etwas kleinlaut: "Na ja, ab und zu einen Dukaten nebenbei. Aber wer macht das nicht? Was meint ihr, was ich sehe, wenn ich die Bullen in den Palast bringe und vom Papst segnen lasse!" – "Der Papst braucht ganz einfach Geld", mischte sich seufzend Bruder Thomas ein. "Er hat die Stellen neu erfunden, um sie verkaufen zu können. Das wird im Laufe der Zeit alles zur Routine. erinnert ihr euch noch an die Supernotare, die Sixtus erfunden hat und die keine zwei Jahre später wieder verschwunden sind? Ich prophezeie euch: in zehn Jahren gibt es diese *collectores* nicht mehr." Was den Amtseifer der *collectores* anging, hatte Bruder Prudentius recht. Aber was das Verschwinden des Amtes anging, da irrte sich Bruder Thomas: zehn Jahre später wurde ihre Zahl sogar verdoppelt, und so blieb es dann 300 Jahre lang.

Rom, beim Largo Argentino, 15. Juni (*septimodecimo kalendas Iulii*) 1486

In der Mitte der Stadt Rom kreuzt den heutigen Corso Vittorio Emanuele etwa auf halbem Weg zwischen S. Andrea della Valle und Il Gesù ein mehrheitlich von Katzen bewohnter Platz oder eher eine Straßenverbreiterung mit Namen *Largo Argentino*; nebenan gibt es auch eine *via Argentina*. Der Name bezieht sich aber nicht auf Argentinien, das 1486 noch gar nicht entdeckt und erst recht nicht so benannt war, sondern auf die Stadt Straßburg, lateinisch *Argentoratum* bzw. adjektivisch *Argentinus* oder *Argentiniensis*, jenen uralten Bischofssitz am Rhein, der bis 1681 deutsche Reichsstadt war. Dort beim Largo Argentino stand (und steht in Resten noch heute) ein merkwürdiges Gebäude, das gar nicht ins Rom der Renaissance paßte, ein gotisches Haus mit einem Turm. Erbaut hatte es der päpstliche Zeremonienmeister Johannes Burchard (einer der Gewährsleute unserer Geschichte); er stammte aus Straßburg, und daher haben Platz und Straße ihren Namen.

Der Besitzer und Erbauer fungierte, wie gesagt, als päpstlicher Zeremonienmeister – mehr noch: er war das Zeremoniell, und wehe, wenn jemand sich nicht an seine Anweisungen hielt, mochte es ein kleiner Kleriker sein oder der König von Frankreich oder auch der Papst selbst! Er wurde unnachsichtig zurechtgewiesen und an seinen Platz gestellt.

An diesem Sommerabend gab Johannes eine kleine Abendgesellschaft für ein paar Freunde und einige weitere Personen, darunter auch den Kleriker im Supplikenregister, Johannes de Cardona, und dessen Bekannten Francesco Maldente. Letzterer wußte elegant zu plaudern, was ihn willkommen machte; er war der Einladung aber auch aus eigennützigen Motiven gefolgt, die wir hier nicht näher erläutern müssen. Allerdings litt er den ganzen Abend unter der barbarischen Aussprache des Gastgebers, ganz gleich, ob dieser Latein oder Italienisch und manchmal zum Gaudium der Gäste auch Elsässisch sprach.

Die Unterhaltung drehte sich – bei in Strömen fließendem Wein – um alle großen und kleinen Ereignisse an der Kurie. Wie ein Schwamm saugte Burchard all die Anekdoten auf, die in Rom im Umlauf waren, und berichtete seinerseits, wer mit wem usw. Dazwischen lamentierte er immer wieder über Verstöße gegen das Zeremoniell und jammerte, wie schwer es sei, die Verwandtschaft des Papstes, besonders seine – zugegeben reizende – Tochter zufrieden zu stellen, ohne die geheiligten Regeln anzutasten.

Am späteren Abend kam die Rede auch auf das Zeremoniell bei Degradierungen krimineller Priester und bei Hinrichtungen. Jetzt wurde es für Maldente etwas peinlich, aber er hielt sich gut. Schließlich fragte der Supplikenmensch, wie denn ein Urkundenfälscher bestraft würde, aber da wurde Burchard plötzlich ganz einsilbig und wechselte schnell das Thema zu seinem Nachbarschaftsstreit mit dem Kardinal, der seine Grundstücksgrenze nicht beachtet hatte – aber was sollte ein kleiner Zeremonialkleriker da machen?

Auf dem Heimweg fragte Maldente seinen Bekannten ganz vorsichtig, warum der Gastgeber auf die Frage nach der Fälscherstrafe so merkwürdig reagiert habe. "Er hat als junger Mann in Straßburg selbst einmal Urkunden gefälscht* und ist aufgefliegen. Ich habe das im Register gelesen, denn er hat sich 1483 eigens vom Papst davon lossprechen lassen. Nun gut, er war damals noch ein junger Mann, noch keine achtzehn Jahre alt, da ist so etwas vielleicht verzeihlich. Bei Erwachsenen sieht das natürlich anders aus. Da winkt der Scheiterhaufen."

Rom, im Juni (*mense Iunio*) 1486

Magister Domenico Gentile aus Viterbo, seines Zeichens wohlbestallter Schreiber der apostolischen Kanzlei, war wieder einmal sehr verärgert. Was sage ich: verärgert? Er war stinkstinkstinksauer. Sein Versuch, die Urkunde mit dem Tintenleck doch zu verwenden, war gründlich schiefgegangen, und sein Vorgesetzter hatte ihm sogar einen förmlichen Verweis erteilt. Die Folge war, daß der Re-skribendar ihm einen ganzen Stapel von Ernennungsurkunden für einen deutschen Bischof zugeteilt hatte. Wo das Bistum genau lag, wußte er nicht; es interessierte ihn auch gar nicht. Erst dachte er, es sei Padua (*Patavinus*), aber gerade noch rechtzeitig sah er, daß dort eindeutig *Pataviensis** stand. Über ein halbes Dutzend Mal derselbe Text! Normalerweise teilte man das Paket auf verschiedene Schreiber auf, aber er sollte ja Buße tun ...

Ein halbes Dutzend mal derselbe langweilige Text: gab es etwas Öderes? Als ob die ganze Welt über dieses hochwichtige Ereignis informiert werden mußte! Eine Urkunde an den neuen Bischof selbst, das ging ja noch. Dann eine Urkunde an das Domkapitel: als ob die nicht wüßten, wen sie gewählt hatten! Eine Urkunde an den Klerus: die würden schon merken, wer der Neue war, spätestens wenn er die Kosten seiner Ernennung auf sie umlegte. Eine Urkunde an das Volk der Bischofsstadt und der Diözese: konnten diese deutschen Bauern-tölpel überhaupt lesen? Er hatte dazu eine passende Anekdote gehört: als Bonifaz VIII. seine berühmte Bulle *Unam sanctam* publizierte, glaubten die deutschen Hinterwäldler tatsächlich, es gebe eine neue Heilige, und fragten an, wann denn das Fest sei ... Dann eine Urkunde an den Erzbischof: wußte der denn nicht, was in seiner Provinz los war? Eine Urkunde an den Kaiser: den hatte sein Vater 1452 gesehen, als Nikolaus V. (Gott hab' ihn selig!) diesen Bleiklotz hatte krönen müssen. "Lange Haare, lange Nase, kurzer Verstand", hatte man damals gewitzelt. Eine Urkunde an die Vasallen des Bischofs: auch diese deutschen Ritter hatte Papa damals gesehen: große Klappe, großer Schlund – und diese Sprache! Als ob Ochsen brüllen und Schlangen zischen*! Nikolaus V. (Gott hab' ihn selig!) hatte schon recht, als er sagte: "Die Deutschen sind gute Kammerdiener, aber zu allem, was Intelligenz erfordert, sind sie nicht zu gebrauchen."

Verdammt noch mal: jetzt hatte er sich schon wieder verschrieben. Das Domkapitel redet der Papst doch nicht "ehrwürdige Brüder" an, diese Anrede bekommt doch nur der Bischof. Er mußte sich mehr auf den Text konzentrieren. Aber wie sollte man sich konzentrieren, wenn man ständig das Gleiche schreiben mußte? So hatte er sich sein Amt als Schreiber in der Kanzlei nicht vorgestellt, und wenn er gewußt hätte, was ihn erwartete, hätte er die 2000 fl. anders angelegt, auch wenn die Verzinsung sich sehen lassen konnte. 2000 fl. – fünfhundert Jahre später wären das etwa 100 000 €, aber das konnte Magister Domenico natürlich noch nicht wissen – waren eine Menge Geld, auch wenn er sie nicht erarbeitet, sondern als Mitgift seiner Frau eingesackt hatte.

Es war doch nicht zu fassen: jetzt hätte er sich beinahe schon wieder verschrieben! Und ganz in hintersten Winkel seines Gehirns tauchte erneut hämisch grinsend der Gedanke vom Februar auf, der ihn erschreckt, aber zugleich fasziniert hatte – – – und dem er jetzt beschloß nachzugeben.

Rom, vor der Kirche des hl. Celsus, 11. Juli (*quinto idus Iulii*) 1486

Es gab Tage, an denen fragte sich Francesco Maldente, ob er klug gehandelt hatte, als er beschloß, in Rom zu bleiben. Warum war er, nachdem er den Auftrag seines Bischofs erledigt hatte, nicht nach Forlì zurückgekehrt und hatte sein

bisheriges Leben in der Provinz wieder aufgenommen: vormittags ein wenig Chorgebet in der Kirche (was man durchaus auch einmal schwänzen konnte), nachmittags ein Spaziergang über die Piazza, um mit den Nonnen zu flirten, abends ein wenig humanistische Studien, ein reichliches Nachtessen und ein erholsamer Schlaf? Aber er mußte ja in die Welt hinaus, um im Zentrum der Christenheit Karriere zu machen! Der bischöfliche Auftrag schien anfangs ziemlich schwierig, aber er hatte ein gutes Händchen bewiesen und die Sache überraschend schnell zu Ende gebracht. Vielleicht hatte ihn das verführt, zu glauben, es würde ihm alles so leicht fallen. Nur hatte sich das als Illusion herausgestellt. Also doch zurück nach Forlì? Er hatte gezögert, und je länger er zögerte, um so schwerer wurde ihm der Entschluß; jeder von uns weiß, wie das geht. "Er hat sich eben überschätzt und in der großen Welt doch nicht zurecht gefunden", würde es heißen, wenn er jetzt noch zurückkehrte.

Um nicht falsch verstanden zu werden: er hatte nichts gegen Forlì. Der Ort war kein Provinznest, sondern er verfügte seit 1600 Jahren über das Stadtrecht; seit 1000 Jahren war er ein christliches Bistum. Freilich hatte er sich politisch nie aus dem übermächtigen Schatten des benachbarten Ravenna lösen können. Es kam hinzu – und das verletzte nun doch Maldentes männlichen Stolz –, daß die Stadt derzeit *de facto* von einer Frau beherrscht wurde, Caterina Sforza. Zugegeben eine Dame von Format, weitaus fähiger als der Mächtigen-Politiker Kardinal Ascanio, aber eben doch eine Frau. Sollte er dorthin zurückkehren? Aber als gescheiterter Römling? Man hatte auch in Forlì eine scharfe Zunge! Trotzdem gab es immer wieder Tage, an denen ihm dies als bequemere Alternative statt des stressigen Prokuratordaseins in Rom erschien.

Der heutige 11. Juli war so ein Tag. Er hatte den ganzen Morgen in der *Audientia* verbracht, zunächst eine Stunde in der *Audientia publica*, wo die Urkunden verlesen wurden, dann zwei Stunden in der *Audientia contradictarum*, wo über die Einsprüche verhandelt wurde. Er hatte gegen eine Urkunde eines Prozeßgegners Einspruch einlegen müssen, und wie kaum anders zu erwarten, kam seine Urkunde in der *Audientia contradictarum* als letzte an die Reihe. Die Sache selbst war dann schnell abgehandelt: der Gegner hatte behauptet, eine von Francesco vorgelegte Urkunde sei eine Fälschung, aber er hatte das vorausgesehen und sich rechtzeitig eine beglaubigte Abschrift aus dem Register besorgt. So war der Gegner mit einer ziemlichen Blamage unterlegen. Indes gab er sich keiner Illusion hin: die Gegenpartei würde erneut appellieren, ein angeblicher Verfahrensfehler als Vorwand fand sich immer. Und das hieß: er mußte auch während der Kanzleiferien in Rom bleiben und regelmäßig nach St. Peter pilgern, um nachzuschauen, ob dort etwa eine Urkunde gegen ihn und seinen Auftraggeber ausgehängt wäre. (Wir erinnern uns vom 12. August 1484.)

Und das Tag für Tag in der heißesten Zeit des Jahres! Da war das Klima in Forlì doch viel angenehmer, und er überlegte erneut, ob er nicht den ganzen Bettel hinwerfen und sich in seiner Heimatstadt der Literatur widmen sollte. Vielleicht könnte er Novellen schreiben, mit sanft erotischer Färbung, so wie dies auch Enea Silvio Piccolomini getan hatte, der spätere Papst Pius II. Nicht daß er selbst davon träumte, Papst zu werden, soweit ging sein Ehrgeiz nun wirklich nicht, aber Bischof von Forlì: das wäre doch etwas. Indes für einen armen Schlucker wie ihn war auch das ein zu großer Bissen. (Na ja: arm. Das war relativ, wenn man seine elegante Kleidung ansah, auf die er Wert legte ...)

Aber dann kam ihm ein Gedanke, auf den ihn sein Prozeßgegner mit seinem unsäglichen Fälschungsverdacht geradezu mit der Nase gestoßen hatte. Die Kanzlei war so groß und unübersichtlich, da mußte es doch möglich sein, eine

echte Fälschung einzuschmuggeln – er mußte über das Oxymoron "echte Fälschung" unwillkürlich schmunzeln –, natürlich geschickter als der Trottel von der Gegenpartei! Und wenn das gelang, gab es sicher auch Interessenten, die dafür einiges springen ließen. Und sofort tauchte vor seinem inneren Auge eine ganze Serie reicher, aber dummer Kandidaten auf. Natürlich war das illegal, aber mit ehrlicher Arbeit kam man doch auf keinen grünen Zweig. Und wie zur Bestätigung lief Raphael Riario vorbei, den Sixtus IV. noch in letzter Stunde zum Kämmerer der Römischen Kirche gemacht hatte, nur weil er sein Verwandter war. (Obwohl er nicht einmal richtig multiplizieren konnte, geschweige denn dividieren. Und schon wieder mußte er lächeln, denn mit dem Teilen hatte es dieser Erzengel nun wirklich nicht.)

Rom, im Borgo, am Tag des heiligen Laurentius, 10. August (*quarto idus Augusti*) 1486

Am Laurentiustag desselben Jahres 1486 trafen sich Domenico Gentile, Francesco Maldente und Battista da Spello zu einem Gespräch, das ihr Leben ändern sollte. Sie trafen sich nicht in der "Gastlichen Kuh", obwohl das ihr Stammlokal war, sondern im Hinterzimmer einer sinistren Kneipe irgendwo im Borgo, also nahe dem Vatikan auf der linken Tiberseite. Die "Gastliche Kuh" eignete sich für deftige Pastorenwitze, und man traf dort die Crème de la Crème der Kurie, aber für inhaltliche Gespräche war sie nicht der rechte Ort. Man wußte ja nie, wer dort mithörte und was die Wirtin Vanozza Catanei ihrem Ex-Geliebten, dem Vizekanzler Rodrigo Borgia, hinterbrachte, auch wenn deren Beziehung etwas abgekühlt war, seit sich der Kardinal Giulia Farnese als aktive Geliebte hielt. (Manchmal bekam diese Madonna Vanozza regelrechte Tugendanfälle ...)

Von wem der drei Herren die Initiative für das Gespräch ausgegangen war, ist für den Verlauf unserer Geschichte ohne Belang. Aber so viel muß doch gesagt sein: während der Maldente und der Spello nur einen allgemeinen Haß gegen das Kurienestablishment schoben, dem selbst anzugehören sie einfach nicht schafften, verfügte Gentile über die Mittel und schlug die Möglichkeit vor, dem abzuhelpen. Sein eigener Sohn hatte ihn durch seine freche, aber unschuldige Bemerkung vom Februar auf die Idee gebracht. Der Plan war, durch das Herstellen von Schriftstücken außerhalb des regulär vorgesehenen Weges Geld zu machen. Mit anderen Worten – und nun muß das häßliche Wort fallen – Urkunden zu fälschen.

Wirklich häßlich dieses Wort! Dabei wurde doch eigentlich niemand geschädigt: man wollte ja nur Urkunden herstellen, die die Kanzlei auch sonst herausgegeben hätte, wäre der Papst nur besser informiert gewesen, hätte die Kanzlei nur schneller gearbeitet, wäre der Datar nicht so geldgierig, wären die Abbrevitoren nicht so halsstarrig, wären die Regeln des kanonischen Rechtes nicht so vorgestrig usw. usw. Wer lange genug nachdachte, fand Entschuldigungsgründe genug für eine solche außerordentliche Expedition. Es war eine win-win-Situation: der Bittsteller bekam schnell die Urkunde, die er wünschte und die er brauchte und von einer wirklich funktionierenden Kanzlei auch ohne weiteres bekommen hätte – und die wackeren Helfer der höheren Gerechtigkeit Gentile, Maldente und Spello bekamen die Entlohnung, die ihrer wahren Leistung entsprach. Was sie von den Kunden an Bestechungsgeldern verlangten, sparten diese an Kanzleitaxen und Zeit usw. usw.

Allerdings wußte jeder der drei Gauner, auch wenn keiner es aussprach, tief im Innern, daß die hehre Dame ausgleichende Gerechtigkeit nicht die einzige allegorische Figur war, die auf dem Siegertreppchen stehen würde. Auf der obersten Stufe drängten sich vielmehr mit grinsenden Gesichtern der Geiz und der Neid: der Neid auf einen Vizekanzler, der immer reicher wurde, und auf die Verwandten des Papstes, die ohne wirkliche Leistung die Karriereleiter hinaufstiegen. Noch eine weitere Allegorie stand im Raum, vielleicht die zeitgemäßeste von allen, denn wir befinden uns ja im Jahrhundert der Renaissance – die Kühnheit: wer wagt, gewinnt; nur wer sich etwas traut, wird ein wirklich großer Mann, Moral hin oder her.

Aber ehe unser Roman gänzlich in eine Mischung aus geistesgeschichtlicher Vorlesung und triefender Moralpredigt abgeleitet, lassen wir Domenico Gentile zu Wort kommen: "Wir können Urkunden herstellen, und zwar werde ich sie schreiben und ganz normal expedieren, dann waschen wir den Text ab und ersetzen ihn durch die Formulierung, die wir wünschen. Die Kanzleivermerke lassen wir stehen. Eine solche Urkunde trägt alle Kontrollvermerke der Kurie – von diesem Bastard von Reskribendar bis hin zu diesem geilen Voyeur von Vizekanzler* –, und sie ist von einem wirklichen Kanzleischreiber, nämlich von mir, geschrieben. Niemand draußen in der Provinz oder selbst hier in Rom wird etwas Verdächtiges daran bemerken. Und damit das Tilgen des Textes problemlos funktioniert, nehme ich eine Tinte ohne Gummi, die sich leicht abwaschen läßt." – "Und wenn sie in der Kanzlei einem anderen Schreiber ausgeteilt wird?" – "Dann wirst du zu ihm gehen und ihm anbieten, daß ich sie an seiner Stelle schreibe. Stellvertretung von Schreibern untereinander ist völlig legal. Kein Kollege wird es ablehnen, auf diese Weise Arbeit zu sparen und trotzdem die Taxe zu beziehen." – "Und wir müssen natürlich aufpassen, daß wir nichts allzu Ungewöhnliches hineinschreiben, denn das könnte auffallen und Nachfragen auslösen."

Wie gut der Tagesheilige und dessen Martyrium letzten Endes zu ihrem Plan paßte, fiel keinem der drei auf. Wir werden es später noch bemerken.

Rom, in der apostolischen Kanzlei, 16. Oktober (*septimodecimo kalendas Novembris*) 1486

Das Gespräch vom 10. August war fruchtbar gewesen, aber so ganz trauten sich die Verschwörer noch nicht, den Plan in die Tat umzusetzen. Außerdem lähmte die Augusthitze jegliche Aktivität. Dann trat im September der Tiber über die Ufer, so daß die vatikanische und die kapitolinische Seite der Stadt tagelang voneinander abgeschnitten waren. Zudem war es nicht ratsam, das Haus zu verlassen, um sich nicht der bösen Luft, der *malaria*, auszusetzen. Dann war Domenico zu Beginn des neuen Kanzleijahres so sehr mit Schriftaufträgen überhäuft, daß er keine Experimente mit der speziellen Tinte vornehmen konnte.

Im Oktober war es dann aber soweit: am 16. Oktober, dem Tag des heiligen Gallus, legte er sein erstes mit der Spezialtinte geschriebenes Exemplar in der Kanzlei vor. Er hatte besonders sorgfältig gearbeitet, um nicht die Aufmerksamkeit des Reskribendars zu erregen. "Respekt, Domenico", sagte Achille Maffei, der in diesem Quartal die Geschäfte führte. "Du kannst also doch sauber schreiben, wenn du dir nur Mühe gibst. Hast du eine neue Tinte oder eine neue Feder?" Und er lachte so dröhnend, wie nur ein eingeborener Römer lachen konnte, der sich jedem Auswärtigen überlegen fühlte. (Dabei stammte seine Familie ursprünglich aus Verona.)

Francesco Maldente, der unbemerkt hinter Gentile getreten war – eigentlich wollten sie in der Kanzlei nicht mehr gemeinsam auftreten, um nicht in Verbindung gebracht zu werden, aber er war zu neugierig und zu nervös, um nicht zuzuschauen, wie es lief –, Francesco Maldente also rutschte vor Schreck das Herz in die Hose. Aufmerksamkeit zu erregen, auch positive Aufmerksamkeit, ist das Schlimmste, was einem geschickten Fälscher passieren kann. Der ideale Fälscher ist eine graue Maus, an die sich schon nach fünf Minuten niemand mehr erinnert. Domenico mußte unbedingt "normal" schreiben und auch bei seinen echten Stücken gelegentlich einen kleinen Tintenfleck machen und dann ausradieren.

"He, Francesco, was machen die Zähne?" rief der Reskribendar dem Domherrn gut gelaunt zu. Solche Scherze mußte man mit dem Familiennamen "Maldente" zu ertragen wissen. Aber Gentile fuhr herum, sah den "Kollegen" und erstarrte. "Was willst du denn hier?" wollte er ihm zuzischen, aber er bemerkte noch rechtzeitig, daß das noch dümmer wäre, und drehte sich wieder zum Reskribendar um, der inzwischen die Testurkunde schon abgezeichnet und weitergegeben hatte. Am Abend entwickelte sich allerdings zwischen Gentile und Maldente ein sehr heftiges Gespräch.

Dabei mußte Maldente auch berichten, daß er zwei Tage zuvor eine ähnliche Schrecksekunde erlebt hatte. Er hatte probeweise auf dem Markt einen potentiellen Kunden angesprochen, und zwar so, daß er ihn fragte, ob er jemanden wüßte, von dem man Urkunden beziehen konnte, ohne den mühseligen Weg durch die Kanzlei zu gehen. Kaum hatte er das ganz leichthin gesagt, da ertönte hinter ihm eine Stimme, die drohend sagte: "Ihr werdet doch wohl keine Urkunden fälschen wollen?" Da stand doch tatsächlich der Kardinal von Siena hinter ihm – ein hochmoralischer Herr! – und hob mit hochgezogenen Augenbrauen den Finger. "Nein, nein", beeilte sich Francesco zu sagen. "Das war nur ein Scherz. Aber Ihr müßt zugeben, daß auch hier auf dem Markt nicht alles das ist, wofür es angeboten wird." Und dann verschwand er ganz schnell, ehe einer der Markthändler fragen konnte, ob etwa er damit gemeint sei.

Und Maldente sagte sich: ich muß vorsichtiger sein, und ich muß so belebte Orte künftig meiden.

Rom, im Hause des Domenico Gentile, 21. Oktober (*duodecimo kalendas Novembris*) 1486

Gestern hatte Francesco Maldente das besiegelte Probestück in der Kanzlei abgeholt, heute ging er zu Gentile, damit sie testen konnten, ob sich wie erwartet die Tinte abwaschen und das Pergament neu beschreiben ließ.

Zusammen mit der Testurkunde hatte der Domherr-Prokurator auch drei normale Urkunden abgeholt und war wegen einer von diesen beinahe mit dem Korrektor in Streit geraten. Aber er hatte sich gerade noch zurückhalten können, denn sein Kumpan hatte ihm ja eindringlich klargemacht, daß er in der Kanzlei nicht auffallen dürfe, so schwer es ihm auch fiel. Aufgeregt, wie er war, war er heute schon eine halbe Stunde zu früh aus dem Haus gegangen; er hatte sogar eine Flasche Chianti mitgenommen, um den Erfolg nachher zu feiern. Aber als er schon auf der Engelsbrücke war, bemerkte er, daß er zwar den Chianti dabei hatte, die Urkunde selbst aber noch zu Hause lag. Er mußte also zurücklaufen, um sie zu holen, und so war er jetzt spät dran und kam ziemlich außer Puste bei Domenico an.

Er fand ihn, wie abgemacht, allein vor, denn Madonna Maddalena war samstags auf dem Wochenmarkt, und das pflegte immer etwas länger zu dauern. Domenico iunior hatte er mit einem Auftrag zu Battista da Spello geschickt, der dritten Person ihrer unheiligen Dreieinigkeit; dieser würde den jungen Mann lange genug aufhalten, damit er nicht unversehens in die Sitzung der beiden älteren Herrn hineinplatze.

Domenico nahm also die Urkunde – "eigentlich schade, ich habe mir mit dem Schreiben solche Mühe gegeben" –, ergriff einen kleinen Schwamm, tauchte ihn in Wasser und strich ganz vorsichtig über den Text. Und siehe da! es passierte – nichts. Er rieb stärker und mit mehr Wasser: die Tinte verschmierte zwar, aber sie ließ sich nicht spurlos entfernen. Gentile fluchte. Im selben Augenblick begann eine Kirchenglocke zu läuten. "Vielleicht sollten wir doch nicht ..." begann Maldente zögernd, aber Gentile fuhr ihm über den Mund: "Quatsch! Ich muß eben erst noch die genaue Mischung für die Tinte finden. Ich probiere das aus, ohne daß wir gleich die Urkunde expedieren. Aber ich war mir so sicher, daß es funktionieren würde." Und nach etlichen weiteren Fehlversuchen fand er dann auch das geeignete Rezept; er war nicht umsonst der Sohn eines Arztes. Die Flasche Chianti trat allerdings ungeöffnet den Heimweg an.

Das Mittagessen im Hause Gentile fand an diesem Tage verspätet und in unfreundlicher Stimmung statt. Der Hausherr war mürrisch – wir wissen schon, warum. Madonna Maddalena war verärgert, denn ihr Sohn hatte sie nicht, wie sonst üblich, auf dem Markt abgeholt; deshalb hatte sie die Einkäufe selbst nach Hause tragen müssen. Und Domenico iunior hatte ein schlechtes Gewissen, denn zunächst hatte ihn Battista da Spello lange, sehr lange aufgehalten, und dann hatte er auf dem Rückweg seinen alten Freund Lorenzo Signoretto getroffen, mit dem er sofort in ein intensives Gespräch geraten war. So intensiv, daß die beiden nicht merkten, wie der Papst selbst mit kleinem Gefolge vorbeikam. Innozenz VIII. ließ anhalten, als er die beiden schönen jungen Männer sah, betrachtete sie wohlgefällig und meinte zu seinem Sekretär: "Sehen sie nicht aus wie Cosmas und Pollux?" Der Sekretär erwiderte lächelnd: "Oder wie Castor und Damian ..." Der Papst nickte zerstreut – mit seiner Kenntnis der Antike war es nicht so weit her.

Aber Schönheit kann das Leben retten, wie wir noch hören werden.

Viterbo und Rom, im November (*mense Novembri*) 1486

Um seine Experimente mit der Tinte ungestört und vor allem unbeobachtet durchführen zu können, vergatterte Domenico Gentile seine Frau und seinen Sohn zu einem Verwandtenbesuch in Viterbo. Als Folge dieses Besuches ereignete sich ein kleines Mißgeschick, das unsere Geschichte um ein Haar in eine andere Richtung gelenkt hätte, eine Richtung, die ehrbarer gewesen wäre, aber auch weniger dramatisch und am Ende weniger tragisch. Aber warum sollte man so eine Geschichte erzählen?

Madonna Maria Maddalena und Domenico iunior kamen wohlbehalten in Viterbo an, obwohl der November nicht mehr der ideale Reisemonat war und obwohl eine Reise im Kirchenstaat zur Zeit Innozenz' VIII. ohnehin nicht ungefährlich war. Aber es ging alles gut, auf dem Hin- und später auch auf dem Rückweg. In Viterbo suchte man zunächst die Verwandten des Ehemanns bzw. Vaters auf. Man wurde freundlich empfangen, wenn auch etwas kühl und von oben herab.

Das Gespräch drehte sich vor allem um Maddalenas Schwiegervater, den berühmten Doktor, den Leibarzt des Papstes, auf den seine Verwandten außerordentlich stolz waren. "Und wann beginnst du, deinem Großvater zu assistieren?" So ging das drei Tage lang, aber Domenico iunior konnte sich zwischendurch loseisen und auf der Piazza die jungen Damen von Viterbo in Augenschein nehmen – wobei eine sein besonderes Interesse erregte, was nicht unbemerkt und nicht unerwidert blieb ...

Viel herzlicher ging es zu, als man dann endlich zur Verwandtschaft der Mutter wechseln konnte, die aber nur noch aus Maria Caterina bestand, also der Großmutter Maddalenas und somit Urgroßmutter des jungen Domenico. Diese war mittlerweile schon weit über 70 Jahre alt, aber immer noch lebendig und scharfsinnig, auch wenn sie die Päpste durcheinander brachte und Sixtus IV. immer als Eugen IV. bezeichnete usw. Die Begrüßung zwischen Großmutter und Enkelin fiel äußerst zärtlich aus. Vor allem aber war die alte Dame beeindruckt, zu welchem schmucken jungen Mann sich ihr Urenkel entwickelt hatte, seit sie ihn bei ihrem letzten Besuch in Rom vor fünfzehn Jahren noch gewickelt hatte. Noch zwei, drei Jahre, und er würde genauso aussehen wie sein Vater, als er um die Hand seiner Mutter anhielt.

Und da konnte es nicht ausbleiben, daß sie davon erzählte, wie ihre Enkelin und ihr Domenico seinerzeit vor ihr gestanden hatten, um ihr zu erklären, sie wollten unbedingt heiraten – den/die und niemand anders. "Die beiden waren ja so verliebt ineinander", sagte sie zu Domenichino. Dabei fiel ihr auf, daß ihre beiden Gäste ganz unterschiedlich auf die Erzählung reagierten: der Sohn begann leicht zu erröten, während die Mutter den Mund zusammenkniff und auf ein anderes Thema abzulenken versuchte. Aber die alte Dame ließ sich nicht beirren und holte sogar den alten Ehedispens vom Jahre 14.. (aber so genau wollte sie das gar nicht mehr wissen) hervor, den sie immer noch aufbewahrte. Das Blei der Bulle war etwas angelaufen, und das Pergament war auch einmal naß geworden, aber das hatte nur geringen Schaden angerichtet; die Schrift war noch klar und deutlich zu lesen. Domenico iunior fiel auf, daß die großen Buchstaben viel schlichter, viel weniger maniert geschrieben waren als heute. "Es ist doch beruhigend", sagte er, "daß diese Urkunden so haltbar sind und ihnen die Zeit nichts anhaben kann. Selbst wenn sie ins Wasser fallen, bleibt die Tinte stabil. Und da wird an der Kurie so viel von gefälschten Bullen geredet und daß man sich auf nichts mehr verlassen könne!"

Später, als sie den jungen Mann gebeten hatte, ihr die Dachrinne von Schmutz und Blättern zu befreien, fragte sie die Enkelin auf den Kopf zu: "Es klappt wohl nicht mehr so ganz in eurer Ehe?" Maddalena räumte das ein: "Er hat halt sehr viel zu tun in letzter Zeit, und das Haus ist so klein. Stell dir vor, als wir genügend Geld beisammen hatten, um uns etwas Größeres zu kaufen, hat er statt dessen ein neues *officium* erworben. Das nannte sich *notarius Romane curie*. Zugegeben, die Verzinsung war attraktiv, aber dann ist das Kolleg nach einem Jahr schon wieder aufgehoben worden. Das Geld wird zwar zurückgezahlt, aber sehr langsam und tröpfchenweise. Und wer weiß, wie lange noch, der Papst ist ja pleite." – "Ja, wenn euer Innocenzo überlebt hätte, wäre es tatsächlich eng geworden." (Der kleine Innocenzo, den man natürlich nach dem Papst benannt hatte, war nur ein halbes Jahr alt geworden, aber damit mußte man ja immer rechnen ...) "Und stell dir vor, als ich mit dem Kleinen schwanger war, ist er doch tatsächlich zu den Huren bei ..." Aber dann brachen sie das Gespräch ab und wischten sich auch die Tränen aus den Augenwinkeln, denn der Junge trat wie-

der in die Stube und sagte: "Alles erledigt. Jetzt kann es den ganzen Winter tüchtig regnen." – "Bloß nicht! Ich kann die feuchte Luft nicht mehr ertragen."

Domenico junior traf sich noch mehrere Male mit der Ursache seines Errörens. Als er dann wieder in Rom war, beschloß er, ihr einen Brief zu schreiben. Das große Tintenfaß, das sein Vater immer benutzte, war leer. So begann er zu suchen, ob es noch irgendwo eine Reserveflasche gab, und tatsächlich!, ganz hinten im Schrank stand noch eine. Er begann zu schreiben, wobei ihm vor lauter Eifer ein Speicheltropfen aus dem Mund fiel – und sofort verwischte die Tinte. Natürlich: in der Tinte fehlte der Gummi. Der war leicht zur Hand, er füllte die erforderliche Menge in die Flasche ein und schrieb den Brief zu Ende. Dann fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: konnte sie eigentlich lesen und schreiben? Oder würde jemand anders ihr den Brief vorlesen müssen?

Aber da kam schon der Vater nach Hause, und er sagte: "Ich mußte dringend einen Brief an Fiammetta schreiben, ich habe deine Tintenreserve genommen, aber da fehlte der Gummi, ich habe ihn nachgefüllt." Der Vater erstarrte, dann wurde er wütend und wollte seinem Sohn schon eine Ohrfeige verpassen, aber schließlich war er gerührt, daß sein so erwachsener Sohn ihm immer noch seine Herzensgeheimnisse anvertraute, und ließ die schon erhobene Hand wieder sinken. Das hätte einen schönen Schlamassel gegeben, wenn er mit dieser Tinte eine der "vorläufigen" Urkunden geschrieben hätte! Er mußte die Spezialflasche dringend besser verstecken; wie gut, daß er sich nicht vor seinem Sohn verraten hatte.

vor Rom bei der Kirche *Quo vadis*, im Dezember (*mense Decembri*) 1486

Etwa eine Meile südlich von Rom, dort wo sich die *via Appia* und die *via Ardeatina* verzweigen, steht die kleine Kirche *Quo vadis, domine?* ("Herr, wohin gehst du?") Sie verdankt ihren seltsamen Namen einer Legende: als Kaiser Nero im Jahre 63 die erste Christenverfolgung im Römischen Reich vom Zaun bricht, flieht Petrus aus der Stadt, und genau dort, wo heute das Kirchlein steht, kommt ihm Christus entgegen, der in umgekehrter Richtung, also nach Rom, unterwegs ist. Auf die erstaunte Frage des Petrus "Herr, wohin gehst du?" antwortet dieser: "Ich gehe nach Rom, um mich dort ein zweites Mal kreuzigen zu lassen, denn du bist ja zu feige dafür und läßt deine Herde im Stich." Daraufhin kehrt Petrus um und erleidet in Rom das Martyrium.

Diesen Ort hatte Francesco Maldente als Treffpunkt mit seinem ersten Kunden ausgesucht, außerhalb Roms, aber doch nicht zu weit weg; wie gesagt nur eine Meile vor dem südlichen Stadttor. Natürlich kannte er die Legende, auch wenn er nicht wissen konnte, daß 400 Jahre später Henryk Sienkiewicz einen üppigen Roman darüber schreiben und dieser noch einmal ein halbes Jahrhundert später verfilmt werden würde; und auch daß die Legende auf eine Stelle im Evangelium zurückgeht (Jo. 13, 36), war ihm wohl nicht bewußt. Während er auf den beliebten spanischen Priester wartete, der sich erwartungsgemäß verspätete, begann er, den regierenden Papst Innozenz VIII. mit dem heiligen Petrus zu vergleichen. Und dieser Vergleich fiel nicht zugunsten des Papstes aus. Wäre der jetzige Pontifex umgekehrt? Wohl kaum – hatte er nicht sogar angekündigt, von Rom nach Avignon auszuweichen, falls die Bedrohung durch den König von Neapel zu beunruhigend würde? Er war eine schwache Gestalt, ein Weichei, ein unwürdiger Nachfolger, ein Jammergeschöpf, das nicht einmal den Mut hatte, etwas Böses zu tun. Und mit einer blitzartigen Gedankenverbindung wurde ihm

klar, daß er selbst genau mit dieser Absicht hierhergekommen war – freilich plante auch er keine mutige Tat, sondern einen feigen Betrug ...

Aber ehe sich gar noch sein Gewissen zu regen begann, sah er in der Ferne seinen Kunden heranreiten, auf einem Esel. Auf einem Esel war auch Christus nach Jerusalem eingezogen; warum war er dann im Jahre 63 zu Fuß unterwegs? Aber jetzt reichte es mit diesen absurden Gedanken. Der Spanier war da, und er war noch viel fetter, als er sich an ihn erinnerte. Das Geschäft wurde schnell abgewickelt. Er händigte ihm die bestellte Urkunde aus. Statt der vereinbarten 80 Gulden nahm er nur 70 – das würde andere Kunden anlocken –, und schon stieg der feiste Kerl wieder auf seinen Esel und trieb ihn nach Rom zurück, als ob ihm der Satan im Rücken säße. Das arme Tier! Francesco wartete noch eine Weile und machte sich dann auch auf den Heimweg, wobei ihm plötzlich der Gedanke kam: was ist, wenn ich jetzt von Räubern überfallen werde? Die anderen würden doch nie glauben, daß er das Geld nicht in die eigene Tasche gesteckt hatte!

Rom, in der Schulstube des Klosters des heiligen Johannes, im Januar (*mense Ianuario*) 1487

"Das Schweigegebot, meine jungen Freunde, gilt während der Mahlzeiten, nicht während des Lateinunterrichts", sagte Bruder Thomas, der Scholastikus, aber er hatte diese "launische" Bemerkung schon so oft gemacht, daß das knappe Dutzend Klosterschüler, das vor ihm saß, nur die Augenbrauen hochzog und die Nase noch tiefer in den Text steckte. Sie waren bei der Lektüre der *Äneis* des Vergil gerade bis zu der Stelle im 4. Gesang gekommen, wo Dido und Äneas in der Grotte vor dem Gewitter Schutz suchen. (Weiter kam man bei der Schullektüre nie, wenn überhaupt.) "Wieso lesen wir eigentlich Vergil, der doch ein Heide war, und keine Heiligenlegende?" fragte da einer der Schüler. "Vergil war kein Heide, er hat die Geburt Christi vorausgesagt!" erwiderte ein anderer. "Ich habe in Mantua sein Grab gesehen." – "Meine Großmutter sagt, man darf keine heidnischen Texte lesen, sonst kommt man in die Hölle." – "Man kann auch in die Hölle kommen, wenn man fromme Autoren liest. Mein Onkel sagt, daß Papst Sixtus jetzt in der Hölle ist. Das steht so bei Dante." – "Dante war auch ein Heide. Außerdem steht dort Papst Bonifaz." – "Mein Uropa hat Papst Bonifaz noch kennengelernt." – "Das war Bonifaz IX. Bei Dante geht es um den achten." – "Der neunte ist auch in der Hölle. Er hat Pfründen verkauft."

Bruder Thomas wollte schon eingreifen, aber das Gespräch der Schüler nahm eine neue Wendung. "Das ist bestimmt gefälscht. Mein Vater sagt, wenn man eine Urkunde fälscht, verblaßt nach 33 Jahren die Schrift, und man hat nichts mehr davon." – "Nein, das ist umgekehrt. Man schreibt den falschen Text so, daß in der Kanzlei niemand ihn sieht, und wenn man zu Hause ist, hält man die Urkunde ans Feuer, und dann erscheint der Text." – "Dann kann man die Urkunde ja gleich ins Feuer werfen." – "Bruder Bernardus sagt, er muß ganz genau aufpassen, daß nichts unleserlich ist. Sonst darf er die Bulle nicht anhängen."

Bruder Thomas wurde hellhörig. Er mußte unbedingt dafür sorgen, daß die Schüler nicht so oft mit dem Plumbator zusammenkamen, auch wenn der ein lustiger Kerl war. Einmal hatte er sie sogar mit in die Bullarie genommen, im vergangenen August, als in der Kanzlei nichts los war. Er hatte ihnen eine spitze Ahle gezeigt und gesagt: "Damit muß ich einen Kanal in die Bleibulle bohren, damit ich den Faden durchziehen kann. Dabei muß man das Siegel ganz gerade hal-

ten, damit man an der richtigen Stelle wieder herauskommt. Wir sind den ganzen Nachmittag damit beschäftigt, die Kanäle zu bohren." Und als die Kinder ihn stirnrunzelnd ansahen, wie das wohl gehen möchte, brach er in schallendes Gelächter aus: "Natürlich funktioniert das nicht so. Kommt, ich zeige euch, wie das wirklich abläuft." Er nahm die Ahle und bohrte in das Pergament einer Urkunde unten zwei Löcher. Durch diese Löcher zog er den Faden. Dann nahm er die Bullenzange, ein monströses Instrument, in das die beiden Siegelstempel eingespannt waren. Auf den einen Stempel legte er ein dünnes Bleiplättchen, das er aus einem Bottich mit heißem Wasser nahm, darauf legte er den Faden, und das Ganze deckte er mit einem zweiten Bleiplättchen ab. Dann schloß er die Zange und drückte fest zu, wobei sich seine kräftigen Oberarmmuskeln deutlich anspannten. "Seht ihr, weil die Bleiplättchen warm und weich waren und weil ich so stark zugeedrückt habe, sind sie jetzt zu einem Siegel verbunden. Das sitzt bombenfest, das kriegt niemand mehr auseinander, und das kann niemand von der Urkunde wieder abnehmen."

Die Schüler redeten noch wochenlang von ihrem Erlebnis. Bruder Bernardus war ja ganz nett und freundlich, aber halt selbst noch sehr jung und brachte die Kinder ständig auf dumme Ideen. Und wie um das zu bestätigen, sagte einer der Schüler: "Wenn man eine Urkunde fälschen will, muß man den Text abwaschen und was Neues darüber schreiben." – "Das geht doch gar nicht, die Tinte klebt doch am Pergament fest." – "Dann muß man eben eine besondere Tinte nehmen, die sich abwaschen läßt."

Jetzt war aber genug, sagte sich Bruder Thomas alarmiert, zumal das Gespräch sehr laut geworden war. Deshalb rief er starker Stimme, die Kinder überhörend: *Partes orationis quot sunt?* Und die Schüler antworteten reflexartig: *Octo*. Und so ging der Lektüreunterricht in eine Repetition des Donat, der Elementargrammatik, über. Und dann läutete auch schon die Glocke zum Stundengebet.

So erfuhren die Kleinen weder, was Dido und Äneas in der Grotte trieben noch wie man Urkunden manipulieren konnte. Bruder Thomas nahm sich aber vor, den Plumbator auf die Frage mit der Spezialtinte anzusprechen, das interessierte ihn ... – natürlich nur, um die Kinder warnen zu können, wozu denn sonst?

Rom und Forlì, Anfang Februar (*ineunte Februario*) 1487

Anfang Februar 1487 war Francesco Maldente plötzlich aus Rom verschwunden. Als er zweimal nicht zu einem bereits früher vereinbarten Treffen gekommen war, begannen sich seine Kumpane ernstlich Sorgen zu machen. Vielleicht war er bei einem seiner Kundenkontakte, für die er sich ja immer die seltsamsten Orte außerhalb Roms aussuchte – einmal hatte es ein Mißverständnis gegeben, weil der Herr, der ihn verabredungsgemäß neben einer antiken Steininschrift ansprach, nicht der Kunde gewesen war, sondern ein durchgeknallter Humanist, der die halb verwitterte Inschrift abschreiben wollte –, vielleicht war Francesco bei einer solchen Gelegenheit überfallen und ausgeraubt worden, und es hatte sich kein barmherziger Samariter gefunden, der ihn in die nächste Herberge brachte. Hoffentlich war die Urkunde, die er übergeben wollte, nicht in falsche Hände geraten!

Schließlich schickte Domenico Gentile seinen Sohn zur Zimmerwirtin Maldentes, und dieser kam mit einer Geschichte zurück, die mehr als merkwürdig klang. Maldente sei zum Erzbischof von Mailand gewählt worden und sofort nach Forlì aufgebrochen, weil er dort die Ernennungspapiere gratis erhalten und die

Gebühren reduzieren könnte. So jedenfalls hatte Domenico iunior das verstanden, was ihm die Wirtin erzählte, daß sie es aus Francescos Worten entnommen habe, der am Lichtmeßtag überstürzt abgereist sei. Nein – besorgt habe er nicht gewirkt, sondern ausgesprochen euphorisch, hatte der Junge noch herausbekommen. Demnach, schloß Domenico senior aus dem aufgeregten Bericht seines Sohnes – aber was wußte der Teenager eigentlich von des Vaters geheimen Geschäften? – gab es keinen Grund zur Befürchtung, Maldente könne geflohen sein, um der Aufdeckung ihres Betrugssystems zu entgehen.

Tatsächlich war folgendes geschehen: der Domherr aus Forlì hatte spät in der Nacht an Mariä Lichtmeß einen Brief aus seiner Heimatstadt erhalten, in dem ihm ein Freund aus dem Domkapitel mitteilte: der Papst habe in seinem unermüdlichen Hirteneifer, die Seelsorge der ihm anvertrauten Schafe zu verbessern, beschlossen, ein umfassendes Revirement der Bischöfe in Nord- und Mittelitalien durchzuführen. Unmittelbarer Anlaß sei der Wunsch des Mailänder Erzbischofs, sich für seine letzten Tage in ein Kloster zurückzuziehen und sich dort dem Heil seiner Seele zu widmen. Als neuer Erzbischof von Mailand solle ihm der Bischof von Parma nachfolgen, in Parma derjenige von Lucca, in Lucca derjenige von Belluno, in Belluno derjenige von Ferrara, in Ferrara derjenige von Bologna, und in Bologna schließlich der Bischof von Forlì. Das Domkapitel von Forlì sei entschlossen, als neuen Bischof der eigenen Stadt dem Papst Francesco Maldente vorzuschlagen. Er werde aufgrund seiner Position, seines Ansehens und seiner guten Verbindungen an der Kurie die Urkunden sicher gratis erhalten (es ging immerhin um ein Paket von mindestens zehn Urkunden mit einer Gesamttaxe von gut 120 Gulden) und wohl auch das *servitium** wenigstens auf die Hälfte herunterhandeln können. Es gebe allerdings ein oder zwei Domherren, die statt seiner lieber den Domdekan auf der Forolivienser Kathedra sehen wollten (jenen Domdekan, mit dem Maldente ständig Ärger hatte). Es sei deshalb dringend erforderlich, daß sein Freund Francesco so schnell wie möglich in Person nach Forlì komme, um sich zur Wahl zu präsentieren.

Der Brief hatte den wackeren Domherrn (und etwas weniger wackeren Prokurator an der römischen Kurie) in den siebten Himmel katapultiert. Ohne viel zu überlegen, war er sofort am nächsten Morgen in seine Heimatstadt aufgebrochen. Der Zimmerwirtin hatte er überschwänglich erzählt, was in dem Brief stand, aber er hatte sich nicht ganz verständlich machen können und die Frau ziemlich verwirrt und übrigens auch mit Mietschulden seit dem vergangenen Oktober zurückgelassen. Den Brief hatte er achtlos in seinem Zimmer auf den Tisch geworfen; Domenico iunior hatte ihn einfach an sich genommen und mitgebracht.

Domenico senior ging sofort zu seinem Partner Battista da Spello und berichtete ihm, was sein Sohn herausgefunden hatte. Battista brach in Gelächter aus, schüttelte den Kopf und sagte: "Das kann so nicht stimmen! Davon wüßten wir in der Kammer. Bei einer solchen Großaktion würden so viele Servitien anfallen; davon müßten wir gehört haben. Obwohl – finanziell einträglich wäre das schon. Laß mich einmal überschlagen: Mailand kostet 3000 fl. *servitium*, Parma 2000, Lucca auch 2000, Belluno 1600, Ferrara 1300, Bologna 1000 und Forlì, na ja, 350 fl. Da käme schon einiges zusammen. Und Geld könnten wir weiß Gott gebrauchen. Stell dir vor, es wird sogar überlegt, die Tiara des Papstes als Kreditsicherheit zu verpfänden! Aber so ein komplizierter Plan ist sicher nicht auf dem Mist des Cibò gewachsen. Vielleicht steckt wieder einmal der Datar dahinter, wenn das Ganze nicht überhaupt bloße Erfindung ist." Und dann mit verkniffenem Mund: "Oder hat unser Freund Maldente einen besonders fetten Fisch an

Land gezogen und sich mit dem Geld auf und davon gemacht, um nicht mit uns teilen zu müssen?"

Das war aber zu unfreundlich vermutet, doch die Zweifel des Kammernotars an der Seriosität der Geschichte waren berechtigt. Als nämlich Maldente nach einem Gewaltritt am Samstag in Forlì ankam, wußte dort niemand etwas von dem großen Revirement. Der Bischof empfing ihn freundlich, aber daß er nach Bologna wechseln sollte, davon war ihm nichts bekannt. Den Erzbischof von Mailand hatte er erst vor wenigen Wochen gesehen; der war jung und keineswegs amtsmüde, obwohl ihm etwas mehr Sorge um sein Seelenheil nicht schaden könne ... Die anschließende Sitzung des Domkapitels war dann der Gipfel der Peinlichkeit: breit grinsend erklärte der Domdekan vor aller Ohren, er selbst habe den fraglichen Brief fingiert, um dem frommen Kollegen, der sich in Rom herumtreibe, statt in Forlì seinen Pflichten nachzukommen, eine Lektion zu erteilen. "Demut, mein lieber Franceschino, Demut ist der Schlüssel zum Himmelreich." Maldente glaubte in der Erde versinken zu sollen, und noch Jahrzehnte später wurde die Stelle im Kapitelsaal gezeigt, wo sich bereits eine Delle im Fußboden gebildet hatte (sagte jedenfalls der Fremdenführer).

Es versteht sich von selbst, daß der düpierte Domherr sofort aus dem Saal stürmte. Dabei sah er einige ganz junge Kleriker davonlaufen, also wohl Schüler der Kathedralschule, die gelauscht hatten (oder hatten lauschen sollen). Da wurde ihm klar, daß sich binnen weniger Stunden ganz Forlì das Maul über ihn zerreißen würde.

Noch am selben Nachmittag trat er die Rückreise an. Einige Meilen südlich von Forlì bat er, weil es schon dunkel wurde, in einem Franziskanerkonvent am Rande der Straße um ein Nachtquartier, und zwar mit einer Demut, die ihn selbst erstaunte. Am nächsten Morgen las er auf Bitten der Brüder die Sonntagsmesse. Dabei erfuhr er, daß der eigentlich zuständige Pfarrer noch vier weitere Kirchen innehatte und sich kaum je bei ihnen blicken lasse.

Um seiner unnützen Reise wenigstens etwas Positives abzugewinnen, beschloß Maldente, auf dem Rückweg einige Orte zu besichtigen, an denen er bisher noch nicht gewesen war. Daß er auf diese Weise auch die Rückkehr nach Rom und das Wiedersehen mit seinen dortigen Partnern verzögern wollte, gestand er sich nicht ein, sondern ritt in melancholischer Stimmung dahin, bis ihm wieder Ärger und Wut hochkamen usw. So gelangte er nach Ravenna, wo es schöne Mosaiken geben sollte, dann nach Faenza, wo er einen rustikal bemalten Weinkrug erstand, und schließlich nach Florenz.

Dort überlegte er, ob er seinen Lebensentwurf nicht ganz ändern und sich auf Dauer dort niederlassen sollte. Eine Heimatstadt hatte er ja nicht mehr, denn Forlì war für ihn aus der Landkarte Italiens verschwunden. Die Medici galten als ausgesprochen großzügige Mäzene; warum nicht auch für ihn? Lorenzo il Magnifico sah er einmal kurz – mein Gott, war der häßlich! Dann aber erfuhr er, daß seine Erlebnisse sogar schon am Arno bekannt geworden waren. Ein Skribent namens Bocazzo oder Bosaccio oder so ähnlich wolle sogar eine Novelle darüber verfassen, "wie ein Domherr in Forlì gefoppt worden ist". Da kam ihm Florenz auf einmal viel zu laut und zu hektisch vor.

Darum brach er sofort wieder auf und langte nach Besuchen in Spello und Viterbo, den Heimatstädten seiner Partner, schließlich wieder am Tiber an. In Viterbo hatte er den Papstpalast besichtigt – ganz nett, aber mit dem Vatikan nicht zu vergleichen – und den Verwandten Domenico Gentiles einen Höflichkeitsbesuch abgestattet. Diese waren ausgesprochen stolz darauf, daß ein Mitglied ihrer Familie Leibarzt des Papstes war, und bewirteten den Gast ver-

schwenderisch. Soweit, daß sie Anekdoten aus der Jugend Domenicos erzählten, kam es allerdings nicht.

Rom, Mitte März (*medio in Marte*) 1487

Sieben Wochen nach seiner Abreise war Francesco Maldente, immer noch Domherr, nicht Bischof, also wieder zurück in Rom. Aber seine Freunde dort nahmen ihm übel, daß er so mir nichts dir nichts verschwunden war, ohne sie zu informieren. Ein kleiner Zettel, eine Notiz auf einer Wachstafel hätte doch genügt! Und der Verdacht, daß er sich bei der Teilung des Gewinns selbst zu großzügig bedachte, kam, einmal ausgesprochen, auch nicht so leicht aus der Welt.

Deshalb begann das Geschäft zu stocken, und man überlegte ernsthaft, es ganz einzustellen. Darüber verging der Sommer. Maldente war schlecht gelaunt, ärgerlich, kurz angebunden, melancholisch. Sein Ärger erreichte einen Höhepunkt, als er erfuhr, daß günstig ein Abbreviatorenposten, später auch ein Solliziatorenposten zum Verkauf stand; die Kolleggründung von 1486, über die sich Bruder Bernardus im Kloster des heiligen Johannes so aufgeregt hatte, hatte den Markt verdorben und die Preise für die älteren Ämter sinken lassen. Eine *sollicitatoria* für 400 Gulden wäre ein Schnäppchen gewesen, aber Maldente konnte nicht zugreifen, weil er sein Geld für die idiotische Reise nach Forlì verschwendet hatte.

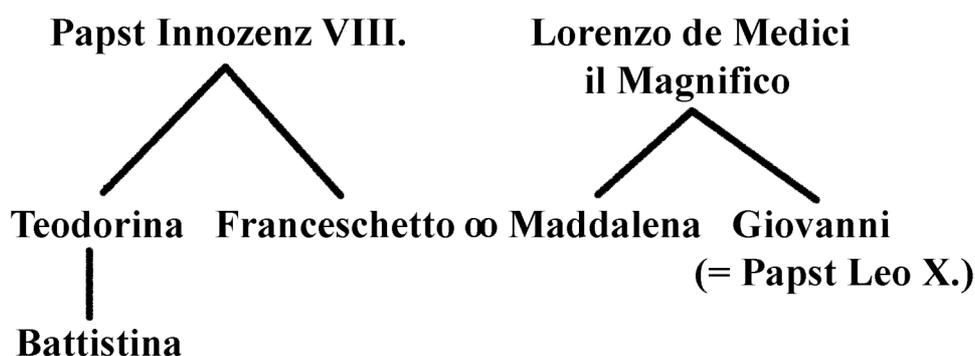
Rom, im Vatikan, 20. Januar (*tertiodecimo kalendas Februarii*) 1488

Mein Gott, was war das für eine prächtige Hochzeit! Die Herren erschienen in Samt und Seide mit pelzverbrämten Baretten, auf denen Federn wippten und edelsteinbesetzte Agraffen prangten, die Damen in Roben aus Samt, Seide und Brokat, die zur Freude der Herren einen tiefen Einblick gewährten, und mit Perlenschnüren in den hellblonden Haaren. Unübertroffen war das Kleid der Braut, bei dem vor lauter aufgenähten Edelsteinen der Stoff kaum noch sichtbar war. Der Festsaal im Vatikan war üppig mit drapierten Stoffen und Schilden mit den Wappen der Brautleute – roten Bällen auf goldenem Grund, roten Kreuzen auf Weiß und blau-weiß geschachten Schrägbalken – dekoriert. Im Vorzimmer waren, von eleganten Herren mit roten Stäben in der Hand bewacht, die Hochzeitsgeschenke zu einer Pyramide aufgeschichtet. (Moralisten wie der Kardinal von Siena hätten sagen können: zu einer Pyramide der Eitelkeiten*.) Sogar ein Geschenk Ferrantes, des Königs von Neapel, war gekommen; man hatte es aber vorsichtshalber einem Exorzismus unterzogen.

Mit der eigentlichen Trauungszeremonie hielt man sich nicht lange auf. Der Bischof, der den Ritus vollzog, war bekannt für seine zupackenden, aber knappen Predigten und enttäuschte insoweit auch diesmal nicht. Bräutigam und Braut hauchten ihr *Volo*, es folgte ein kurzes Turnier im Hof des Palastes, und dann konnte man zum Festbankett Platz nehmen, dessen Überfülle noch lange sprichwörtlich blieb.

Papst Innozenz VIII. schwamm förmlich im Glück. Er hatte die Hochzeit ausgerichtet, denn der Bräutigam war sein Sohn Franciscus, genannt Franceschetto (passend zu seiner Gestalt und seinen Geistesgaben), die Braut war Maddalena, die Tochter des päpstlichen Bankiers Lorenzo de' Medici aus Florenz, zubenannt *il Magnifico*, und großartig war auch die Mitgift seiner Tochter. Daß er die-

se seine Tochter an einen Bastard weggeworfen hatte – denn anders konnte man das Kind eines Geistlichen, der der Papst nun einmal war, nicht bezeichnen –, trat gegenüber den politischen Vorteilen in den Hintergrund. *Tu, felix Medici, nube!* Unter den weiblichen Gästen fielen übrigens zwei Damen auf, die schon damals der Ruch des Skandals umwehte: Giulia Farnese (ohne ihren einäugigen Ehemann) und die Tochter des Vizekanzlers, Lucrezia Borgia, ein erst knapp zehnjähriges Mädchen, aber von umwerfender Schönheit. Beide wurden von der Braut aufs zärtlichste begrüßt.



Weniger glücklich war nur der Zeremonienmeister, aber er durfte das nicht zeigen: Frauen im Vatikan, und noch dazu über Nacht – das ging gar nicht, allenfalls Nonnen konnte man dulden, das waren ja keine richtigen Frauen. Nicht einmal im Tode war das zulässig, wenn man von Mathilde von Tuszien einmal absah, die ein Grab in der Peterskirche erhalten hatte, aber das war schon Jahrhunderte her. Eine feierliche Hochzeit im Vatikan – nie zuvor geschehen, absolut undenkbar! Aber so änderten sich die Zeiten. Etwas besser erging es dem Leibarzt des Papstes, Dr. Gentile, der hinter seinem Herrn stand, um ihn vor bedenklichen Speisen zu warnen, aber der Papst war so in Hochstimmung, daß er ohnehin kaum etwas zu sich nahm, und das war auch gut so. Und am späteren Abend schlief er auf seinem Sessel ein, trotz allem Trubel um ihn herum. *Sogni d'oro, Battista!*

Neapel, im Frühjahr (*in vere*) 1488

Der junge Herzog von Bayern war auch auf der Hochzeit gewesen – ein Herzog auf der Gästeliste machte sich immer gut –, aber er hatte sich gelangweilt. Er verstand zwar recht gut Italienisch, denn das Herzogshaus pflegte sich die Bräute gern aus Italien zu holen, das war dynastisch unverfänglicher als bei deutscher oder böhmischer Verwandtschaft. Aber je mehr die Gäste dem Wein zusprachen, um so undeutlicher artikulierten sie und verfielen in ihren lokalen Dialekt, der von Dantes Sprache doch zunehmend abwich. Der Herzogssohn vermißte auch das Einbecker Bier, das in Bayern bei einem Ereignis dieses Ranges sicher nicht gefehlt hätte; Wein war ja schließlich nur ein Alltagsgetränk, obwohl der italienische Wein durchaus seine Qualitäten hatte.

Dr. Schreitwein war nicht auf dem Fest gewesen (natürlich nicht, er war ja nur ein Dienstbote, Dokortitel hin oder her). Aber er hatte es sich, sehr zum Ärger seines Schützlings, nicht nehmen lassen, diesen dorthin zu begleiten. "Ich bin alt genug, um alleine zu laufen!" Als der Doktor auf dem Heimweg war, lief er dem Zeremonienmeister in die Arme, der ihn sofort auf deutsch ansprach (oder

mit dem, was er nach so langem Aufenthalt in Italien noch dafür hielt) und ihn mit einem schier endlosen Lamento über Frauen im Vatikan usw. beglückte. Das Gespräch ging über auf Straßburg und Heidelberg, wie schön es früher dort gewesen sei, ob der Herr Doktor auch einmal den Karzer von innen gesehen habe usw. Aber das führt uns aus dieser Geschichte hinaus, deshalb lassen wir die beiden Herren besser allein.

Sobald das Wetter es zuließ, brachen der junge Herzog und sein Hofmeister nach Süden auf. Den tückischsten Gefahrenstellen, den Sümpfen und den Banditen, entgingen sie unversehrt und langten, nach strenger Personenkontrolle an der Grenze, schließlich in Neapel an. König Ferrante empfing sie und verwickelte sie in ein charmantes Gespräch über den Papst und die Kurie, über die Verwandten des Papstes und die Kinder der Kardinäle, aber allzu viel Internes wußten die Gäste natürlich nicht zu berichten. Ja, den Vesuv sollten sie unbedingt besichtigen und auch die Grotte der Sibylle von Cumae. Ob der junge Herr vielleicht in das königliche Heer eintreten wolle? Ach so, er sollte ja Bischof werden, aber nein, Bischöfe hatte man in Süditalien mehr als genug, auch wenn sie nur selten in ihrer Diözese zu finden waren. Ein huldvoller Abschied beendete die Audienz.

"Er ist doch gar nicht so schlimm, wie alle behaupten", meinte der junge Herzog. "Und Mumien habe ich auch keine gesehen." – "Wir waren auch nicht in seinem Schlafzimmer", replizierte Dr. Schreitwein.

Rom, im April (*mense Aprili*) 1488

Im April desselben Jahres war Francesco Maldente erneut unterwegs, um sich mit einem potentiellen Kunden zu besprechen. Aber dieser Werbeversuch verlief ganz anders, als sich der elegante Domherr das gedacht hatte. Der Interessent stellte sich nämlich nach dem üblichen einleitenden Geplänkel als Bartolomeo Budello, Prokurator in der Pönitentiarie, vor. Maldente rutschte das Herz in die Hose, wo es sich, wie wir schon gehört haben, öfter aufhielt: sollte das etwa ein Scheininteressent sein, der sie in Wirklichkeit ausspionieren wollte und dann verraten würde? Vor drei Monaten hatte es schon einmal einen solchen Vorfall gegeben, aber die Frage des Kontaktmannes: "Na, ihr fälscht wohl die Urkunden?" hatte sich als schlechter Scherz eines betrunkenen Priesters herausgestellt. Francesco war schnell weitergegangen, um sich unsichtbar zu machen. Doch dann fiel ihm ein, wer das war: der Mann hieß Urban, stammte aus Fünfkirchen in Ungarn und protzte mit seinem Reichtum. Woher dieser Reichtum stammte, sagte er in nüchternem Zustand nicht. Aber man wußte doch, daß der gleichnamige Großvater des oftmals fröhlichen Herrn dem türkischen Sultan 1453 die Kanonen für die Beschießung Konstantinopels geliefert hatte*. Man hatte doch nur Ärger mit diesen Ausländern!

Diesmal war es aber anders. Bartolomeo Budello hatte zwar von ihrem Geschäftsmodell erfahren – auf welchem Wege, blieb unklar –, aber er sprach den Domherrn nicht an, um ihn auszuhorchen, sondern um in die Clique mit einzu-steigen: stellte nicht auch die Pönitentiarie Urkunden aus, und zwar in durchaus delikaten Angelegenheiten? Mancher Bittsteller, so ließ er durchblicken, nähme gern seine Absolutionsurkunde in Empfang, auch ohne in der Kirche vom Pönitentiar zur Buße ausgepeitscht zu werden, und wäre bereit, sich das etwas kosten zu lassen. Mit der Reue war es da wohl nicht so weit her, dachte Maldente,

aber er hatte gelesen, ein deutscher Dpktor behauptete, man könne die Lossprechung sogar schon erhalten, noch bevor man die Sünde überhaupt begangen habe. Wie sehr sich die Theologie doch seit seinem Studium geändert hatte!

Dennoch war er vorsichtig und ließ den Mann erst einmal durch eine der verführerischen Damen aushorchen, mit denen er Verkehr pflegte, seit sich seine Finanzen gebessert hatten. Das Ergebnis war ernüchternd (für die Dame): noch nie habe sie eine langweiligere Nacht verbracht; der Typ sei völlig phantasielos, banal und auch ein wenig borniert. Daraufhin stellte ihn Maldente den anderen beiden Herrn der Firma vor. Man wurde handelseinig, aber doch nicht recht warm miteinander.

Zu den regelmäßigen Treffen in der "Gastlichen Kuh" lud man ihn jedenfalls nicht ein.

Toulouse und Rom, im Mai (*mense Maio*) 1488

Bis in die *secretaria apostolica* hatten die Netzwerker ihre Fühler noch nicht ausgestreckt, und so entging ihnen auch folgender Vorfall, der sie vielleicht zu Vorsicht und Umkehr hätte veranlassen können, denn so naiv und gutgläubig, wie man in Rom (auch unsere Fälscher) oft dachte, war man in der Provinz denn doch nicht. Im Mai 1488 wurde vor dem Parlament (dem Obergericht) von Toulouse folgender Fall verhandelt: ein einheimischer Kleriker war im Besitz einer fetten Pfründe. Und nun kam der Kardinal Colonna daher und behauptete, dieser Kleriker sei ein Eindringling, ein *intrusus*, der die Pfründe rechtswidrig in Besitz genommen habe, denn der Papst habe sie ihm, dem Kardinal, übertragen, und er legte auch eine Urkunde darüber vor. "Das ist eine Fälschung!" rief der Einheimische empört, aber der Prokurator des Kardinals widersprach: "Das würde mein Herr niemals tun!" Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, und kurz bevor der Wortwechsel in einen Faustwechsel überging, trat das Gericht dazwischen und ordnete an, in Rom Rückfrage zu halten. Die Antwort kam quasi postwendend (wofür der Kardinal sorgte): der Papst, stand in dem Breve vom 16. Mai*, könne sich gut an den Vorgang erinnern, die Urkunde sei echt. Der Eindringling sei zu entfernen. Dem Gericht blieb nichts anderes übrig, als dem zu entsprechen, aber es ließ sich mit den Formalien Zeit, viel Zeit, und was das bei Gerichten bedeuten kann, weiß man ja.

Rom, im August (*mense Augusto*) 1488

Im Hochsommer 1488 erlebte Domenico Gentile alle Höhen und Tiefen, die einem wackeren Kanzleischreiber an der Kurie begegnen konnten. Er hatte aus einer Laune heraus die Genehmigung für ein *altare portatile*, einen Tragaltar, oder auf deutsch gesagt: für eine Hauskapelle in seiner Wohnung, beantragt. Ein befreundeter Kollege, der auch Sollizitator und zufriedener Patient seines Vaters war, hatte die Durchführung für ihn übernommen. Es lief alles glatt; als Skriptor hatte er ohnehin das Recht auf Gratisexpedition; er mußte also nur einen *grossus* für das Pergament bezahlen. Dazu kam die *compositio*, denn es war ja eine willkürliche Gnade, die der Papst erweisen, aber auch ohne Begründung ablehnen konnte. Maria Maddalena würde sich freuen, denn so etwas hatte in der ganzen Nachbarschaft niemand vorzuweisen. Für eine richtige Messe an diesem Altar mußte er sich indes einen Priester besorgen: er selbst war zwar Kleriker,

hatte aber die höheren Weihen nicht empfangen, denn sonst hätte er nicht heiraten können. Vielleicht würde sich Domherr Maldente dazu herbeilassen; soweit mußte die Freundschaft wohl gehen.

Bis dahin lief alles gut. Dann aber ließ ihn der Datar Antoniotto Pallavicini zu sich kommen, ein arroganter Genuese, der bis vor vier Jahren auch Skriptor gewesen war, sich jetzt aber für etwas Besseres hielt. Er erkundigte sich erst scheinbar freundlich nach Domenicos Familie, wie es seiner Frau gehe, wie viele Kinder er inzwischen habe usw. Und dann wedelte er mit dem Breve vor Domenicos Nase herum und erklärte ihm mit näseler Stimme, die Zahlung, die der Sollizitator für die *compositio* geleistet habe, sei nicht ausreichend: das sei die Taxe für eine Person, sie seien aber drei – er, die Frau Gemahlin und der Herr Sohn –, da werde auch die dreifache Taxe fällig. Domenico kam die Galle hoch, denn das war eindeutig illegal; aber er wußte: würde er sich weigern zu zahlen, käme die Antwort: "Ja, wenn du die Gnade nicht annehmen willst – niemand zwingt dich." Schließlich einigte man sich auf die doppelte Summe.

Aber als er am nächsten Tag kam, um das restliche Geld zu zahlen, wurde er gar nicht beim Datar vorgelassen. Der Gehilfe des Datars knallte ihm das Breve hin*, so daß beinahe das empfindliche Siegel zerbrochen wäre, und zahlte ihm außerdem die bereits erlegte Summe zurück. Irgendwie hatte der Papst Wind von der Sache bekommen und angeordnet, daß Domenico die Urkunde ganz ohne *compositio* erhielt. Ja, Innozenz konnte großzügig sein, wenn es um kleine Summen ging.

Domenico war gerührt und auch etwas beschämt, denn diesen großzügigen Herrn betrog er seit zwei Jahren systematisch. Sollte er nicht doch lieber damit aufhören? Aber dann kam ihm das feiste Gesicht des Datars und sein herablassendes Grinsen wieder in Erinnerung, und: was würden seine Freunde sagen? Das Geschäft lief doch gerade so gut. Und außerdem: er betrog ja im Grunde gar nicht den Papst, sondern die Herren im Vorstand der Kanzlei mit ihrer Doppelmoral und Scheinheiligkeit, die die kleinen Bittsteller auspreßten und die untergebenen Schreiber schikanierten.

Rom, Kloster des heiligen Johannes, Anfang Februar (*ineunte Februario*) 1489

Mit dem Schweigegebot während der Mahlzeiten nahm man es im Kloster des heiligen Johannes in der 15. römischen Stadtregion ohnehin nicht so genau. Besonders wenn der Abt abwesend war und der uralte Prior ihn vertrat.

Aber heute war sowieso alles anders. denn seit drei Tagen fegten Schneestürme über die ewige Stadt, und so war in der Nacht etwa eine Stunde vor Morgenrauen das marode Dach des Refektoriums eingebrochen. Man mußte deshalb für die Mahlzeiten in den Kapitelsaal ausweichen, wo man so eng beieinander saß, daß sich das Gespräch wie von selbst ergab. Das Dach hätte schon längst repariert werden sollen, aber das Johanneskloster war kein großes und reiches Kloster, das viele Novizen anzog, und die Konkurrenz war in Rom ja ohnehin enorm. Das Klostergebäude war zwar altherwürdig, aber mittlerweile vor allem alt. Aber dann doch wieder nicht so antik, daß es bei dem Renovierungsschub unter Sixtus IV. für das Heilige Jahr 1475 die mäzenatische Aufmerksamkeit des Papstes auf sich gezogen hätte. Um ehrlich zu sein: die Gebäude bröckelten vor sich hin, und in fünfhundert Jahren würde wohl keine Spur mehr von ihnen zu finden sein*.

"Dieses Wetter ist bestimmt die Strafe Gottes für die Hochzeit im Vatikan", sagte der Prior mit seiner schon leicht kreischenden Altmännerstimme. "Früher hat es Schnee im Februar nicht gegeben." – "Das stimmt nicht", erwiderte Bruder Antiquus, der Archivar und Bibliothekar, der fast so alt war wie die Pergamente, die er aufbewahrte, und schon aus Prinzip dem Prior widersprach. "Wir hatten immer wieder kaltes Wetter im Winter, und auch Schnee. Schon im Heiligen Jahr 1300 war der Apennin bis in den März hinein so tief verschneit, daß die Pilger nicht nach Rom kommen konnten, und das waren doch so viele damals." – "Dar- an erinnerst du dich bestimmt aus deiner Novizenzeit", konnte sich Bruder Tho- mas, der Schulmeister, nicht enthalten einzuwerfen. Bruder Antiquus schaute ihn erst böse an, aber dann mußte er doch lachen: "Nein, aber ich habe es in unse- rer Klosterchronik gelesen." – "Wir haben eine Klosterchronik? Das wußte ich ja gar nicht!" fuhr der Prior dazwischen. "Die will ich sofort sehen!"

Und so mußte Bruder Antiquus den Prior in die Sakristei führen, um ihm die Chronik zu zeigen, obwohl er nur höchst ungern andere an die Pergamentbücher ließ, so als ob sie ihm allein gehörten.

In der Sakristei erwartete sie aber eine weitere unangenehme Überraschung: dort hatte der Wind das Fenster eingedrückt, es war Schnee hereingeweht, und zwar ausgerechnet auf die drei Manuskripte, die dort offen auf dem Leseputz la- gen. Bruder Antiquus bekam einen Herzanfall, als er das sah, und mußte aus dem Raum getragen werden. Der Prior humpelte ihm hinterher. Bruder Thomas aber, der ihnen in die Sakristei gefolgt war, schaute auf die Bände und sagte sich: "Na ja, viel Schaden hat der Schnee ja nicht angerichtet. Pergament ist eben unverwüstlich, nicht wie dieses neumodische Papier. Nicht einmal die Tinte ist verlaufen." Und da kam ihm das Gespräch mit Bruder Bernardus von vor zwei Jahren in den Sinn, als die Klosterschüler darüber spekuliert hatten, wie man Urkunden fälschen könne, wenn man eine spezielle Tinte verwende, die wasser- löslich wäre. Er mußte unbedingt noch einmal mit dem Plumbator darüber spre- chen.

Und das tat er dann auch. Dadurch erwies sich der Schneesturm nicht als Strafe Gottes, sondern in Gegenteil auf längere Sicht (aber noch vor Ablauf des Jahres) als barmherziger Akt der Vorsehung für den Plumbator.

Rom, im März (*mense Martio*) 1489

"Die Türken sind in Rom!" stürzte der junge Herzog atemlos ins Zimmer, "Wir müssen fliehen!" – "Nicht so schnell, junger Mann", erwiderte Dr. Schreitwein, und die Zimmerwirtin brach in schallendes Gelächter aus. "Ich habe sie selbst gesehen", rief der Herzog, "Reiter mit Turban und Krummsäbel!" – "Gemach, junger Herr, das war nur der Sultan Cem, den der Papst letztes Jahr dem König von Frankreich abgekauft hat." – "Häh ...". Und dann erklärte Dr. Schreitwein, wie immer gut informiert, daß es sich um "Gäste" des Papstes handele, daß also keine Gefahr bestehe. Insgeheim überlegte er aber, wie sich sein Schützling wohl verhalten würde, falls die Türken tatsächlich einmal nach Mitteleuropa kommen würden, etwa nach Wien oder gar nach Bayern ...

Aber so ganz abwegig waren die Befürchtungen des jungen Mannes nicht, denn vor acht Jahren hatten die Türken einen Landungsversuch bei Otranto in Süditalien unternommen und eine größere Anzahl Christen getötet (die übrigens Papst Franciscus jüngst heiliggesprochen hat). Das Unternehmen war nur des- halb wieder abgebrochen worden, weil kurz danach Mehmed II. starb, jener Sul-

tan, der 1453 Konstantinopel erobert hatte. Mehmeds Nachfolger war sein ältester Sohn Bajezit, aber der jüngere Bruder Cem hatte ebenfalls Ansprüche auf den Thron erhoben. Es war zu einem kurzen Bürgerkrieg gekommen, in dem Cem unterlag und zu den Johannitern auf Rhodos hatte fliehen müssen, vielleicht in der Hoffnung, von ihnen Unterstützung zu erlangen. Die Johanniter nahmen ihn auf, brachten ihn aber sofort nach Frankreich.

Ob damals jemand im Abendland ernsthaft geglaubt hat, man könne mit der Drohung, ihn in Istanbul zu installieren, den regierenden Sultan erpressen, ist doch sehr unwahrscheinlich. Aber Bajezit war schlau und kassierte für christliche Reliquien, wie die heilige Lanze oder den Kopf des Apostels Andreas, riesige Zahlungen, während er sich ungestört der Konsolidierung seines Reiches widmete, das in den stürmischen Jahren unter Mehmed allzu rasch gewachsen war. Cem war nie für ihn eine Gefahr, sondern wurde als Kuriosum an den europäischen Höfen herumgereicht. Jetzt war er also in Rom gelandet, wo er zunehmend in Hoffnungslosigkeit und Melancholie versank und traurige Gedichte schrieb*.

"Wir könnten ihn besuchen!" schlug der junge Herzog vor. "Wozu? Um ein Bündnis mit ihm abzuschließen? Ein Bündnis zwischen Bayern und der Türkei?" spottete der Hofmeister. "Und danach fliegen wir zum Mond, mit einer eigenen bayerischen Rakete? Nein, schlagt Euch das aus dem Kopf. Außerdem hält er sich für einen Sohn des türkischen Kaisers. Oder eigentlich sogar für den Kaiser selbst. Da brauchten wir Gastgeschenke. Und einen Zeremonienmeister, damit wir wissen, wie wir ihn anreden sollen. Apropos Anrede: wie redet Ihr den Papst an, falls er uns zur Audienz befehlen sollte?" Schweigen. "Macht erst einmal Eure Hausaufgaben!" – "Und wie redet der Papst den Türken an?" Auf diese freche Gegenfrage des jungen Mannes mußte nun Dr. Schreitwein verstummen – und der Historiker ebenfalls.

Rom, Peterskirche, 16. April (*sextodecimo kalendas Maii*) 1489, Gründonnerstag (*in coena domini*)

Am Gründonnerstag des Jahres 1489 ging Domenico Gentile pflichtschuldig zum päpstlichen Gottesdienst. Dieser sollte traditionsgemäß in der Lateranbasilika stattfinden, aber der Papst hatte die Messe in die Peterskirche verlegt, um den langen Weg und Rückweg durch die ganze Stadt zu sparen. In den vergangenen Jahren hatte Domenico die Messe öfter ausfallen lassen und war dafür auch mehrfach von seinen Vorgesetzten gerügt worden. Diesmal schien es ihm angesichts ihres Geschäftsmodells zu riskant, unangenehm aufzufallen.

An diesem Tag, dem Gründonnerstag, wurde seit dem 13. Jahrhundert auch die große Exkommunikationsbulle *In coena domini* verlesen, in der der Papst alle jene verdammt, die sich gegen den Stellvertreter Petri, die römische Kurie und die römische Kirche auflehnten. Manche dieser Rebellen wurden namentlich genannt; im wesentlichen bestand die Bulle aber aus einer langen Aufzählung von Sünden und Handlungsweisen, die automatisch die Exkommunikation nach sich zogen. Gewöhnlich hatte Domenico, wie neun Zehntel aller Anwesenden, diese Litanei mit halbem Ohr an sich vorbeiplätschern lassen. Diesmal aber – er wußte selbst nicht, warum – hörte er genauer hin, und da entging ihm, nach der Verdammung von Häretikern, Waffenhändlern und Feinden des Kirchenstaates, See- und Strandräubern, auch folgende Passage nicht:

"Wir verfluchen und exkommunizieren alle Fälscher päpstlicher Urkunden, seien es Bullen oder Breven, und alle, die Bittschriften fälschen, seien sie von Uns selbst oder vom Vizekanzler oder seinem Stellvertreter oder in deren Auftrag signiert, und alle, die falsche Urkunden herstellen, seien es Bullen oder Breven, oder falsche Signaturen auf die Bittschriften setzen."

Domenico war betroffen. Es war, als sei der Text genau für seine Ohren formuliert worden. Denn was taten er und seine Kumpane anderes? Sie hatten sich eingeredet, sie würden ja nicht den Papst betrügen, sondern nur ihre raffgierigen Vorgesetzten; aber vor so klaren Worten mußte er sich eingestehen, daß das nur Ausreden waren, die sie selbst nicht wirklich überzeugten. Sollten sie ihr Unternehmen nicht doch lieber aufgeben? Allerdings, so meldete sich die Stimme seines Gewissens mit penetranter Klarheit, müßten sie für eine wahre Reue dann auch alle Summen zurückzahlen, die sie sich ergaunert hatten. Und wenn nicht an die Geschädigten selbst – was ja rein technisch gar nicht möglich war –, dann doch an eine fromme Einrichtung, z.B. an die Franziskaner, die dafür sogar entsprechende Privilegien besaßen.

Sehr nachdenklich ging er an diesem Tag nach Hause.

Rom, 20. April (*duodecimo kalendas Maii*) 1489, Ostermontag (*feria secunda post pascha*)

Der fromme Vorsatz vom Gründonnerstag wurde am Ostermontag von einem ausnehmend gut gelaunten Francesco Maldente beiseite gefegt. "Denkt mal", rief er so laut, daß Battista da Spello ihn zu einem leiseren Tonfall ermahnen mußte. "Denkt mal, wen ich für uns als neuen Kunden an Land gezogen habe! Den [Lücke in der Quelle]! Er ist bereit, für ein Privileg, das ihm erlaubt, Priester zu werden und dabei sogar seine uneheliche Geburt zu verschweigen, 1000 Gulden zu bezahlen." – "Dann müßten wir auf die Urkunde schreiben: *ad datarium* 'Soll dem Datar vorgelegt werden', wegen der *compositio*", überlegte Battista. "Aber das sollte ja keine Schwierigkeiten bereiten; der Raffschlund Sacchi bekommt sie ja nie zu Gesicht. Wir müssen unseren finanzkräftigen Kunden nur dazu vergattem, daß er kein Sterbenswörtchen über den Dispens verlauten läßt, bis er die Alpen hinter sich hat." – "Das wird aber ehrlich geteilt, mein Freund", sagte Gentile. "Nicht daß du dir dafür die Stelle des Kanzleinotars kaufst." – "Keine Sorge, die ist viel teurer", fügte da Spello hinzu. "Da brauchten wir zehnmal so viel. Da können wir kleinen Fälscher nicht mithalten."

Und so siegte die Gier über das Gewissen, und so fing sie der fette Fisch gewissermaßen umgekehrt in einem Netz, das nicht dasjenige des heiligen Petrus war.

Rom, Campo de' Fiori und päpstlicher Palast, 31. Mai (*pridie kalendas Iunii*) und 1. Juni (*kalendis Iunii*) 1489

"Ich darf heiraten! Ich darf heiraten!" rief der offensichtlich nicht mehr ganz nüchterne Mann, der in die Taverne "Zur gastlichen Kuh" am Campo de' Fiori hereinstolperte. "Wen denn?" feixten drei junge Burschen vom hintersten Tisch her. "Etwa die Tochter des Papstes?" – "Die ist doch schon vergeben!" – "Vielleicht hat er ja noch eine, von der niemand etwas weiß." Aber da brachte ein drohender Zeigefinger von Frau Vanozza, der Wirtin, die Gruppe zum Schweigen. "Ich darf

heiraten!" rief der Angesäuselte noch einmal. Jetzt ging ein älterer Geistlicher vom Nebentisch dazwischen und drückte ihn auf die Bank: "Beruhigt euch, Père Mélac, setzt euch! Ihr solltet nicht so viel trinken!" Aber da stand schon ein Becher Wein vor ihm, dem er gierig zu Leibe rückte. Wieder einmal so ein Franzose, dachte Frau Vanozza, der den dünnen Bordeaux* gewohnt ist und den Chianti nicht verträgt. Aber was sollte es: wenn nicht er, dann würde der ältere Bekannte für ihn bezahlen.

"Ich darf heiraten!" fing er schon wieder an. "Aber das geht doch gar nicht, Ihr seid doch Priester", fuhr der andere ärgerlich dazwischen. "Doch, ich darf! Der Papst selbst hat es mir erlaubt. Hier ist seine Bulle", gluckste der Betrunkene und zog mit Schwung eine päpstliche Urkunde aus der Tasche. Dabei verlor er das Gleichgewicht, sein Arm fuhr nach oben, und das Bleisiegel traf den Älteren schmerzhaft an der Stirn, so daß er laut aufheulte und den Besoffenen losließ. Dieser stürzte nieder, tat einen gewaltigen Rülps und erbrach sich auf den Fußboden. Das war zu viel: auf einen Wink von Frau Vanozza hin ergriffen zwei Knechte den Franzosen und warfen ihn vor die Tür. Eine Magd bedeckte das Erbrochene mit Sägespänen und führte den älteren Geistlichen ins Hinterzimmer, um seine blutende Wunde zu versorgen und – wer weiß? – vielleicht auch eine Verabredung für den späteren Abend zu treffen. In all dem Durcheinander dachte niemand mehr an die Urkunde, die auf dem Tisch liegen blieb, bis einer der drei jungen Burschen am hinteren Tisch sie an sich nahm.

Am anderen Morgen ging die römische Sonne für vier Personen zu früh und zu energisch auf. Ein strahlender Junimorgen paßte weder zu einem Kater noch zu einem schlechten Gewissen. Am angenehmsten hatte es noch der ältere Franzose, Père Clemenceau, getroffen. Zwar hatte sich seine Kopfwunde als so schwerwiegend erwiesen, daß er unbedingt eine Weile ruhen mußte, und das einzige Bett, das frei war, war dasjenige im Zimmer der Magd, und dort war er dann tatsächlich eingekickt. Die Rechnung, die man ihm am nächsten Morgen präsentierte, war zwar ein wenig hoch, aber vielleicht hatte er wieder einmal quatre-vingt mit venti quattro verwechselt, wie ihm das selbst nach mehreren Jahren in Rom immer noch passierte. Aber abgesehen davon war die Nacht im Zimmer der Magd recht angenehm verlaufen; wir wollen da nicht weiter nachfragen.

Weniger gut erging es den Scholaren. Sie brüteten die halbe Nacht über der Urkunde, aber der Text überstieg doch ihre Lateinkenntnisse. Sie konnten sie nicht einmal richtig lesen. Das erste Wort mußte "Innocentius" heißen, auch wenn die Buchstaben seltsam gestelzt daherkamen. Ab dem dritten Wort ging es auch ganz gut: *servus servorum dei, Oilecto filio Johanni de* – nein, das *O* mußte ein *D* sein, also *Dilecto filio Johanni de*. Aber was sollte das *eps* an zweiter Stelle, direkt hinter dem Namen des Papstes? Sie brachten es nicht heraus. Und nach *Johanni de* mußte ein Nachname kommen, aber da wurde es für unsere drei Scholaren zappenduster, so daß auch wir nie erfahren werden, wie da Mélac auf Lateinisch wiedergegeben war. Einer der drei Scholaren schlug vor, die Urkunde dem Magister zu zeigen, aber der zweite schrie auf: "Bist du plemplem? Dann fragt er uns doch, wo wir sie herhaben." Also nahm der dritte das Pergament und schob es unter seinen Strohsack. Und da lag es erst einmal zwei Wochen, denn die Herbergswirtin sah ihre Pflicht zur Reinigung der Räume etwas lockerer.

Am dreckigsten erging es Père Mélac. Er wachte auf, als aus dem Fenster über ihm der Nachttopf ausgeleert wurde. Als er dabei aufstöhnte, erwies sich die Dienstmagd als gute Christin und schüttete noch einen Eimer klares Wasser

hinterher. Daraufhin schlich er tropfnaß nach Hause und wurde sich seines Elends erst so richtig bewußt. "Hundert Dukaten habe ich für meine Bulle bezahlt, und jetzt ist sie weg!" Sein Zimmernachbar riet ihm: "Vielleicht hat sie jemand gefunden, und sie wird in der *Audientia publica* ausgerufen. Heute nachmittag ist wieder Termin. Geh doch hin und frage nach!" Aber das tat Père Mélac wohlweislich nicht, denn er wußte, wie die Urkunde zustande gekommen war ... Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als nach Hause zurückzufahren und mit seiner Marianne weiterhin ohne Trauschein zusammenzuleben. Später wohnte bei ihm sein Neffe, der sich rührend um die altgewordene Pfarrersköchin kümmerte, der er verblüffend ähnlich sah, und der es sogar schaffte, die Pfründe seines Vaters zu übernehmen.

Noch eine vierte Person wachte an diesem Morgen spät und unangenehm auf: seine Heiligkeit Papst Innozenz VIII. selbst. Er hatte geträumt, er sei wieder im Konklave und signiere auf seinen Knien die Bittschriften der anderen Kardinäle, damit diese ihm ihre Stimme gaben. Und so oft er auch *Fiat, Johannes Baptista* schrieb: der unerledigte Stapel wuchs immer weiter in die Höhe, und es waren nicht nur die 24 Kardinäle, die damals bei seiner Wahl anwesend waren, sondern die Schlange wurde immer länger – 40, 70, 120 Kardinäle standen bei ihm an, und alle zeigten sich unzufrieden. "Drei Erzbistümer sind nicht genug!" rief der Kardinal della Rovere, und der Vizekanzler höhnte: "Er weiß nicht einmal, wie man Suppliken signiert! Wie will er dann Papst werden?" und verwandelte sich in einen riesigen schwarzen Hund mit glühenden Augen.

Rom, im Büro des Supplikenregisters, 8. Juni (*sexto idus Iunii*) 1489, Pfingstmontag (*feria secunda post pentecosten*)

Freude und Enttäuschung liegen oft nahe beieinander. Das mußte auch Lorenzo Signoretto erfahren, ein wunderschöner junger Mann von gerade einmal 19 Jahren mit sanft gelockten schwarzen Haaren, über den noch der Zauber der Jugend ausgegossen war. (Wir sind ihm schon einmal als Freund von Domenico Gentile junior begegnet.) Vor zehn Tagen hatte er eine Supplik um die Stelle eines Kanzleischreibers eingereicht, und seitdem war er jeden Tag in das Supplikenbüro gelaufen, um nachzuschauen, ob er die Genehmigung erhalten habe. Heute war es soweit: er fand seinen Namen in der Liste der Genehmigungen. Vor lauter Freude hatte er dem Beamten, der ihm die Supplik herausuchte, ein doppeltes Trinkgeld gegeben – was für ein Idiot er doch war! –, und er hatte es sogar geduldet, daß der ältliche und schon etwas fette Mann ihm mit der linken Hand den Hintern tätschelte, während er mit der rechten Hand den Stapel durchblätterte.

Und nun das! Statt einer Stelle als Kanzleischreiber hatte der Papst ihm eine Stelle als Registerschreiber zugewiesen !!! Nicht Originale sollte er schreiben, sondern die Sicherheitskopien, die die Kanzlei zurückbehält. Das war, so viel wußte er schon, ein Knochenjob, bei dem man sich die Finger wund schrieb. Vor Wut und Enttäuschung rief er laut: "Das ist eine Gemeinheit! Eine bodenlose Gemeinheit!" Er hämmerte mit den Fäusten an die Wand (wobei er sich den kleinen Finger der linken Hand verstauchte). Dabei ließ er die Supplik fallen. Dann hob er sie auf und rief noch einmal: "So eine Gemeinheit!"

Aber als er die Supplik aus lauter Wut zerreißen wollte, hörte er hinter sich eine sonore Stimme: "Das solltet Ihr besser nicht tun!" Er sah sich um und erblickte, noch mit Tränen in den Augen, einen Herrn mittleren Alters im Talar, der

zu ihm sagte: "Gestattet, daß ich mich vorstelle: Battista da Spello, Notar der apostolischen Kammer." Und der Herr fuhr fort: "Ihr habt recht, so kann man mit Euch nicht umgehen. Aber die Supplik deshalb zu zerreißen, ist der falsche Weg. Ich glaube, ich kann Euch helfen. Aber die Stelle solltest du doch annehmen. Bedenke: du gehörst dann zur Familia des Papstes. Das schafft dir Vorteile beim Erwerb von Pfründen. Und auch wenn du dich später noch einmal um eine richtige Schreiberstelle bewerben willst, hast du größere Chancen, wenn du schon einen Job an der Kurie hast." Mit diesen Worten nahm er den immer noch verwirrten jungen Mann bei der Hand und führte ihn aus dem Büro in eine der Gaststätten, die man neben jedem Amt der päpstlichen Kurie fand. Es folgte ein längeres Gespräch, das am Ende beide zufriedenstellte.

Am Abend traf sich Battista da Spello mit seinen Freunden Domenico Gentile und Francesco Maldente und erzählte ihnen, was geschehen war. "In der Kanzlei selbst können wir ihn nicht einsetzen. Er ist viel zu schön und fällt jedem auf. Aber ein Standbein in der Registratur kann uns von großem Nutzen sein. Und unser Lorenzotto ist noch so naiv, daß er alles tun wird, was wir von ihm verlangen. Jetzt fehlt uns nur noch jemand in der Bullaria, aber das wird ein hartes Stück Arbeit werden."

Rom, 15. Juni (*septimodecimo kalendas Iulii*) 1489

Als Domenico Gentile am Gründonnerstag die Gewissenszweifel ob seiner Handlungsweise überfielen, hatte die himmlische Schlacht um seine Seele, die dem Tod eines jeden Menschen vorausgeht, bereits begonnen: der Teufel forderte sein Opfer, aber noch hielt der Schutzengel dagegen, denn er war es, der die Zweifel in Domenicos Herz gesenkt hatte. Es war die letzte Chance, die letzte Warnung des Himmels, die letzte Möglichkeit, das Ruder noch herumzureißen. Wenn jetzt Gentile, Maldente und Spello aus freien Stücken als reuige Sünder vor dem Papst erschienen wären und ihn um Gnade angefleht hätten, hätte er ihnen zweifellos verziehen und sie begnadigt. Innozenz VIII. war sinnlich, weich, selbstverliebt, verantwortungslos, korrupt, schwach, wankelmütig – aber eines war er nicht: grausam.

Indes: die Chance wurde vertan und kam nicht wieder, die Hoffahrt siegte. Die Ruchlosen glaubten, gerade jetzt auf der Höhe des Glücks zu stehen, denn niemals liefen die Geschäfte besser. Die Verblendung nahm endgültig Besitz von Domenico und seinen Gefährten. Aber schon begann sich die Schlinge um ihren Hals zuzuziehen, der Himmel sich zu verdunkeln, das Gewitter loszubrechen.

Unter den Pilgern, die zu Pfingsten 1489 nach Rom kamen, war auch eine Gruppe von Gläubigen aus Rouen, und sie hatte einen Brief an die Kanzlei nebst einer Urkunde des Papstes im Gepäck. Dem geistlichen Gericht der französischen Bischofsstadt war eine Urkunde des Papstes vorgelegt worden, die ihrem Inhaber Père Pointcaré so exzessive Rechte verlieh, daß die Richter hellhörig wurden. Sie schlugen im *Corpus Iuris Canonici* nach und fanden ihre Zweifel nicht nur in der Sache bestätigt, sondern stießen auch auf jenen berühmten Brief Innozenz' III. (*Licet ad regimen*), in dem er die Mailänder Domherrn lobt, weil sie in einem vergleichbaren Fall die Urkunde zur Prüfung an den Papst zurückgeschickt hatten, "damit Wir aus ihrer Betrachtung zuverlässiger erkennen könnten, ob sie wirklich mit Unserem Wissen und Willen ausgestellt worden sei" (wir hörten am 4.9.1198 schon davon, S. #). Das war damals wie auch heute nicht der

Fall, denn Père Pointcaré hatte für seine Urkunde 250 Gulden an Francesco Maldente bezahlt.

Die verdächtige Urkunde wurde nebst dem Brief aus Rouen ordnungsgemäß an den *regens cancellariam* übergeben – der Vizekanzler Borgia war in weiblicher Begleitung in den Albaner Bergen –, welcher sie an den Korrektor Celsus de Mellinis weitergab. Dieser fand äußerlich nichts zu beanstanden; Textschrift, Kanzleivermerke und Siegel waren völlig korrekt. Aber auch er wunderte sich über den Inhalt: an so einen ungewöhnlichen Fall müßte er sich doch erinnern können. Merkwürdig! Er reichte die Urkunde deshalb an das Kanzleiregister weiter, um den Registereintrag suchen zu lassen.

Der *magister registri* Franciscus de Suno beauftragte den jüngsten Registerschreiber, Lorenzo Signoretto, mit der Suche: "Das ist eine gute Gelegenheit, daß du das Register einmal gründlich kennenlernst." Lorenzo, der mit seinem Job ohnehin nicht ganz glücklich war – eigentlich hatte er Urkundenschreiber werden wollen, wir erinnern uns – knirschte mit den Zähnen, daß ihm auch noch diese Fleißarbeit aufgebrummt wurde! Aber dann sah er den Namen des Schreibers rechts auf der Plica: *D. de Viterbio* = Domenico Gentile. Da wurde ihm schlagartig etwas klar. Er suchte und suchte und suchte ... Er fand zwar mehrere Urkunden des Schreibers *D. de Viterbio* aus dem fraglichen Quartal, aber das waren harmlose Routineangelegenheiten, was ihn wunderte. (So ganz hatte er das System also noch nicht verstanden.) Sein Vorgesetzter de Suno fragte auch einmal nach, ob er schon etwas gefunden habe. "Nein, noch nicht, ich habe noch nicht alle Jahrgänge durchsehen können, aber ich kenne die Ordnung der Register jetzt schon viel besser" – und schließlich legte er die Urkunde zuunterst in sein Schreibpult, und die ganze Sache geriet in Vergessenheit.

Die Pilgergruppe aus Rouen war schon längst wieder abgereist. "Puh", sagte der Schutzengel, "das war knapp!"

Rom, Sixtinische Kapelle, 9. August (*quinto idus Augusti*) 1489

In der Sixtinischen Kapelle versammelten sich die wenigen Kardinäle, die mitten im August in der heißesten Zeit in Rom anwesend waren, mit dem Papst zum Konsistorium. Auch die Tochter des Papstes, Madonna Teodorina, und etliche andere Damen waren anwesend, obwohl Sixtus IV. eigentlich den Frauen das Betreten dieses Gotteshauses grundsätzlich verboten hatte, damit nicht (so wörtlich) der *strepitus mulierum* (der Lärm der Weiber) dort die Andacht störe*. Aber Innozenz konnte seiner Tochter eben nichts abschlagen. Auf der Tagesordnung stand die Ernennung dreier neuer Kardinäle, deren Namen jetzt bekanntgegeben wurden: Maffeo Gerardi, ein alter Mönch, der als Patriarch von Venedig amtierte (Gähnen im Publikum), ein weiterer, dessen Namen der Papst geheimhielt (Information des Historikers: es war Federico Sanseverino, der später mit Julius II. in Streit geriet und abgesetzt wurde), und schließlich der jüngste von allen: Giovanni de' Medici, Sohn Lorenzo il Magnificos, ein noch nicht einmal 14jähriger dicklicher Jüngling, der allerdings nicht anwesend war. Das war also der Preis, den der Florentiner Bankier neben der Ehe seiner Tochter mit dem Papstsohn dafür verlangt hatte, daß er die Finanzgeschäfte der Kurie wieder übernahm, sagten sich die Zuschauer. Die beiden anderen Kandidaten waren nur das Feigenblatt, um eine ordentliche Kardinalskreation vorzutäuschen.

Als der Name Giovanni de' Medicis verlesen wurde, ging eine Erschütterung durch den Raum, und anschließend wurde ein lautes Krachen hörbar. Also wie-

der einmal ein Erdbeben, was in Rom nichts Seltenes war; und wieder einmal hatte sich in der Peterskirche ein Stein aus der Wand gelöst und war heruntergefallen. Das alte Gemäuer war schon kriminell baufällig; Gottseidank befand man sich in der neu und stabil erbauten Sixtinischen Kapelle. "Was will denn dieser Milchbubi als Kardinal?" fragte der Mailänder Botschafter seinen Nachbarn aus Ferrara. "Kann der denn überhaupt schon lesen und schreiben?" – "Weiß ich nicht, aber sicher schon rechnen." – "Vielleicht wird er ja einmal Papst." – "Also wirklich!" – "Wieso? Der Cibò hat es ja auch geschafft." Manchmal bewies der Mailänder Botschafter geradezu prophetische Fähigkeiten ...*

Rom, 15. August (*octavodecimo kalendas Septembris*) 1489, Mariä Himmelfahrt (*in assumptione B. M. V.*)

An diesem 15. August sah sich das päpstliche Siegelamt, die *bullaria apostolica*, einem dreifachen Angriff der heimtückischen bösen Mächte ausgesetzt, und zwar während der Prozession, die an diesem Tag stattfand, nachdem die Prozession an Fronleichnam wegen Dauerregens ausgefallen war. Außerdem hatte der Astrologe des Papstes diesem damals dringend abgeraten, auch nur das Bett zu verlassen, sonst werde etwas Schlimmes geschehen. Der 15. August sei dagegen ein günstiger Tag: "Die Sonne, Eure Heiligkeit, steht noch im Zeichen der Jungfrau, und der Vollmond ist schon vorüber." – "So ein Trottel", dachte der Kardinal Giuliano della Rovere, "mein eigener Astrologe sagt etwas ganz anderes, und der ist viel kompetenter; er hat mir sogar vorausgesagt, daß ich Papst werde. Diesmal hat es zwar nicht geklappt, aber vielleicht beim nächsten Mal." Und die Kurialen stöhnten: "Hoffentlich wird das nicht zur Gewohnheit, sonst haben wir in Zukunft zwei Prozessionen am Hals."

Während dieser Prozession sah sich die Bullarie, wie schon erwähnt, einer dreifachen Versuchung des Teufels ausgesetzt, und zwar in Person Domenico Gentiles, Francesco Maldentes und Battista da Spellos, die, wie wir erinnern uns, noch ein Standbein in diesem Amt brauchten. Domenico Gentile versuchte, einen der drei *magistri plumbi* anzusprechen, die im Siegelamt die Aufsicht führten. Aber die Stelle, wo sie eigentlich in der Prozession mitgehen sollten, war leer. Da fiel ihm ein, daß einer von ihnen ja gleichzeitig Schreiber der Kanzlei war, wie er, Domenico, ja auch, und deshalb wohl vorne bei den Skriptoren mitging. Er lief nach vorne, und da sah er ihn auch schon. Aber er wurde auch selbst gesehen, und zwar vom Zeremonienmeister, der ihn sofort anraunzte: "Kommst du endlich? Nimm deinen Platz ein!" Und das mußte er dann auch, aber leider war dieser Platz etliche Positionen von seiner Zielperson entfernt.

Weiter hinten versuchte Francesco Maldente sich in die Gruppe der *collectores taxe plumbi* einzureihen, um ein beiläufiges, unverdächtig scheinendes Gespräch anzufangen. Aber von wegen! Erstens waren dort nur wenige Personen, denn die meisten *collectores* hatten noch ein anderes Amt inne und liefen an anderer Stelle im Zug. Und die, die er dort antraf, kannten sich und sagten sofort zu Maldente: "He, du gehörst doch gar nicht zu uns. Geh an deinen Platz! Schleich dich!"

Mehr Erfolg, aber auch mehr Mühe, hatte Battista da Spello. Es gelang ihm, mit dem jüngsten *plumbator* namens Bernardus ins Gespräch zu kommen. (Wir kennen ihn übrigens schon aus seinen Besuchen im Kloster des heiligen Johannes in der 15. Stadtregion.) Er machte sich ihm sympathisch, indem er auf die *collectores* schimpfte, die auch in der Kammer mehr als unbeliebt seien und ja

nun wirklich alles durcheinander brächten. Und daß der Papst ihre Erfindung mit angeblichen Betrügereien der Plumbatoren begründet habe, sei ja nun ... ihm fehlten die Worte.

Es gelang ihm sogar, den jungen Mönch zum Abendessen in eine verschwiegene Trattoria einzuladen und dort das Gespräch fortzusetzen. Nun war aber Bruder Bernardus zwar Analphabet wie alle Plumbatoren (sie sollten ja nicht lesen können, was sie da besiegelten, um nicht in Versuchung zu kommen, die Hand aufzuhalten), aber er war nicht dumm. Daß sich ein Kammernotar herbeiließ, mit ihm vertrauliche Gespräche zu führen, machte ihn vorsichtig. Und so endete der Abend mit seiner Zusage, er werde darüber nachdenken – nein, er werde mit niemand darüber sprechen! – und sich dann bei ihm in der Kammer melden; es seien ja nur ein paar Schritte von der Bullarie dorthin.

Bruder Bernardus dachte tatsächlich darüber nach, denn ganz hatte er nicht verstanden, was der vornehme Herr eigentlich von ihm wollte. Das ließ ihn zögern, und dunkel erinnerte er sich auch an das Gespräch mit Bruder Thomas im Februar. Diese Erinnerung ließ ihn noch mehr zögern. Oder sollte er noch einmal mit dem Kammernotar sprechen, um größere Klarheit zu gewinnen? Aber dann stand das neue Kanzleijahr bevor, und da war in der Bullarie – *salva reverentia* – der Teufel los, und Bernardus vergaß die Angelegenheit und suchte den Kammernotar nicht auf.

Rom, Campo de' Fiori, am Abend des 15. August (*octavodecimo kalendas Septembris*) 1489

Am Abend des Mariä-Himmelfahrtstages saßen der junge Herzog und sein Begleiter Dr. Schreitwein wieder in der Osteria "Zur gastlichen Kuh". Sie waren auf der Rückreise von Neapel, wo der junge Herzog unbedingt den "brennenden Berg" hatte sehen wollen, aber er wurde enttäuscht: nicht einmal eine schmale Rauchfahne schickte der Vesuv zum Himmel. Nun waren sie wieder in Rom, wo sie die Fronleichnamsprozession – oder, wie man in Bayern sagt, den Umgang* – nicht versäumen wollten, aber die war ausgefallen, und auch die heutige Prozession war eine Enttäuschung. "Bei uns in Bayern ist das alles viel schöner," maulte der Herzog. So waren sie am Abend wieder in der Kneipe gelandet, und wieder setzten sich unaufgefordert drei Herren von der Kurie zu ihnen an den Tisch – in Jagdkleidung, an der Prozession hatten sie offenbar nicht teilgenommen –, und wieder saßen am Nebentisch Domenico Gentile und seine Kumpane. Und nach einer Weile raunte Domenico seinem Nachbarn zu: "Was meinst du? Kommt der junge Spund als Kunde für uns in Frage?" – "Keine Chance! Der alte Moralapostel hat den Daumen auf der Geldkassette." – "Moral! Moral! Herzöge verwenden doch auch 'verbesserte' Urkunden." – "Das waren die Österreicher*, nicht die Bayern."

Rom, 6. September (*octavo idus Septembris*) 1489, kurz vor Sonnenaufgang

Im Morgengrauen des 6. September 1489 pochte es lautstark an die Tür des ehrenwerten Domenico Gentile. Acht Konstabler der Stadtwache waren aufgezo-gen, und vier weitere sicherten den Hinterausgang des Hauses. Als nicht sofort geöffnet wurde, traten sie die Tür des Hauses ein, der völlig überraschte Domenico wurde aus dem Bett gezerrt und, kaum daß man ihm Zeit ließ, ein Hemd

anzuziehen, gefesselt, geknebelt, auf ein Maultier geworfen und unter Bedeckung von vier Stadtsoldaten in die Engelsburg abgeführt. Madonna Maddalena, die zu schreien anfang, hielt ein Soldat mit der rechten Hand den Mund zu, nicht ohne mit der Linken ihren Busen zu begrapschen; Domenico iunior, der dazwischen gehen wollte, erhielt einen Fausthieb in den Magen, daß er wimmernd in die Zimmerecke sank. Unverzüglich wurde das Haus gründlich durchkämmt und alle Pergamente, Papiere, Federn und Tintenflaschen in einen mitgebrachten Sack gesteckt (darunter auch ein begonnener Liebesbrief von Jung-Domenico an seine Fiammetta in Viterbo). Alle Behälter im Haus wurden durchsucht, auch die Vorratsbehälter für Mehl, Salz, Kichererbsen usw., die rücksichtslos ausgeleert wurden, so daß auf dem Boden ein Haufen entstand, wobei auch mehrere Tonkrüge zu Bruch gingen.

Die ganze Aktion dauerte kaum eine halbe Stunde, und als die Nachbarn davon Wind bekamen und neugierig und zumeist nur halb bekleidet nähertraten, war schon alles vorbei. Ihr Mitleid mit Madonna Maddalena hielt sich allerdings sehr in Grenzen, denn sie hatte in den letzten Wochen zu sehr mit ihren kostbaren Kleidern und ihrem teuren Schmuck angegeben.

Der gleiche Vorgang erfolgte zur gleichen Stunde auch bei dem Forlivieser Domherrn Francesco Maldente, der den Armen zweier stadtbekanntter Kurtisanen entrissen wurde.

Was war geschehen? Signora Marozia, die Zimmerwirtin der drei Studenten, hatte sich nach zwei Wochen wieder einmal herabgelassen, deren Zimmer zu reinigen, und dabei hatte sie unter der Matratze jene Urkunde gefunden, die eigentlich dem besoffenen Père Mélac gehörte, die dieser aber in der Kneipe verloren hatte. Ihr erster Gedanke war: dafür läßt sich sicher ein ansehnlicher Finderlohn erzielen! Sie versuchte, den Adressaten zu entziffern, aber dafür reichten ihre Lesekenntnisse nicht aus. Sie ging darum zu ihrem Pfarrer, aber der scheiterte genauso kläglich. Er nahm deshalb die Urkunde und suchte, in Begleitung von Signora Marozia, das benachbarte Johanneskloster in der 15. Stadtregion auf, aber der Abt war abwesend und der Prior lag mit einem Katarrh zu Bett, so daß niemand anzutreffen war, obwohl es eigentlich die Stunde der Non war. Schließlich fanden Signora Marozia, der Pfarrer und der Pförtner des Klosters den Bruder Prudentius in der Klosterschule, wo er gerade in Vertretung des Scholastikus einen der Schüler übers Knie legte. Der Bruder brach Bestrafung und Unterricht ab – "Freut euch nicht zu früh, morgen ist auch noch ein Tag für die Rute!" – und las die Urkunde sorgfältig, wobei mit jeder Zeile eine immer größere Verwirrung in sein Gesicht geschrieben stand.

Der Zufall wollte es (oder wenn man es vorzieht: die göttliche Gerechtigkeit), daß kurz darauf Bruder Bernardus, der päpstliche Plumbator, zum Essen kam und seinen Freund, den *corrector litterarum apostolicarum* Celsus de Mellinis (ein hohes Tier in der Kanzlei, aber ein umgänglicher Herr), zur Mahlzeit mitbrachte, denn dessen Köchin lag mit Fieber zu Bett. Signora Marozia, der Pfarrer, der Pförtner und Bruder Prudentius zeigten ihm die Urkunde, und die Stirn des an sich gemütlichen Herrn verdüsterte sich auf der Stelle. "Wo habt ihr das her?", fragte er mit drohender Stimme und wurde sofort aufgeklärt. "Diese Urkunde ist eine Fälschung!" rief der Korrektor. "So etwas Dreistes habe ich noch nie erlebt; da müssen wir etwas unternehmen." Und augenblicks kam ihm die Angelegenheit von Pfingsten wieder in den Sinn, die dann im Sande verlaufen war. Doch dann fügte er versöhnlich hinzu: "Aber erst einmal wollen wir essen."

Während der Mahlzeit war ein junger Mönch, dem so ein zusätzlicher Fasttag geschenkt wurde, unterwegs zu Bartholomeus de Aprenis, dem Gouverneur

der Stadt Rom, den der Korrektor anschließend auch selbst aufsuchte und mit ihm den Fall besprach. Geschrieben war die Urkunde von *D. de Viterbio*, also Domenico Gentile, aber stellvertretend für Aloisius Becchetti, einen jungen und unerfahrenen Schreiber, der erst vor kurzem sein Amt gekauft hatte. Der junge Schreiber wurde herbeigerufen und gab, zitternd vor Angst, an, er erinnere sich, daß Domenico die Urkunde, die eigentlich ihm ausgeteilt worden war, unbedingt habe schreiben wollen. "Das ist doch nicht verboten, er ist doch auch Schreiber", rief der junge Mann voller Panik, und die beiden älteren Herren bestätigten ihm, daß er nichts Unrechtes getan habe. Daraufhin wurde er entlassen, aber mit dem Hinweis: "Halte dich zu unserer Verfügung." Ergänzende Recherchen erhärteten den Verdacht gegen Domenico; auch wurde im Schreibpult des Lorenzo Signoretto die Urkunde gefunden, die er im Register hatte suchen sollen. Und das Weitere kennen wir schon.

Rom, im päpstlichen Palast und in der Engelsburg, 6. September (*octavo idus Septembris*) 1489

Wenige Stunden später saß seine Heiligkeit, Papst Innozenz VIII., beim Frühstück und ahnte noch nichts von dem Sturm, der binnen kurzem auch über ihn hereinbrechen sollte. Er hatte gut geschlafen, ohne verstörende Alpträume, und er hatte in der Nacht nicht einmal aufstehen müssen, um *ad secretiora* zu gehen. Seine Tochter war gekommen, und sie hatte ihre kleine Tochter Battistina mitgebracht, mithin die Enkelin des Papstes. Dieser betrachtete das Kind mit Wohlgefallen: die Kleine versprach ebenso reizend zu werden wie die Mutter, wenn auch ihre Wangenknochen etwas zu breit waren (wohl das Erbe ihres grobschlächtigen Vaters), aber ihr Lächeln ließ jedermann das Herz schmelzen, mithin auch das apostolische. Und wer will einem Papst den großväterlichen Stolz verdenken? Und war der Papst nicht ohnehin der Vater aller Gläubigen, auch wenn das theologisch ein bißchen anders gemeint war?

Wenige Minuten später kam der Gehilfe des Bullators und kniete vor dem Papst nieder, um ihm die *per cameram* expedierten Urkunden zu präsentieren, damit dieser sie segnete und so in Kraft setzte*. Der Papst schlug sein Kreuzzeichen, die kleine Enkelin tapste heran und nahm eine Bleibulle in den Mund, spie sie aber sofort wieder, weil sie so einen häßlichen Geschmack hatte. Beide, Papst und Bullator, mußten lachen, und weil der Papst so ausnehmend guter Laune war, schenkte er dem Bullator einen Goldgulden. Der Bullator nahm ihn mit einer tiefen Verbeugung entgegen, raffte die Urkunden zusammen und verließ den Raum.

Da entstand ein Lärm im Vorzimmer. Der Datar war gekommen und mit dem Bullator zusammengestoßen, wobei die Urkunden klappernd zu Boden fielen, was beide mit einer unschönen Bemerkung kommentierten. Der Datar stürmte ins Zimmer, vergaß sogar die schuldige Reverenz vor dem Papst und berichtete atemlos, was in der Nacht geschehen war. Der Papst war fassungslos, wollte es zuerst nicht glauben, lief dann kreuz und quer durch das Zimmer, brach schließlich in Tränen aus und sank mit einem Weinkrampf auf den Fußboden. Der Kammerdiener hob ihn auf und setzte ihn auf seinen Sessel. Der Papst fragte zitternd: "Ist das wirklich wahr?", und der Datar erwiderte: "Ja, es besteht kein Zweifel" und berichtete noch einmal die ganze Angelegenheit. "Ihr dürft ihn auf keinen Fall begnadigen!" fügte er eindringlich hinzu, "Auf keinen Fall, sonst

nimmt Euch niemand mehr ernst!" – "Das tut doch ohnehin keiner", murmelte der Papst und hielt sich schluchzend die Hände vors Gesicht.

Die Hoffnung des Papstes, alles könne nur ein Irrtum oder ein besonders bösar-tiger Scherz sein, erfüllte sich nicht. Noch in der Nacht hatten die Verhöre der beiden Festgenommenen begonnen. Domenico gestand zwar sofort die Fälschun-gen ein. Etwas anderes blieb ihm angesichts des Beweismaterials, das man bei ihm zu Hause gefunden hatte, auch gar nicht übrig. Dann aber drohte er den In-quisitoren: "Mein Vater ist Leibarzt des Papstes; er wird dafür sorgen, daß ich begnadigt werde, und dann seid ihr dran!" Und danach sagte er nichts mehr. Und als einer der Knechte ihn am Arm faßte, um diesen umzudrehn, stieß er einen derartig lauten Schrei aus, daß der Knecht ihn erschrocken losließ.

Das Verhör des Francesco Maldente, das gleichzeitig im Nebenraum be-gann, dauerte länger. Zuerst leugnete er alles und erklärte, er sei Kleriker, wer ihn angreife, ver falle der Exkommunikation. Darauf brach der Inquisitor in schal-lendes Gelächter aus und rief: "Du bist selbst exkommuniziert: du hast päpstliche Urkunden gefälscht!" Aber Francesco blieb dabei, er habe nichts gewußt, nichts gehört, nichts gesehen. Darauf sagte der Inquisitor mit leiser Stimme: "Wir haben Methoden, um dich zum Reden zu bringen, du Schönling." Im selben Moment ertönte im Nebenzimmer der Schrei des Domenico. Daraufhin brach Francesco zusammen und wimmerte nur noch vor sich hin.

Wenige Minuten später betrat der Bischof von Cesena den Raum. Der Gou-verneur von Rom, Bartholomeus de Aprenis, der von Amts wegen für die Verbre-chensbekämpfung zuständig war und die Verhaftung der beiden veranlaßt hatte, hatte ihn noch in der Nacht herbeigeholt und über den Vorgang informiert, da ja Kleriker involviert waren. Der Bischof war der *auditor camere*, also der Oberrich-ter der apostolischen Kammer. Francesco war ihm einmal auf einer Abendge-sellschaft des Baptista da Spello begegnet, der ja in der Kammer tätig war.

Der Bischof war zwar Jurist, aber trotzdem ein freundlicher älterer Herr, so daß Francesco Hoffnung schöpfte, er würde ihn weniger rüde behandeln. Und so kam es auch: der Bischof schickte den Inquisitor hinaus und sprach begütigend auf den Deliquenten ein: "Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Der Herr Papst ist ein sanftmütiger Hirte, der seine Schafe in Milde weidet. Einen Fehler begeht jeder einmal" usw. usw. Francesco sah ihn mit tränenverhangenen Augen an. "Aber du mußt auch selbst dazu beitragen, daß du aus dieser Sache wieder herauskommst", fuhr der Bischof fort, "indem du alles erzählst, was ge-schehen ist. Ich weiß ja, du bist nur so hineingeschlittert, und wenn man einmal ja gesagt hat, ist es schwer, wieder loszukommen."

Da gab es für Francesco Maldente kein Halten mehr, und er berichtete, wie alles angefangen hatte und wie sie vorgegangen waren und wie sie im Laufe der Zeit immer kühner geworden waren. "Siehst du", sagte der Bischof, "jetzt hast du dein Gewissen erleichtert. Der Herr Papst, der dich ja kennt und weiß, daß du im Grunde ein anständiger Mensch bist, hat nichts anderes von dir erwartet. Und er hat mir noch einen Auftrag erteilt: er wird dich nicht nur begnadigen, sondern dir sogar noch die Stelle eines Abbreviators schenken, wenn du jetzt alle, aber auch wirklich alle mit Namen nennst, die an der Sache beteiligt sind."

"Und dieser Idiot* glaubte das", fuhr der päpstliche Zermonienmeister Johannes Burchard fort, als er später seinen Freunden beim Wein die Geschichte erzählte, "und nannte tatsächlich alle Namen. Genutzt hat es ihm natürlich nichts."

So nannte also Francesco Maldente in der Hoffnung, den Kronzeugen spielen zu können, alle Namen: neben Domenico Gentile auch Lorenzo Signoretto aus der Kanzleiregistratur, Bartolomeo Budello aus der Pönitentiarie und schließlich Battista da Spello aus der Kammer. Bei diesem Namen zuckte der Bischof zusammen – sogar jemand aus seiner eigenen Behörde, das hatte er nicht erwartet. Dann nannte Francesco noch einen Konrad, aber wie er weiter heiße und wo er tätig sei, wisse er nicht, beteuerte er unter Tränen. Der Bischof rief seinen Gehilfen herein, diktierte ihm schnell ein Protokoll der Vernehmung, das Francesco mit zitternder Hand unterschrieb, und verließ dann ohne ein weiteres Wort den Raum.

Eine Stunde später entstand ein Lärm vor der Zelle, und Maldente erkannte die Stimmen der drei Komplizen, die er genannt hatte. "Das Schwein hat uns verraten!" brüllte Lorenzo Signoretto, "aber er wird genauso brennen wie wir." Und da beschlich den eleganten Domherrn zum ersten Mal die Ahnung, daß man ihn hereingelegt hatte, und die Angst schnürte ihm erneut die Kehle zu.

Rom, in der Stadt und im päpstlichen Palast, 6. September (*octavo idus Septembris*) 1489, am späteren Vormittag

Als die Stadtwache mit ihrem Gefangenen abgezogen war, war Maria Maddalena erst einmal wie betäubt. Dann begann ihr zu dämmern, worum es eigentlich ging. Zwar war ihr aufgefallen, daß Domenico in letzter Zeit gut bei Kasse war und ihr großzügig Geld gab, wenn sie ihn darum bat. Aber die Quelle war ihr verborgen geblieben. Dann fiel ihr ein, daß er sich öfter in seinem Zimmer eingeschlossen hatte – "Ich will auf keinen Fall gestört werden" – und daß sie hinten im Schrank eine Tintenflasche entdeckt hatte, die sie nicht kannte. Hätte sie ihn doch danach gefragt, aber nun war es zu spät. Als sie sich einigermaßen berappelt hatte, lief sie zu ihrem Pfarrer, aber der machte nicht auf. Dann schickte sie Domenico iunior zum Reskribendar, aber er wurde nicht vorgelassen; Herr de Suno liege nach einem Herzanfall krank zu Bett und dürfe auf keinen Fall aufgeregt werden.

Was konnte sie noch tun? Sie lief zum Kardinal della Rovere, wurde aber hochkant hinausgeworfen. Sie lief zum Kardinal Sforza, der sie empfing, als sie rief: "Seid Ihr auch so hartherzig wie der Rovere?" Das interessierte den Kardinal von Mailand; vielleicht ergab sich hier eine Möglichkeit, dem verhaßten Kollegen eins auszuwischen. Sie trug unter Geschrei und Tränen ihr Anliegen vor, und der Kardinal sagte: "Mach dir keine Sorgen, ich gehe sofort zum Papst."

Und das tat er auch und erzählte unterwegs jedermann, daß ein Schreiber entführt worden sei und man ihm helfen müsse. Im Vorzimmer des Papstes erfuhr er dann die Wahrheit und stand ratlos mit vielen anderen herum. Trotzdem war er sicher, daß Innozenz Milde walten lassen würde – wie bisher jedesmal. Immer mehr Leute trafen ein, baten um Audienz und warteten darauf, vorgelassen zu werden. Armer Papst!

Rom, 6. September (*octavo idus Septembris*) 1489, um die Mittagsstunde

Während sich vor den Gemächern des Papstes bereits die Prozession der Bittsteller formierte, wußte Dr. Gentile, der Vater des Domenico und Leibarzt des Papstes, von alledem noch nichts. Der Arzt hatte gerade einen Patienten in der Gegend hinter dem Lateran besucht und war auf dem Weg nach Hause. Dabei

kam er auch beim Pasquino* vorbei, wo nicht nur die boshafte Sprüche über den Papst und die Kardinäle angeheftet, sondern auch Wetten verkauft wurden. Man konnte auf alles wetten; auch auf Ereignisse, von denen noch niemand Genaueres wußte. Ein Dauerbrenner war die Wette auf die Gesundheit des Papstes, aber die Quoten dieser Wetten waren niedrig – und dabei habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden, dachte Dr. Gentile grimmig.

Aber dann fiel ihm eine neue Wette auf: wird er sie begnadigen? Der Arzt fragte nach, und auf diese unschöne Weise erfuhr er, daß sein eigener Sohn als Urkundenfälscher verhaftet worden sei. Sollte das wahr sein? Nun ja, Domenico – und vor allem seine Schwiegertochter – hatten in letzter Zeit sehr mit Geld um sich geworfen. Aber trotzdem mochte er es nicht glauben. Er lief sofort zum apostolischen Palast. Die Art und Weise, wie man ihn dort ansah, gab ihm zu verstehen, daß das Gerücht zutraf, und ihm wurde sofort klar, was das für seinen Sohn bedeuten mußte.

Er kam zur Türe des Privatgemachs. Der Türhüter, sonst ein arroganter Pinsel, der jedesmal versuchte, die Hand aufzuhalten, ließ ihn beflissen passieren, und auch die anderen Prälaten und sogar Kardinäle wichen schnell zur Seite. Er trat in das Zimmer und fiel sofort dem Papst weinend und schluchzend zu Füßen.

Wir wissen nicht, wie das Gespräch verlief. Keine Quelle berichtet davon, ob Innozenz versuchte, den zitternden alten Mann aufzuheben; ob dieser in seiner Verzweiflung dem Papst Undankbarkeit vorwarf – "Rette ihn, wie ich dich damals gerettet habe, als du vor fünf Jahren so krank warst!" –; ob der Papst umgekehrt dem Sohn Undankbarkeit vorwarf; ob das Gespräch eskalierte – "Ich hätte dich damals sterben lassen sollen" –; oder ob sich der Vater einsichtig zeigte; ob der Papst sich schließlich doch erweichen ließ und die Begnadigung zusagte; oder ob wieder einmal der Kardinal della Rovere zur Unzeit ins Zimmer stürmte und den Papst zur Härte aufforderte. All das wissen wir nicht; aber wir wissen, daß Innozenz nicht nachgab und der Vater verzweifelt von ihm schied.

Am nächsten Tag kam der Vater wieder, aber er konnte auch diesmal den Papst nicht erweichen. Und am nächsten Tag kam er noch einmal, und dann noch einmal ...; aber jetzt wurde er gar nicht erst vorgelassen.

Und damit nahm die Härte der Gerechtigkeit ihren Lauf.

Rom, im Palazzo der Vizekanzlers, 13. September (*idibus Septembris*) 1489

An diesem Sonntag blieb die Kanzlei selbstverständlich geschlossen, aber obwohl Sonntag war, hatte der hochhehrwürdige Herr Kardinalvizekanzler sämtliche Reskribendare und Komputatoren der letzten vier Jahre für die 9. Stunde vor sich zitiert, um ihnen eine Standpauke zu halten. Und so machten sich die ehrwürdigen Herrn Skriptoren* – 6 Spanier, 1 Portugiese, 4 Franzosen und 11 Italiener – auf, um vor ihrem Herrn und Meister zu erscheinen. Als letzter kam, schwer atmend und mit hochrotem Gesicht, der amtierende Reskribendar Franciscus de Suno angekeucht.

Der Vizekanzler ließ sie erst einmal eine Stunde warten, rauschte dann ins Gemach und donnerte sie an: "Wie konnte so etwas geschehen? Ist euch denn nichts an den Urkunden aufgefallen? Seht ihr nicht, was für ein Einnahmeverlust der Kanzlei dadurch entstanden ist?" Die Herren in der hinteren Reihe sahen sich irritiert an, und wenn sie sich getraut hätten, hätten sie sich zugeflüstert: "Also das interessiert ihn! Daß es sich um Fälschungen handelt, ist ihm offenbar gar nicht so wichtig." Das sagten sie aber nicht, sondern Franciscus de Suno als am-

tierender Reskribendar erklärte: "Den Urkunden war nichts anzusehen; sie trugen alle Kontrollvermerke. Und wie hätten sie uns auffallen sollen, da sie doch ein echter Schreiber geschrieben hat?"

Der Vizekanzler fing an zu schnauben und trat auf den Reskribendar zu, um ihm den Kopf zu waschen ob solcher Unverschämtheit. Aber dazu kam es nicht mehr, denn Franciscus de Suno wurde erst noch röter im Gesicht, faßte sich dann ans Herz und fiel plötzlich zu Boden, ehe noch jemand bemerkte, was vorging, und ihn auffangen konnte. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gesetzt*. Der Vizekanzler erstarrte zuerst; dann drehte er sich um und verließ den Raum. Mit Toten wollte er nichts zu tun haben*. Antonius de Mucciarellis, der den Verstorbenen in den letzten Wochen schon öfter vertreten hatte, drückte ihm die Augen zu und begann die Sterbegebete zu intonieren.

Sogleich wurde auch ein Diener losgeschickt, um den Zeremonienmeister zu benachrichtigen, damit dieser das Begräbnis vorbereiten konnte. Auch der Datar mußte informiert werden, denn durch seinen plötzlichen Tod waren auch de Sunos drei Stellen an der Kurie vakant geworden und konnten neu verkauft werden. Und zwar seine Stelle als Kanzleischreiber schon fünf Tage später an Pantaleon Cibò (einen noch ganz jungen Verwandten des Papstes), seine Stelle als *magister* des Kanzleiregisters an Leonellus Trottus. Seine Stelle als Abbreviator brachte dem Vizekanzler direkten Profit ein, denn sie gehörte zu den Stellen, die er selbst verkaufen durfte.

Rom, im Kloster des heiligen Johannes, 15. Oktober (*idibus Octobris*) 1489

Mit dem Schweigegebot während der Mahlzeiten nahm man es im Kloster des heiligen Johannes in der 15. römischen Stadtregion ohnehin nicht so genau. Besonders wenn der Abt abwesend war und der uralte Prior ihn vertrat. Bruder Mathias, der Lektor, trug die Tischlesung dann mit so eintöniger und schleppender Stimme vor, daß der alte Mann schon nach zwei Minuten einnickte. Bruder Mathias blätterte dann schnell zwei Seiten weiter und las nur noch die letzten Sätze des Textes.

An diesem 15. Oktober 1489 brauchte man jedoch kein Schweigegebot. Und selbst als Bruder Mathias wie gewohnt das Buch mit lautem Knall zuschlug, reagierte der Prior nicht und schüttelte weiterhin den Kopf, wie er es schon während der ganzen Lesung getan hatte. Und auch danach blieb es vollkommen still – so still, daß der jüngste der Klosterschüler leise zu weinen begann. Da faßte sich Bruder Prudentius ein Herz und rief mit lauter Stimme "Kyrie eleison", und die Gemeinschaft fiel ein "Kyrie eleison, Kyrie eleison, Christe eleison, Christe eleison, Christe eleison, Kyrie eleison, Kyrie eleison, Kyrie eleison". Der Prior, der nicht ganz verstand, was eigentlich vorging, begann aufs Geratewohl den 25. Psalm zu beten, und die Mönche fielen ein.

Aber beim 11. Vers stockte das Gebet *Ego autem in innocentia mea ingressus sum* (ich aber bin in meiner Unschuld eingetreten), denn das wirkte doch wohl nicht ganz passend, und außerdem war es die Devise des regierenden Papstes, für den sie auch nicht ganz passend war ... (Wir erinnern uns, wie der Papst vor fünf Jahren am 5. September darüber nachdachte.) Die Irritation war aber schnell vorbei, und nach dem Ende des Psalms begann man nun endlich zu essen, aber auch das stillschweigend. Es kam noch einmal zu einer kurzen Aufregung, als der jüngste Klosterschüler leise fragte: "Kommt er jetzt in die Hölle?" Aber Bruder Thomas rettete die Situation, indem er aus Psalm 32 zitierte: *Miseri-*

cordia domini plena est terra (die Erde ist voll vom Erbarmen des Herrn), was der Schüler aufatmend zur Kenntnis nahm. Daß der Scholastikus damit die Devise eines anderen Papstes aufgriff, Leos IX., der 400 Jahre früher gelebt hatte, war wohl niemandem bewußt.

Rom, 18. und 19. Oktober (*quintodecimo quartodecimoque kalendas Novembris*) 1489

Die Nacht vom 18. auf den 19. Oktober 1489 war wieder einmal so eine Nacht, in der in Rom niemand richtig schlafen konnte. Die jungen Klosterschüler und auch die Lehrlinge der römischen Handwerksbetriebe überlegten, wie sie sich eine oder zwei Stunden davonstehlen könnten, um das Ereignis (die Hinrichtung der beiden Hauptdelinquenten, die für den 19. Oktober angesetzt war) mitzuerleben. Dabei entstanden zwei Parteien: die einen wollten bei der Degradierung dabei sein, die anderen bei der eigentlichen Hinrichtung – beides zusammen war sicher nicht möglich, eine so lange Abwesenheit würde dann doch auffallen. "Man könnte von unten her Nägel in das Podest treiben, damit sie sich ihre bloßen Füße aufreißen. Das gibt einen zusätzlichen Spaß", schlug ein Metzgerlehrling vor. "Das ist gemein, das macht man nicht", widersprach der Gehilfe des Apothekers. (Die Florentiner Gassenbuben waren 1498 bei der Hinrichtung Savonarolas weniger zimperlich.) Allgemein beneidet wurde Martinus, der Uhrmacherlehrling*: er war Mitglied der *societas misericordiae*, jener Bruderschaft, die die zum Tode verurteilten Straftäter auf ihrem letzten Weg begleitete; er würde also die ganze Zeit dabei sein.

Auch die beiden Delinquenten schliefen schlecht, sofern sie überhaupt zum Schlafen kamen. Was sie träumten? Darüber zu spekulieren verbietet uns der Anstand.

Schlecht schlief auch seine Heiligkeit, Papst Innozenz VIII., aber das war ja eigentlich der Normalfall bei ihm. Hätte er die beiden nicht doch begnadigen sollen? Es war ja noch nicht zu spät, ja, er konnte selbst dem Henker noch eine Pardonierung der Täter gestatten, dafür gab es Präzedenzfälle. Immerhin hatte er daran gedacht, sie von der Exkommunikation loszusprechen, so daß sie mit reiner Seele in die Ewigkeit eingehen konnten, wenn sie die Strafe nur demütig annahmen. Nur: dann könnte er sie ja eigentlich auch begnadigen.

Aber nun kamen ihm wieder die Bemerkungen in den Sinn, die hinter seinem Rücken gemacht wurden (im Flüsterton, aber doch – absichtlich? – laut genug, daß er sie hören konnte): er ist halt zu weich, niemand nimmt ihn wirklich ernst, warum ist er überhaupt gewählt worden ... Der Kardinal della Rovere würde ihm eine Gardinenpredigt halten, der Vizekanzler anzüglich grinsen, und die Spottverse am Pasquino wollte er sich gar nicht vorstellen. So wanderte sein Geist weg von dem eigentlichen Problem und floß hinüber in Verzagtheit und Selbstmitleid, bis er schließlich doch einschlief. Als er dann am Morgen relativ spät erwachte, war der erste Akt der Justizhandlung schon geschehen.

Rom, Petersplatz, später Campo de' Fiori, 19. Oktober (*quartodecimo kalendas Novembris*) 1489

Der Uhrmacherlehrling Martinus war sehr stolz gewesen, als man ihn in die *societas misericordiae* aufgenommen hatte, aber jetzt, als es zum ersten Mal ernst

wurde und sie tatsächlich zwei Straftäter auf ihrem Weg zur Hinrichtung begleiten und durch Gebet und Trost unterstützen sollten, wurden ihm die Knie doch etwas weich. Daß es etlichen wesentlich älteren Mitgliedern genauso ging, erfuhr er erst später, als sie ihn lobten: "Du hast dich gut gehalten, für das erste Mal." Martinus nahm also sein Gewand und lief zum Gefängnis des Scharfrichters, wo die übrigen Mitglieder der Bruderschaft teils schon anwesend waren, teils allmählich ankamen und sich in Prozessionsordnung aufstellten.

Währenddessen wurde den beiden Schuldigen, Domenico Gentile aus Viterbo und Francesco Maldente aus Forlì, die am Vorabend aus der Engelsburg dorthin gebracht worden waren, durch die beiden Richter, Petrus de Vincentia, Bischof von Cesena, als *auditor camerae* und Bartholomeus de Aprenis als Gouverneur von Rom, förmlich das Urteil eröffnet. Danach wurde eine heilige Messe gelesen, in der beide die Kommunion empfangen; der Papst hatte sie ja von der Exkommunikation losgesprochen, der sie als Fälscher päpstlicher Urkunden automatisch und von Rechts wegen verfallen waren.

Anschließend wurden sie zum Petersplatz gebracht. Dort war eine Bühne aufgebaut, auf die die beiden geführt wurden. Francesco Maldente wurde mit priesterlichen Gewändern bekleidet und erhielt Kelch und Patene in die Hand. Diese wurden ihm dann vom Bischof von Cesena Stück für Stück weggenommen: das war der Ritus der Ausstoßung aus dem Klerikerstand (man kennt den Vorgang von der Hinrichtung des Johannes Hus in Konstanz). Auch Domenico Gentile wurde aus dem Klerikerstand ausgestoßen.

Danach wurden sie gefesselt und auf den Henkerskarren gesetzt. Auf diesem Karren war zwischen zwei Stöcken eine Schnur gespannt, an der vier der gefälschten Urkunden aufgehängt waren. So sollten die Zuschauer sehen, wessen sich die Delinquenten schuldig gemacht hatten; die Urkunden würden später zusammen mit den Tätern verbrannt werden.

Der Karren fuhr nun, flankiert von der *societas misericordiae*, zurück zur Engelsburg, über die Engelsbrücke und dann durch die Stadt zum Campo de' Fiori, dem üblichen römischen Hinrichtungsplatz, wo schon eine größere Anzahl Zuschauer warteten. Dort war eine hölzerne Hütte aufgebaut, in der die beiden Täter verbrannt werden sollten. Der Henker band sie in der Hütte fest, aber bevor er das Feuer anlegte, ging er noch einmal hinein und erdrosselte sie. Das war so üblich. Das Erdrosseln zu unterlassen – wie ein halbes Jahrhundert zuvor bei Jeanne d'Arc –, galt als besondere Grausamkeit. Allerdings konnten die Delinquenten bis zum letzten Augenblick nicht wissen, ob ihnen diese Gnade erwiesen würde. Während die Hütte prasselnd in Flammen aufging, intonierte die *societas misericordiae* die Bußpsalmen, konnte sich aber nur schwer gegen die johlende Zuschauermenge durchsetzen, von der nur wenige in die Psalmen mit einstimmten.

Rom, Campo de' Fiori, 20. Oktober (*terciodecimo kalendas Novembris*) 1489

Das Feuer brannte die ganze Nacht.

Im Morgengrauen kam der Gehilfe des Scharfrichters, um Ordnung zu machen. Er hatte eigens ein Gefäß mitgebracht, um die Asche der Opfer einzusammeln. Solche Souvenirs erbrachten einen guten Preis, und so üppig war der Lohn nicht, den ihm sein Chef zahlte. Aber ihm war schon jemand zugekommen. Enttäuscht machte er sich an die Arbeit, aber da entdeckte er zwischen den verkohlten Balken ein angebräuntes Stück Pergament, das von einer der Urkun-

den übriggeblieben war, die mit verbrannt worden waren. Das sammelte er sorgfältig ein, denn es gab Leute, die glaubten, der Besitz einer solchen Reliquie schütze einen Fälscher vor der Entlarvung ...

Rom, im apostolischen Palast, 26. Oktober (*septimo kalendas Novembris*) 1489

Während all dies geschah, bangten die übrigen Mitglieder des kriminellen Netzwerkes ihrem eigenen Prozeß entgegen, der aber mit viel weniger Energie betrieben wurde. Am besten traf es Lorenzo Signoretto. Weil er als letzter dazugestoßen war und eigentlich gar nicht richtig dazugehört hatte und auch noch so jung war, faßten sich seine Vorgesetzten, die drei *magistri* des Kanzleiregisters, Georgius Policarpus, Iacobus du Breucquet und der Nachfolger des Franciscus de Suno, Leonellus Trottus, ein Herz und gingen gemeinsam zum Gefängnisaufseher: der Arbeitsanfall in der Registratur sei derzeit so groß, daß sie nicht länger auf ihren Mitarbeiter verzichten könnten. Sie würden ihn in der Registratur einsperren und sich dafür verbürgen, daß er nicht fliehen werde. "Es sind schon Leute aus der Engelsburg entkommen", brummte der Aufseher und dachte an Nicolaus de Ciciliano, dem das 1434 gelungen war; das war zwar schon über fünfzig Jahre her, aber man sprach immer noch darüber.

Doch dann stimmte er zu und ließ den jungen Mann holen. Die drei *magistri* führten ihn zum päpstlichen Palast, wo neben der apostolischen Kammer die Räume der Registratur untergebracht waren, aber sie gingen nicht dorthin, sondern geradewegs zum Papst. Lorenzo fiel ihm sofort zu Füßen und schluchzte so herzerreißend, daß Innozenz selbst vor lauter Mitleid zu weinen anfing.

Als er dann wieder klar sehen und die Gestalt vor ihm näher betrachten konnte, die gerade in diesem Augenblick in einem Anflug von Hoffnung den Kopf hob und ihn anschaute, da wurde Innozenz klar: einen so schönen, so klassischen Körper durfte man nicht dem Henker überlassen. Vielleicht konnte er ihn in seine persönliche Dienerschaft aufnehmen, etwa ins kleine Tinellum (die "Privatküche" des Papstes). Er würde ihm und seinen auserlesenen Gästen mit unvergleichlicher Eleganz die Mahlzeiten servieren. Man könnte ihn als Türke kleiden; das wäre ein zusätzlicher Effekt und derzeit ja groß in Mode.

Aber dann erinnerte sich Innozenz an die unschönen Gerüchte, die es seinerzeit wegen Sixtus IV. und dem Kardinal Giuliano gegeben hatte. Wenn ein Kardinal vor aller Augen im öffentlichen Konsistorium dem Papst eine Szene machte, mit Schreien, Jammern und Tränenausbrüchen, und trotzdem Kardinal blieb: mußte dann nicht zwischen ihm und dem Papst ein Verhältnis bestehen, das über die Beziehung zwischen Onkel und Nefte weit hinausging? Also sagte Innozenz zu Lorenzo Signoretto: "Ich begnadige dich, aber hier an der Kurie kannst du nicht bleiben. Ich schicke ... – nein: ich verbanne dich nach Neapel; dort werden meine alten Jugendfreunde sich um dich kümmern. Die Gegend ist wunderschön, sie wird dir gefallen. Hast du schon einmal den Vesuv gesehen? Und die Leute reden auch viel angenehmer als hier in Rom. Ach, wäre ich doch nie von dort weggegangen!" Und so gelang es Innozenz wieder einmal, vor allem sich selbst zu bemitleiden.

Wie erging es den anderen Mitgliedern des Netzwerkes? Wir wissen es nicht genau, aber es ist doch so gut wie sicher, daß der Papst auch sie begnadigte, denn ihre Schuld war zwar größer als die Signoretto's, aber doch deutlich geringer als die der beiden Haupttäter. Selbstverständlich verloren sie ihre Kurienäm-

ter, und das war, da sie diese Posten ja gekauft hatten, eine Geldstrafe in beträchtlicher Höhe (nach heutiger Währung mindestens eine fünfstellige Summe). Vielleicht wurde ihnen auch eine Bußwallfahrt auferlegt; wir können sie uns also auf dem Weg zum Monte Gargano oder nach Santiago de Compostela vorstellen – doch eher Monte Gargano, denn Santiago war im späten 15. Jahrhundert außerhalb Spaniens schon etwas aus der Mode.

Für Battista da Spello wissen wir, daß er es schaffte, weiterhin als Kammernotar zu arbeiten, und daß er zehn Jahre später in seine Heimatstadt zurückkehrte und dort schließlich doch noch ein gutes Andenken hinterließ, bis auf den heutigen Tag. Er war ein gebildeter Mann, der sich gräzisiert "Yspellas" nannte, und so steht es auch auf seinem Grabstein: *D(eo) O(ptimo) M(aximo) BAPTISTA HYSPELLAS AP(ostolice) CAMERE SCRIBA ... HIC VIR FVIT CVRIOSVS*, wobei wir überlegen können, ob *vir curiosus* hier einen wißbegierigen Mann bezeichnen soll oder einfach nur ein Mitglied der Kurie.

Die Familie Gentiles blieb unbehelligt, von der Schande einmal abgesehen, und die wog schwer genug. Der Vater starb zwar noch im selben Winter, und Maria Maddalena befand es für gut, in einen anderen Stadtteil umzuziehen. Aber 1509 ist ein *D. de Viterbio* als Sollizitator tätig, den ich mir gerne als den Sohn des unglücklichen Fälschers vorstelle.

Rom, im apostolischen Palast, im Januar (*mense Ianuario*) 1492

Mittlerweile waren seit jenem schrecklichen Herbst fast zweieinhalb Jahre vergangen. Die *causa* Gentile/Maldente hatte die Römer ungeheuer aufgeregt, wie das bei spektakulären Skandalen immer der Fall ist. Aber die Stadt vergaß schnell und wandte sich anderen Affairen zu.

Weniger schnell vergaß Papst Innozenz VIII. die Vorgänge. Hätte er die beiden nicht doch begnadigen sollen? Oder hätte er umgekehrt nicht auch mit den anderen Mitgliedern der Bande streng und unnachsichtig verfahren sollen? War es nicht ungerecht, die einen zu bestrafen und die anderen laufen zu lassen? Der Kardinal della Rovere hatte ihn für seine feste Haltung überschwänglich gelobt. Aber doch so, daß er zu sagen schien: siehst du, es war gut, daß du meinen Ratschlägen gefolgt bist!

Außerdem hatte die Sache für ihn ganz persönlich eine unangenehme Folge: er hatte seinen bewährten Leibarzt verloren, der ihn jahrelang durch alle Fährnisse seiner schwachen Gesundheit gelotst hatte. Ihn vermißte er von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat mehr. Und die Nichte, die ihm neapolitanische Liebeslieder vorgesungen hatte, kam natürlich auch nicht mehr. Im September 1490 war er wieder so krank, daß man ihn am 26. sogar schon totgesagt hatte. Aber am 28. war er wieder gesund und erklärte feixend: "Ich werde noch alle Kardinäle überleben!" Das war zu voreilig, wie er sich jetzt eingestehen mußte.

Innozenz hatte im Herbst sein achttes Pontifikatsjahr begonnen, und er ahnte, daß dies sein letztes werden würde. Er war der achte Papst seines Namens; hieß das auch, daß er nur acht Jahre regieren sollte? Das war natürlich Unsinn, finsterster Aberglaube, sagte er sich sofort, mit einem Gedanken an seine Vorgänger Pius II., Paul II., Eugen IV. und Sixtus IV., die alle viel länger auf dem Thron saßen als zwei oder vier Jahre. Oder war doch etwas daran, daß man sich durch einen Pakt mit dem Teufel* auf zwölf Jahre die Tiara sichern konnte? Nein, dann wollte er lieber jetzt sterben, und außerdem: sein Teufel saß ihn Neapel und hieß König Ferrante.

Aber die Sprüche am Pasquino, die ihm regelmäßig hinterbracht wurden, sahen das alles anders. Konnte es sein, daß sich die Bevölkerung nach einem neuen Papst sehnte, der energischer war als er?

Jedenfalls hatte sich seine Hoffnung, durch das konsequente Verfahren in der *causa* Gentile mehr Autorität zu gewinnen, mehr respektiert zu werden, nicht erfüllt. Im Gegenteil: im Konsistorium kam es immer häufiger zu lautstarkem Streit zwischen dem Kardinal della Rovere und dem Kardinal Sforza. Ein Mal war es so schlimm, daß er mit erhobener Stimme hatte rufen müssen: "Schluß jetzt! Setzt euch beide wieder hin und haltet den Mund!" (So etwas war seit Martin V. nicht mehr vorgekommen.) Und beim Hinsetzen hatte der Rovere noch drohend gezischt: "Wenn ich erst Papst bin ..." Oder war das der Sforza gewesen? Er konnte sich nicht mehr genau erinnern.

In diesem Winter entwickelte er die Obsession, sich sein Grabmal vorzustellen. Würde sich überhaupt jemand finden, der ihm ein Grabmal setzte? Wie sollte es aussehen? Sollte er sich als mächtigen Stellvertreter Gottes auf Erden darstellen lassen, der mit großer Geste Befehle erteilte, Gnaden austreute und mit dem Fuß Ketzer zertrat? Oder vielleicht doch lieber als friedlich daliegenden demütigen Sünder, der der Auferstehung entgegenschlief? Oder beides? Das war ja durchaus in Mode. Aber wie sollte das Ganze angeordnet werden? Und natürlich waren allegorische Figuren unverzichtbar: Gerechtigkeit, Stärke, Kriegsruhm, Glaubenstreue, Hoffnung, Nächstenliebe, Mäßigung, Weitblick ... Der Liebe könnte man die Gesichtszüge seiner Tochter* geben. Ach ja, seine Tochter und seine Enkelin, das war doch wenigstens etwas Schönes in seinem Leben. Und über diesem tröstlichen Gedanken pflegte er einzuschlummern – bis ihn der Donnerschlag eines Wintergewitters aus dem Schlaf riß und verwirrt aufwachen ließ. Armer Papst! Armer Papst?

Tatsächlich vollendete Giovanni Battista Cibò sein achttes Pontifikatsjahr nicht mehr, sondern er starb, oder besser gesagt: er verlosch am 25. Juli 1492, einen Monat und vier Tage vor Beginn seines neunten Jahres. Wo Dante ihm wohl begegnet wäre? Vielleicht im Purgatorio bei den Säumigen? Oder doch im Inferno bei den Simonisten?

Rom, 25. August (*octavo kalendas Septembris*) 1492

Es war, als brauchte Rom ein stärkeres Mittel oder zumindest eine höhere Dosis. Als Innozenz VIII. verloschen war, ging ein fader, ein langweiliger, ein erbärmlicher Pontifikat zu Ende, dessen größter Aufreger ein Fall von Urkundenfälschung gewesen war, also ein im Grunde schäbiges und kleinkariertes Verbrechen. Der neue Pontifikat verlief eigentlich nicht viel anders, aber alles war mit stärkeren Farben und kräftigeren Strichen gemalt, im Guten wie vor allem im Bösen.

Innozenz hatte den Anstand besessen, Ende Juli zu sterben, also noch bevor die ganz große Hitze einsetzte. Am 6. August gingen die Kardinäle ins Konklave, am 11. August war die Abstimmung erfolgreich. Der neue Papst war der langjährige Kardinalvizekanzler Rodrigo Borgia. Der goldene Schlüssel, mit dem sich Battista Cibò vor acht Jahren die Tür geöffnet hatte, was nur ein Schlüsselchen gewesen im Vergleich zu dem Instrument, dessen sich der Spanier bediente. Giuliano della Rovere fiel auch diesmal hinten runter und entließ seinen Astrologen (zu Unrecht, wie sich 1503 zeigen sollte). Ascanio Maria Sforza sah sich als der Papstmacher und glaubte eine Weile lang, der Mann hinter dem Thron zu

sein; vorübergehend nannte man ihn den *archipapa*, den Überpapst, aber eben nur vorübergehend.

Die Wahl Alexanders VI. wurde zunächst allgemein begrüßt. Im Gegensatz zu dem stets kränklichen und sich selbst bemitleidenden Vorgänger war er ein gesunder Mann von nie versiegender Heiterkeit. Man erwartete von ihm Tatkraft. Die Inschriften der Triumphbögen am heutigen Krönungstag verglichen ihn mit Julius Cäsar und Alexander dem Großen. Tatkraft bewies er dann auch, allerdings vor allem im Beseitigen seiner Gegner und der Förderung seiner Verwandten; mit Kleinlichkeiten wie dem Fälschen von Urkunden gab man sich unter seiner Regierung nicht mehr ab. Doch halt! Ein solcher Vorgang ist auch überliefert, aber mit charakteristisch anderem Personal: am 14. September 1497 wurde der päpstliche Sekretär Bartholomeus Floridus verhaftet und in die Engelsburg gebracht, weil er politische Korrespondenz gefälscht haben sollte. Es ging allerdings das Gerücht um, der Papst habe sich auf diese Weise von Aussagen distanzieren wollen, die er sehr wohl in Auftrag gegeben hatte, die dann aber diplomatisch nicht mehr opportun waren. Zu einem Prozeß kam es indes nicht, denn der arme Sekretär starb zehn Monate später von selbst im Gefängnis.

Und Alexander VI. holte am 18. August 1503 der Teufel – wieder einmal mitten im Hochsommer.

Foligno, nach 1503

Jahre später saß Sigismondo dei Conti, seines Zeichens päpstlicher Sekretär und Skriptor der Kanzlei und damit Inhaber von Ämtern im Gesamtwert von ca. 6000 Dukaten (= 300 000 €), in Foligno in seinem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer und überlegte, wie er wohl die 17 Bände seiner "Chronik der römischen Ereignisse" zu Ende führen sollte. Das hatte er schon seit längerem tun wollen, aber er war bislang zu sehr mit seiner Stiftung eines Marienbildes für seine Heimatkirche beschäftigt gewesen. Das würde ihm Ruhm bei der Nachwelt und einen kräftigen Ablass im Jenseits einbringen – auch wenn man über die Ablässe jetzt mancherorts etwas kritischer zu denken begann. Als Maler seiner Madonna hatte er den berühmten Raffael engagieren können, worauf er mächtig stolz war. Weil auf diesem Gemälde auch er selbst in Lebensgröße abgebildet war, hatte er mehrmals Modell sitzen müssen; den Wunsch des Malers, dies knieend zu tun (so wie er dargestellt war), hatte er aber zurückgewiesen. Wie man das Bild wohl später nennen würde? "Madonna di Sigismondo" oder "Madonna dei Conti"? Oder vielleicht doch nur "Madonna di Foligno"?

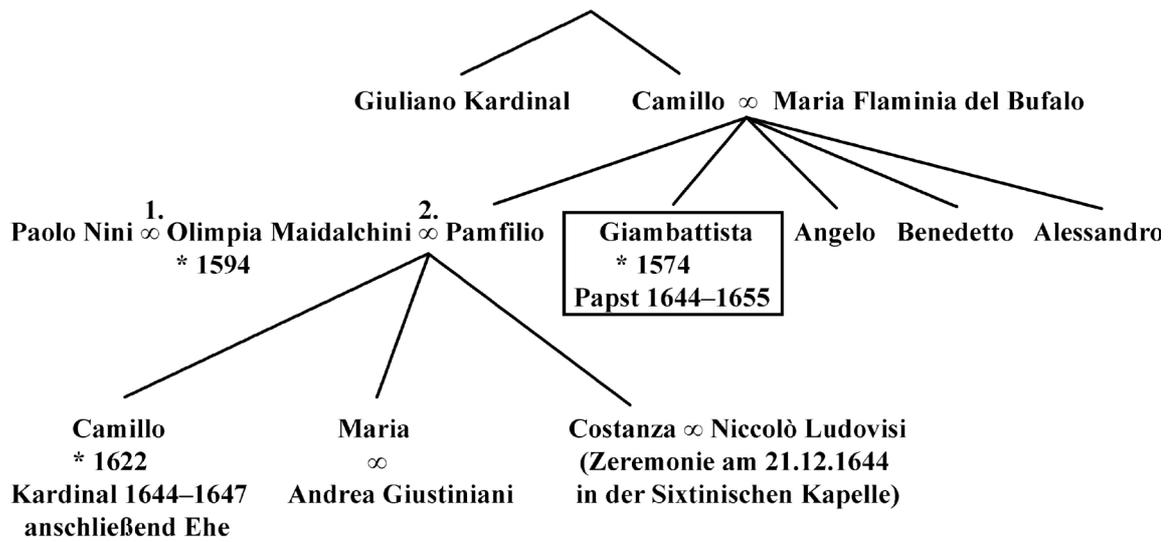
Wie dem auch sei, er wollte jetzt die Chronik zu Ende schreiben, und da gab es aus der Zeit Alexanders VI. ja so einiges zu berichten. Man mochte über diesen Papst sagen, was man wollte, aber Mut hatten die Borgia gehabt, und das beeindruckte nicht nur ihn, sondern eigentlich alle seine Zeitgenossen mehr als Frömmigkeit und Religion. Was für ein Waschlappen war im Vergleich dazu Innozenz VIII. gewesen! Fast jeden Verbrecher hatte er begnadigt, wenn dieser oder seine Verwandten nur weinerlich genug gebettelt hatten. Kein Wunder, daß damals in Rom alles drunter und drüber ging! Doch halt: dreimal hatte selbst Innozenz VIII. Rückgrat bewiesen, und einer dieser Fälle war derjenige des Domenico Gentile, des Urkundenfälschers und seiner Bande, und das, obwohl dessen Vater sein Leibarzt gewesen war und ihm tagelang in den Ohren lag. Das mußte Sigismondo unbedingt in seiner Chronik erwähnen.

III.

Die causa Francesco Mosca- bruni

**Ein Kriminalfall an der päpstlichen Kurie
aus dem italienischen Barock
des Jahres 1652**

zur Zeit Papst Innozenz' X.





Innozenz X.

Rom, Campo de' Fiori, Nacht vom 19. auf den 20. November (*duodecimo kalendas Decembris**) 1489, im 6. Pontifikatsjahr Papst Innozenz' VIII.

Das Feuer brannte die ganze Nacht.

Welches Feuer? Nun, das Feuer, mit dem durch den Scharfrichter am 19.11.1489 die Urkundenfälscher Domenico Gentile aus Viterbo und Francesco Maldente aus Forlì* verbrannt worden waren. Die beiden hatten ein förmliches kriminelles Netzwerk an der Kurie aufgezogen, um gegen Geld päpstliche Urkunden zu fälschen. Ihre Untaten waren aufgefliegen, und so war die Strafe der Verbrennung die unvermeidliche Folge ge-

wesen. Papst Innozenz VIII. hatte sich standhaft geweigert, sie zu begnadigen: eine Konsequenz, die diesem schwachen *Pontifex maximus* eigentlich niemand zugetraut hatte. Würde er sich nicht – so spekulierten alle, die sich für die Delinquenten bei ihm einsetzten – daran erinnern, daß er selbst auf nicht ganz einwandfreie Weise den Stuhl Petri bestiegen hatte: denn was war die Bestechung der Wähler anderes gewesen als eine Fälschung? Aber der Papst war standhaft geblieben, aus welchen Gründen auch immer.

Die Gäste der Trattoria "zur gastlichen Kuh", die günstig am Hinrichtungsplatz, dem Campo de' Fiori, gelegen war, zogen sich bald nach dem Ereignis wieder ins Innere der Gaststätte zurück, wo die Wirtin, Madonna Vanozza Catanei, soeben ein frisch gebratenes Spanferkel hatte anschneiden lassen. Das Gespräch drehte sich noch eine Weile um das Spektakel. "Wieso ist der Papst diesmal so standhaft geblieben?" fragte der Sekretär und Kanzleischreiber Sigismondo dei Conti in die Runde, aber niemand reagierte darauf. "Sie haben nicht einmal geschrien", sagte ein anderer. – "Vielleicht hat sie der Henker vorher erdrosselt; das macht man doch heute so." – "Schade, daß man sie nicht an den Galgen gehängt hat; da sieht man wenigstens etwas, das abschreckt." – "Kein Wunder, daß niemand die Justiz fürchtet. Man müßte viel härter durchgreifen." – "Man traut sich ja nach Sonnenuntergang kaum noch auf die Straße." – "Wir brauchten eben einen energischen Papst, wie damals Paul II., der hat noch die Muskeln spielen lassen. Als Venezianer wußte er, wie man regiert. Aber heute dieser neapolitanische Schwächling! Es ist Zeit für einen Wechsel." – "Vielleicht erfüllt sich dein Wunsch ja bald. Der Papst ist, wie man hört, wieder einmal krank, und diesmal wird ihn sein Leibarzt nicht retten können." – "Wieso denn das? Dr. Gentile ist doch sehr tüchtig. Meine Tochter hat er auch vom Kindbettfieber geheilt." – "Ja weißt du denn nicht, daß er der Vater eines der beiden Verbrecher ist? Von so jemand würde ich mir keine Medizin bereiten lassen." – "Du hast recht. Das könnte sich leicht als Sukzessionswein* herausstellen."

So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her und wandte sich dann anderen Themen zu. Als aber ein junger Mann, der offenbar nicht mehr nüchtern war, ausrief: "Eigentlich ist es ungerecht, daß die zwei verbrannt wurden, während der Vizekanzler, der ja auch Urkunden fälscht, ungeschoren davon kommt", wurde es plötzlich ganz still in der Kneipe. Der Begleiter des jungen Mannes verlangte schnell die Rechnung und zog seinen Freund mit Anzeichen höchster Panik auf die Straße. "Was ist denn los? Habe ich etwas Falsches gesagt?" – "Ja weißt du denn nicht, daß die Wirtin die Exgeliebte des Vizekanzlers ist? Obwohl – so bedeutend bist du dann doch wieder nicht, daß sie sich deinetwegen bei ihm beschweren würde. Aber wir können uns in der Trattoria nie wieder blicken

lassen, es sei denn, du bist lebensmüde." – "Ja, ich bin müde. Ich könnte auf der Stelle einschlafen." – "Oh, man hat schon seine Last mit den jungen Leuten. Sie vertragen nichts mehr, aber mit dem Maul sind sie ganz vorneweg." Und damit zog er ihn in eine Seitengasse, so daß wir nicht wissen, wie das Gespräch weiterging.

Während dies geschah, hatten sich die Seelen der beiden Delinquenten bereits auf die Reise ins Jenseits gemacht. Etwa eine halbe Stunde nach dem körperlichen Tod – so war damals und noch lange Zeit später die volkstümliche Meinung – verließen sie den Leib und strebten der Ewigkeit zu. Wohin gingen sie? Hätte Dante zwei Jahrhunderte später gelebt, so hätte er uns verbindliche Auskunft erteilt, an welcher Stelle auf dem Berg der Läuterung wir sie suchen müßten, aber so wissen wir es nicht genau.

Die Schlacht zwischen Engeln und Teufeln, die – so wiederum die volkstümliche, aber auch die gelehrte Meinung – nach dem Tode eines jeden Menschen um dessen Seele entbrannte, war wohl nicht sehr heftig. Die Teufel waren düpiert, weil ihnen keine unbußfertigen Sünder ins Netz gegangen waren, und die beiden Schutzengel der Gestorbenen dürften recht kleinlaut geschaut haben: immerhin hatten sie weitgehend versagt, wenn auch nicht auf ganzer Linie, denn die beiden hatten ja am Schluß Reue gezeigt.

Ein Theologe und Kirchenrechtler würde uns belehren, daß sie keineswegs auf direktem Wege zum Himmel fuhren. Denn der Papst hatte sie zwar von der Exkommunikation gelöst – da war wieder der weiche, der nachgiebige Innozenz VIII. –, ihnen aber nicht etwa einen vollkommenen Ablass gewährt, so daß wir ihre Seelen mit hoher Sicherheit im Fegefeuer suchen müssen. Mit anderen Worten: die meisten von uns werden demnächst Gelegenheit haben, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Indes: die Vorstellungen vom Fegefeuer, vom Ablass und von der göttlichen Strafe im Jenseits begannen damals am Ende des 15. Jahrhunderts bereits zu verschwimmen. Der Glaube allein sei es, der selig macht, konnte man hören; die guten Werke, und damit auch die Ablässe, seien unwirksam.

Unerfreulich ging der Tag auch für die vier Klosterschüler aus dem Kloster des heiligen Johannes in der 15. römischen Stadtregion zu Ende, die sich entgegen dem ausdrücklichen Verbot des Schulmeisters heimlich aus dem Kloster gestohlen hatten, um an dem Ereignis teilzunehmen. Sie waren frustriert und verängstigt, als sie am Nachmittag nach Hause schlichen. Zum einen war kaum etwas zu sehen gewesen, denn der Henker hatte die beiden Täter im Innern einer hölzernen Hütte festgebunden, die er dann in Brand setzte. Und zum anderen war den jungen Leuten klar geworden, daß das kein unverbindliches Spiel war, das man jederzeit abbrechen und von vorne beginnen konnte – gewissermaßen durch einen Neustart –, sondern das hier war bitterer Ernst. Und außerdem hatten sie neben einigen römischen Bürgern gestanden, deren Kommentare nun wirklich nicht für die Ohren heranwachsender Kinder geeignet waren. Einer von ihnen hatte drastisch – und dabei lachend – beschrieben, wie es sich anfühlt, wenn die Flammen allmählich von den Füßen zu den Schenkeln emporsteigen, und dann immer weiter ...

Daraufhin waren die jungen Leute entsetzt geflohen. Auf dem Rückweg zum Kloster begegneten sie dem Schulmeister, der sie suchte – denn selbstverständlich war ihre Abwesenheit nicht unbemerkt geblieben, selbst in einem Kloster, in dem die Disziplin locker gehandhabt wurde, wie dem ihren. Bruder Thomas setzte schon zu einer donnernden Strafpredigt an, als er sie kommen sah. Aber dann

erkannte er, daß die Strafe bereits erfolgt war und daß sie statt dessen Trost und liebevolle Zuwendung benötigten. Sie waren halt doch noch sehr jung.

Auch im Kloster selbst sprach man beim Abendessen von dem Ereignis. Ein Mönch mittleren Alters meinte, die Konsequenz des Papstes werde für die nächsten zwanzig, ja zweihundert Jahre abschreckende Wirkung zeigen. Aber der uralte Prior, der immer beim Stundengebet und der Tischlesung einschlief und auch nicht besonders klug war, aber im Laufe seines Lebens viel gesehen hatte, meinte: "In zweihundert oder fünfhundert Jahren wird ebenso gefälscht werden wie heute, genauso wie vor fünfhundert Jahren gefälscht worden ist." – "Sofern in fünfhundert Jahren die Welt noch nicht untergegangen ist", replizierte der Bruder Archivarius, und die meisten anderen Mönche nickten zustimmend. "Wer weiß, ob es unser Kloster dann überhaupt noch gibt."

Der Archivar aber nahm sich vor, bei Gelegenheit die älteren Urkunden des Klosters einer kritischen Überprüfung zu unterziehen ... Gefälscht worden war nämlich auch schon früher, wenn es auch irgendwie zum regierenden Papst Innozenz VIII. paßte, daß ausgerechnet er Opfer einer solchen Attacke der bösen Mächte geworden war. Die geneigte Leserschaft wird deshalb gestatten, daß wir ganz kurz bei zwei älteren Päpsten ins Arbeitszimmer schauen.

Avignon, im päpstlichen Palast, im Arbeitszimmer des Papstes im ersten Stockwerk der Tour du Pape, 1335

"Das ist ja unglaublich!" polterte der Papst und schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß der Wein aus dem Krug herausgeschwappt wäre, wenn der Krug voll gewesen wäre, was indes bei Benedikt XII. nur selten lange der Fall war. "Das ist unglaublich!" rief er noch einmal mit so lauter Stimme, daß der Notar, der ihm Bericht erstattet hatte, erschrak und sich bekreuzigte. Eine solche Lautstärke war man aus den letzten Jahren Johannes' XXII., der immerhin neunzig Jahre alt geworden war, nicht mehr gewohnt. "Da müssen wir ja zur mündlichen Genehmigung zurückkehren. Aber wie sollen wir das alles schaffen? Wir haben mit der Reform der Mönchsorden so viel zu tun, und außerdem hat uns unser verewigter Vorgänger diesen verdammten Streit" – der Notar bekreuzigte sich erneut – "mit dem deutschen König, oder wie er sich jetzt nennt, römischen Kaiser hinterlassen. Wie sollen wir das denn alles schaffen?" Und er stand auf und lief mit schnellen Schritten ans Fenster und schaute hinaus auf die Baustelle des päpstlichen Palastes. Der massive Turm, mit dem er den Bau hatte beginnen lassen, war schon fertig. Allein er hatte bereits Unsummen verschlungen, aber so viel Sicherheit mußte sein: er wollte ja nicht enden wie Bonifaz VIII., den man in Anagni vor gerade einmal dreißig Jahren überfallen und gefangengenommen hatte. Das Arbeitszimmer des Papstes lag im ersten Stock, im Erdgeschoß das Wachlokal der Leibgarde, und vom Dach des Turmes aus hatte man freies Schußfeld auf eventuelle Angreifer.

Der Papst ging zum Tisch zurück und nahm eine der Suppliken, die der Notar mitgebracht hatte, in die Hand und sagte, nunmehr etwas ruhiger: "Na ja, diese kleinen Zettel sind ja auch wirklich leicht nachzumachen." – "Heiliger Vater," erwiderte der Notar, "das Problem sind nicht die Bittschriften, sondern daß niemand kontrollieren kann, ob sie echt oder gefälscht sind. Und Ihr werdet Euch ja auch nicht an jeden Einzelfall erinnern, falls ein Fälschungsverdacht aufkommt." Benedikt brummte zustimmend. "Aber es gibt eine Möglichkeit", so fuhr der Notar fort, "diesen kriminellen Elementen das Handwerk so schwer zu machen, daß

niemand mehr es wagt, Eure Unterschrift zu imitieren." Der Papst blickte interessiert auf. Das war das Gute an Benedikt XII.: er war für praktische Lösungen immer zu haben und hielt nicht stur an seiner Meinung fest wie weiland Johannes XXII. "Man müßte ein Register anlegen, in dem wir eine Sicherheitskopie der Supplik eintragen, noch bevor der Bittsteller sie wieder in die Hand bekommt." – "Das ist eine gute Idee", stimmte der Papst zu. "Wenn euch in der Kanzlei etwas seltsam vorkommt, könnt ihr dann nachschauen, ob wir das wirklich so genehmigt haben, und die Fälschungen fliegen auf."

Und so geschah es dann auch, und deshalb gab es seit der Zeit Benedikts XII. die Supplikenregister in Tausenden von Bänden*. Das hinderte zwar die Fälschungen nicht völlig, aber es war viel schwieriger, etwas Ungewöhnliches oder Unanständiges durch die Kanzlei zu bringen – es sei denn, man wandte viel, sehr viel Geld auf, um die Augen und Ohren der kontrollierenden Notare zu verschließen.

Rom, im Palast bei Santi Apostoli, im Dezember (*mense Decembri*) 1464, im 1. Pontifikatsjahr Papst Pauls II.

Seine Heiligkeit Papst Paul II., erst seit wenigen Wochen im Amt, explodierte fast, als er den Stapel Bittschriften sah, den ihm sein Geheimsekretär Leonardo Dati da vorlegte. "Soll ich das alles durchlesen?" polterte er. "Das dauert ja Stunden!"

Der Sekretär ließ sich nicht beeindruckten. Er kannte Pietro Barbo schon seit Jahren und war seine Launen gewohnt. Vor einem Vierteljahrhundert, als Barbo den roten Hut erhalten hatte, war er in seine Dienste getreten, damals selbst 32 Jahre alt und damit zehn Jahre älter als der 22jährige Kardinal, der den Purpur lediglich dem Umstand verdankte, daß sein Onkel Papst Eugen IV. war. Nun war sein Vorgesetzter also Papst geworden, was ihm selbst eine glänzende Karriere sicherte, sofern er sich clever anstellte. Wenigstens ein Bischofsstuhl sollte drin sein, der ihn auch für die Zukunft sichern würde, falls Paul II., *quod absit**, bald sterben sollte. Aber der Papst zählte erst 46 Jahre, und sein Onkel war 64 Jahre alt geworden. Das deutete auf einen langen Pontifikat hin, der ihm, dem Sekretär, nach angemessener Frist sicher auch noch das Kardinalat einbringen würde.

Aber es war nicht klug, sich Träumen hinzugeben, wenn man dem Papst Bericht erstattete. Dieser konnte sehr jähzornig sein, was im schlimmsten Fall ein vorzeitiges Ableben bedeutete. Vielleicht hatte er ja doch einen Dämon, wenn auch der nüchterne Sekretär nicht glaubte, daß dieser, wie einige behaupteten, in der Tiara des Papstes seine Wohnung hatte. "Such mir heraus, was wichtig ist", ließ sich da sein Chef vernehmen. "Damit werden wir uns genauer befassen. Das Übrige unterschreibe ich unbesehen, du wirst mich ja nicht betrügen." – "Vielleicht könnte man in Zukunft oben auf die Bittschriften eine ganz kurze Inhaltsangabe schreiben, ein *summarium*. Dann könntet Ihr leicht sehen, was Ihr selbst prüfen wollt?" – "Das ist eine gute Idee. Gleich morgen weist du die Referendare an, das in Zukunft so zu halten. Aber sie sollen keine Romane schreiben, sondern wirklich nur das Wichtigste. Du hast immer vernünftige Vorschläge, auf dich ist eben Verlaß."

Auf mich schon, sagte sich Leonardo Dati, und dachte an die Geheimsekretäre des vorigen Papstes, Pius' II., die sich gerade in dessen letztem Jahr, als er schon krank war und sich nur noch mit dem Kreuzzug beschäftigte, der dann doch nicht zustande kam, so einiges geleistet hatten und dabei recht wohlha-

bend geworden waren. Aber einen Paul II. konnte man nicht übers Ohr hauen, und das wollte er auch gar nicht. Außerdem hatte er seinen Herrn schon recht fest im Griff.

Mit dem Bistum für den Sekretär klappte es dann tatsächlich: Massa Marittima und Piombino, nicht gerade eine Goldgrube (nur 300 fl. Servitium*), aber für den Anfang nicht zu verachten. Nur mit dem langen Pontifikat wurde es nichts, denn Paul II. starb schon 1471, nur 53 Jahre alt, an einem Schlaganfall, als er sich wieder einmal zu heftig aufgeregt hatte. Die Leute behaupteten allerdings, sein Dämon habe ihn erwürgt; so ging das zu in der italienischen Renaissance. Der Sekretär folgte seinem Herrn noch im selben Jahr im Tode nach, aber er war ja auch zehn Jahre älter.

Rom, auf dem Petersplatz, 13. Oktober (*tertio idus Octobris*) 1534

Soeben war wieder einmal ein Papst Paul gewählt worden: Paul III., mit weltlichem Namen Alessandro Farnese. Es war der kurze Zeitraum zwischen der Bekanntgabe des Namens und dem Erscheinen des neuen Papstes für seinen ersten Segen. Der Petersplatz, auf dem sich immer mehr Leute einfanden, bot eine etwas seltsame Kulisse: vor dreißig Jahren hatte Julius II. angeordnet, die alte Basilika abzureißen, die nach 1200 Jahren irreparabel baufällig war. Sie wurde durch einen völligen Neubau ersetzt – eine energische Maßnahme eines auch sonst energischen Papstes. Aber beides geschah gleichzeitig, so daß ein großer Teil des alten Gemäuers noch stand und auch noch benutzt wurde, während der Neubau sehr langsam und unter ständiger Änderung der Baupläne voranschritt.

In der Menge, die sich eingefunden hatte und noch stetig wuchs, standen auch Giovanni Dati und Alessandro Dati, beide weitläufige Verwandte des Sekretärs Pauls II. und folglich auch miteinander verwandt, aber wie genau, wußten sie nicht wirklich. Nur gelegentlich gab es in der Kanzlei Mißverständnisse wegen des übereinstimmenden Namens. Die Familie war weit über Italien verstreut: Giovanni, der ältere von beiden, stammte aus Brescia und amtierte seit zwanzig Jahren als päpstlicher Brevenschreiber; der jüngere war in Florenz aufgewachsen und strebte ebenfalls eine Karriere als Brevenschreiber an, aber es sollte ihm erst zwei Jahre später gelingen, einen Posten zu ergattern.

Zu den beiden gesellte sich der uralte Dr. Dittens, der schon vor dreißig Jahren ein Handbuch darüber verfaßt hatte, wie die Kanzlei funktionierte, und damit Generationen von Pfründenbewerbern zum Wegweiser* geworden war. Giovanni Dati sagte gerade zu Alessandro: "Da hat er es also doch noch geschafft, der alte Schwerenöter: Vater war er schon, jetzt ist er auch noch heiliger Vater." Das war das Stichwort für Dr. Dittens: "Ja, das stimmt, aber wißt ihr auch, wie er Kardinal geworden ist? Seine Schwester Giulia Farnese – *la bella Giulia* – war die Geliebte Papst Alexanders VI. Sein Purpur war der Preis für ihre Unschuld", kicherte der alte Mann. "Wir nannten ihn damals den Kardinal der Unterröcke, aber das sollte man jetzt wohl nicht mehr sagen." – "In der Tat wäre das jetzt wohl gefährlich." – "Und wißt ihr auch, wie er Papst geworden ist? Zunächst gar nicht. Es wollte einfach nicht klappen, weder 1503 noch 1512 noch 1522 noch 1523. Das war eine harte Geduldsprobe für ihn, und er wurde immer älter. Nun, jetzt hat er es also geschafft." – "Wie alt ist er denn?" – "66 Jahre. Aber immer noch aktiv." – "Hat er Kinder?" Eine solche Frage war seit den Tagen Innozenz' VIII., der seiner Tochter im Vatikan die Hochzeit ausgerichtet hatte, nichts Abwegiges. "Ja", antwortete Dr. Dittens, "aber ihr ahnt nicht, warum! Als alle seine männli-

chen Verwandten gestorben waren, sah er sich verpflichtet, den Fortbestand der Familie zu sichern und nahm sich eine Geliebte. Sie hieß Silvia Ruffini, aber sie lebt wohl nicht mehr. Inzwischen ist die Eminenz – Entschuldigung: die Heiligkeit – bereits stolzer Großvater."

Und er sollte es auch noch erleben, Urgroßvater zu werden, aber das führt aus dieser Geschichte heraus, und außerdem ist der neue Papst gerade auf die Loggia getreten, um seinen ersten Segen *urbi et orbi* zu erteilen, der Stadt und dem Erdkreis; da wollen wir von weltlichen Dingen schweigen.

Beide, *urbs* und *orbis*, hatten sich seit den Zeiten Innozenz' VIII. grundlegend geändert – die Kurie selbst weniger, bedauerlicherweise. Die Stadt war durch den Himmel und die Hölle gegangen. Der Himmel war die Zeit Leos X., als die Römer von allen Steuern befreit waren. Die Hölle folgte unter Clemens VII., als die anführerlosen Landsknechte des Kaisers die Stadt stürmten und wochenlang verwüsteten. Ein wahres *sacco di Roma*! Auch die Welt hatte sich gründlich geändert: Europa nördlich der Alpen war der Ketzerei Martin Luthers verfallen, und in England hatte der Weiberheld Heinrich VIII. dem Papst den Gehorsam aufgekündigt. Gewiß: die Entdeckung Amerikas hatte der Kirche Millionen neue Seelen zugeführt – manche behaupteten, so viele wie sie durch Luther verloren hatte –, und kurz nach der römischen Katastrophe war Wien einer ebensolchen Katastrophe unter türkischen Vorzeichen entgangen. Aber insgesamt war der päpstliche *orbis* kleiner geworden und kein vollkommen runder Kreis mehr.

Papst Paul III. regierte volle 15 Jahre, was nur jeder zehnte Papst schaffte. Ihm folgten sechs Jahre später aus der Seilschaft der Farnese der cholerische Paul IV. und ein halbes Jahrhundert später Paul V., unter dem endlich der Neubau der Peterskirche abgeschlossen wurde. Noch heute liest man seinen Namen an der Fassade der Kirche. Während dieser Bau somit wuchs, nahmen Einfluß und Ansehen des Papsttums in Welt und Politik stetig ab. Und den nächsten Papst mit dem Namen Paul haben wir ja selbst noch erlebt (soweit wir vor 1978 geboren sind).

Donnerstag, 6. Mai. am Tag des heiligen Johannes *ante portam Latinam*, 1574, im 2. Pontifikatsjahr Papst Gregors XIII.

Es war also eine andere Welt, in die am 6. Mai 1574 der kleine Giambattista Pamfili hineingeboren wurde. Seine Amme erzählte später, er habe schon bei der Geburt einen schmalen Haarkranz rund um den Schädel gehabt, wie eine Tonsur. Aber war das nicht selbstverständlich für einen künftigen Papst? Und wie unschuldig der Kleine dreinblickte! Ob die Eltern das auch so sahen, wissen wir nicht, aber daß er nicht lange vor den Toren stehen sollte, wie man aus dem Tagesheiligen seiner Geburt vielleicht hätte schließen können, dazu waren sie zweifellos entschlossen.

Die Pamfili waren keine der ganz großen römischen Familien. Sie waren erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach Rom gekommen; ursprünglich kamen sie aus Gubbio. Kurioserweise war der künftige Papst ein Urururenkel eines anderen Papstes: er stammte von dem berühmt-berüchtigten Alexander VI. Borgia ab, und zwar über dessen Tochter Lucrezia, deren Tochter Isabella, deren Tochter Giulia Matuzzi und schließlich deren Tochter Orazia Mattei. Orazias Sohn war dann Camillo Pamfili, der Vater des künftigen Papstes.

Eine andere Welt als diejenige des Jahres 1489 oder 1534 stellte 1574 auch die apostolische Kanzlei dar. Sie war nicht mehr die ehrwürdige, alte, mächtige, angesehene Behörde, durch deren Hände alle wichtigen Dokumente gingen. Alt war sie immer noch, für ehrwürdig hielt sie sich, aber mächtig war sie nicht mehr. Alle wirklich wichtigen Dokumente wurden jetzt als Breve expediert, eine elegante Urkundenform in extravaganterem Format, für die die Sekretäre zuständig waren: der Staatssekretär, der Brevensekretär, der Sekretär der Memorialien und der Sekretär der Fürstenbrevien, den man auch den Sekretär der Komplimente nannte, weil er die diplomatischen Glückwunsch-, Beglaubigungs- und Schmeichelbriefe der Kurie formulierte. Es versteht sich von selbst, daß die vier Sekretariate in erbittertem Konkurrenzkampf um Zuständigkeiten und Einnahmen lagen.

Die Kanzlei dagegen hatte immer weniger zu tun. Sie stellte nur noch pompöse Routineurkunden aus, denen sie zum Ausgleich ein ganz besonderes Aussehen zu geben versuchte. Die Seidenbüschel, an denen das Bleisiegel hing, wurden immer dicker, die Schrift immer bizarrer. Die Kanzlei war ein Zombie. Noch hundert Jahre hin, und ihre Schrift wäre so schwer zu lesen, daß man jeder Urkunde gleich eine Kopie in normalen Buchstaben beigegeben müßte – natürlich auf Kosten des Bittstellers.

Mittwoch, 5. November 1597, am Tage des hl. Malachias, Bischofs und Bekenner

Es war ein milder Spätherbsttag und eine fröhliche Runde, die da beisammen saß, wenn auch ihr Gesprächsthema etwas makaber war, denn es ging um die Papstwahl. Nein – nicht um Fragen der Mehrheit, des Konklaves, der verbotenen Selbstwahl eines Kardinals, um die zulässige Dienerzahl im Konklave usw. Nein, darum ging es nicht, das war ihnen allen geläufig, denn sie waren ja Jurastudenten, die das alles mehr als einmal in der Vorlesung gehört hatten. Es ging um eine ganz konkrete Wahl, diejenige, die in Kürze bevorstand, denn Papst Clemens, der achte seines Namens, war lebensgefährlich erkrankt. Da brodelte die Gerüchteküche, und der Pasquino* war kreativ wie selten.

Unsere Gesprächsrunde ging die Frage indes anders an, denn eines ihrer Mitglieder hatte eine besondere Quelle aufgetan. Aber wir wollen die fünf Herren erst einmal kennenlernen. Da waren (in alphabetischer Reihenfolge) Francesco Moscabruni, klein und übergewichtig, aber hippelich, aus armer Familie, jedoch entschlossen, nicht arm zu bleiben; dann Giambattista Pamfili, aus adliger Familie, ein hagerer, ziemlich großer Norditaliener, dem die Frauen nicht nachliefen – seine Geburt haben wir ja gerade miterlebt –; dann Giovanni Ciampini, aus Rom, noch sehr jung, aber klug*; dann Pietro Carpa aus Neapel (was muß man mehr über ihn sagen?); und schließlich Stefano Orsini aus uraltem römischem Adel. Freilich war die Familie, die schon Päpste gestellt hatte, in letzter Zeit etwas aus der Mode gekommen; aber was nicht war, konnte ja wieder werden*. Die adligen Herren unter ihnen waren allesamt zweit- oder drittgeborene Söhne, denen somit die geistliche Karriere vorgezeichnet war.

Die fünf erörterten also die Chancen der aktuellen Kardinäle bei der anstehenden Wahl, wie dies damals alle Bewohner der ewigen Stadt taten, anhand der üblichen Kriterien: niemand aus der Partei des regierenden Papstes; niemand, der sich im Ausland allzu unbeliebt gemacht hatte; kein übertrieben frommer Kandidat, damit keine ernsthafte Kurienreform drohte; kein uralter, der zu

schnell sterben, und kein zu junger, der endlos lang regieren würde; usw. usw. Aber diese Erörterung wurde schnell langweilig.

Dann kam jemand auf die Idee: wenn wir Kardinäle wären, wen würden wir wählen? Man schrieb Stimmzettel und zählte sie aus, und siehe da! Jeder von ihnen bekam eine Stimme, und die fünf Scherzbolde gestanden alle, daß sie sich jeder selbst gewählt hatten ... (was ihnen bei einer echten Papstwahl die Exkommunikation eingebracht hätte, aber so ernst war das Ganze ja nicht gemeint).

Schließlich zauberte der Neapolitaner ein Buch hervor, das ganz neu, erst vor zwei Jahren erschienen war. Es stammte von einem Belgier namens Wion als Herausgeber und enthielt eine Prophezeiung über die Papstwahlen bis zum Ende der Welt, also für die nächsten vierhundert Jahre*. Sein Autor – will sagen: der Prophet – war ein irischer Bischof namens Malachias aus dem 12. Jahrhundert, und das paßte ja gut, denn justament heute war sein Festtag. Der fromme Bischof gab für jeden Papst eine ganz kurze Weissagung, und der Herausgeber hatte freundlicherweise für die vergangenen Päpste die Zuordnung schon vorgenommen. Auf Clemens den Todkranken fiel *Crux Romulea*. Das war relativ nichtssagend und traf auf jeden zu. In der Vergangenheit gab es einige gute Treffer, so z.B. *rosa composita* für Nikolaus III.: der Orsini horchte auf, denn eine rote Rose über einem rot-silbern schraffierten Feld war das Wappen dieses Papstes gewesen. Oder *cubeus de mixtione* (Dämon aus Unzucht) für Bonifaz IX. "Hei, das paßt, der stammte doch aus Neapel", sagte der Pamfili, und der Neapolitaner fuhr wütend auf; dann aber grinste er: "Wer weiß, ob der Text überhaupt echt ist. Vielleicht ist er gar nicht so alt, wie er vorgibt."

"Wenn wir alle Papst werden", meinte dann Ciampini, "muß doch auf jeden von uns einer der nächsten fünf Sprüche zutreffen. Was ist denn im Angebot?" – "*Undosus vir* (ein Mann wie eine Welle)." – "Das nehme ich", sagte Francesco Moscabruni. – "Du hast es wohl besonders eilig!" – "Das Leben kann sehr kurz sein." – "*Gens perversa* (verrückte Leute). Das kann nur unser Pietro werden. *In tribulatione pacis* (in der Sorge um den Frieden). Stefano, wie wäre es damit?" – "Meinetwegen. Dann haben wir *Lilium et rosa* (Lilie und Rose, oder: Reinheit und Schönheit). Lieber Giovanni, das ist wie gemacht für dich. Und dann bleibt nur noch *lucunditas crucis* (das Angenehme des Kreuzes) für dich, Giambattista." Aber der fand das gar nicht so lustig.

Tatsächlich erwies sich das ganze Gespräch, wie die Gespräche aller Römer, als recht voreilig, denn den Papst Clemens genas und regierte noch weitere acht Jahre. Womit wieder einmal die alte Wahrheit bestätigt war: wer als Papst ins Konklave geht, kommt als Kardinal wieder heraus, und überhaupt kann es bei Papstwahlen immer ganz anders kommen.

Wie verlief die weitere Karriere der fünf hoffnungsfrohen jungen Herren? Recht unterschiedlich: der Orsini und der Carpa wählten den bequemen Weg und traten als *scriptor apostolicus* in die päpstliche Kanzlei ein. Das war ein lukrativer Posten, der wenig konkrete Arbeit erforderte und viel Zeit für Wein, Weib und Gesang ließ. Der junge Ciampini entwickelte beträchtlichen Fleiß und wurde später Referendar, Abbraviator de curia und Magister brevium, alles hochwichtige und einflußreiche Posten im Alltagsgeschäft der Kurie; er verstand es, sich aus der Politik herauszuhalten, und erreichte so ein hohes Alter*; er hatte auch archäologische Interessen und befaßte sich mit der Geschichte der römischen Basiliken. Giovanni, wir mögen dich! Moscabrunis Karriere verlief indessen weniger glatt: er erwarb zwar den Grad eines Doktors beider Rechte, aber mit den Posten

an der Kurie wollte es nicht so recht klappen. Wenigstens war er als Kanoniker von Santa Maria Maggiore finanziell leidlich abgesichert.

Giambattista Pamfili dagegen setzte auf der Überholspur an: 1601 wurde er Konsistorialadvokat, 1604 Rotauditor, also einer der zwölf Richter des höchsten kirchlichen Gerichtes, das damals für weitaus mehr und interessantere Fälle zuständig war als nur für Eheprozesse wie heute. Dann wechselte er in die vatikanische Diplomatie. 1621 wurde er Nuntius in Neapel, von 1625 an begleitete er den Kardinallegaten Barberini, einen Neffen des Papstes, auf dessen Reisen nach Frankreich und Spanien. Über die Alpen kam er aber nie. Schließlich erhob ihn Urban VIII. 1627 sogar zum Kardinal, und 1639 wurde er Präfekt der Konzilskongregation, also jener fast allmächtigen Gruppe von Kardinälen, die über die Einhaltung der Beschlüsse des Konzils von Trient zu wachen hatten.

29. Juli (*quarto kalendas Augusti*) 1644 *sede apostolica vacante*

Wieder einmal begab sich eine Seele auf die Wanderschaft ins Jenseits, die Seele Papst Urbans VIII., der im Alter von 76 Jahren in seinem 21. Pontifikatsjahr gestorben war. 130 Jahre zuvor war Papst Julius II., wie uns Erasmus von Rotterdam berichtet, an der Spitze seiner Truppen an der Himmelspforte erschienen und hatte stürmisch Einlaß verlangt, aber der heilige Petrus weigerte sich, ihm zu öffnen*. Ob auch Papst Urban VIII. – oder, wie man jetzt wohl wieder sagen mußte: Maffeo Barberini – dort mit militärischem Gefolge erschien, ist nicht überliefert. Aber möglich wäre es, denn Urban VIII. hatte während der letzten Jahre seines Pontifikats einen erbitterten Krieg geführt, um die Miniatur-Herrschaft Castro, die dem apostolischen Stuhl heimgefallen war, wieder mit dem Kirchenstaat zu vereinigen. Ob die langwierigen und vor allem kostenintensiven Anstrengungen das Ergebnis lohnten, lassen wir dahingestellt – von den unsinnigen Opfern, die sie forderten, ganz zu schweigen.

Aber ein anderes Problem dürfen wir nicht übergehen: die Orientierung im Jenseits war schwieriger geworden, seit während der Regierung eben dieses Urban VIII. die Frage aufgekommen war, ob wirklich die Erde oder nicht vielmehr die Sonne im Mittelpunkt des Universums stehe. Hoffen wir, daß das Navigationsgerät des gewesenen Papstes nicht versagte! Vielleicht kam ihm ja auch sein Jugendfreund Galileo Galilei zu Hilfe, der seit zwei Jahren ebenfalls im Kosmos unterwegs war.

Auf Erden bedeutete der Tod des Papstes, daß die Kurie auf Interimsmodus umschaltete: zwar führten Kammer und Pönitentiarie ihre Tätigkeit weiter, denn die Quellen der Finanzen und der göttlichen Gnade für reumütige Sünder mußten weitersprudeln, aber Kanzlei und Sekretariate verfielen in einen Winterschlaf (auch wenn dieses Bild für den römischen Hochsommer vielleicht nicht ganz passend ist). Der Namensstempel und der Siegelring des Papstes wurden zertrümmert, die noch nicht erledigten Bittschriften eingeschlossen. Ganz aufgelöst wurde die Datarie, denn der Datar war ein so enger persönlicher Mitarbeiter des Papstes, daß kein Pontifex denjenigen seines Vorgängers übernahm.

Am 9. August gingen die Kardinäle zur Papstwahl ins Konklave. 56 Purpurträger betraten es, 51 kamen nach fünf Wochen wieder zum Vorschein. Von den fünf übrigen war einer am 7. September gestorben, drei weitere so schwer erkrankt, daß sie den Wahlort verlassen mußten. Und der fünfte – nun ja, das war der neue Papst, Giambattista Pamfili. Er nannte sich Innozenz X., weil unter Innozenz VIII. (wir haben ihn bei der vorigen *causa* kennengelernt) seine Familie

nach Rom gekommen war – eine schwache Begründung, aber auf eine bessere Deutung ist bisher niemand gekommen..

Donnerstag, 15. September (*septimodecimo kalendas Octobris*) 1644

"Wir sind Papst!"* rief Camillo Pamfili so laut, daß es durch den ganzen Palazzo schallte. "Wir sind Papst!" rief er, während er die Treppe hinaufstetete. "Wir sind Papst!" rief er noch einmal auf dem Gang, und mit dem Ausruf "Wir sind Papst!" stürmte er in die Gemächer seiner Mutter, der Madonna Olimpia Maidalchini, die gerade mit ihrer Enkelin Olimpiuccia spielte. "Was schreiest du hier so herum? Und was soll der Blödsinn?" fuhr sie ihren Sohn unwillig an. Aber der erwiderte voller Begeisterung: "Onkel Giambattista ist zum Papst gewählt worden. Ich komme direkt vom Petersplatz. Ich habe es selbst gehört."

"Gianni pappa", rief Klein-Olimpia und hielt ihre Puppe in die Höhe, die ein kardinalsrotes Gewand trug, ein Geschenk ihres Großonkels. Aber Madonna Olimpia schob sie beiseite. Jetzt gab es Wichtigeres zu tun als mit Kindern zu spielen. Ein überwältigendes Gefühl durchströmte sie – nein: kein Gefühl der Demut oder der Dankbarkeit, so etwas war im Bauplan ihrer Seele nicht vorgesehen –, sondern ein Gefühl des Stolzes und der Macht. Sie hatte sich also richtig entschieden, als sie damals den etwas kümmerlichen Bruder des aufstrebenden Klerikers Giambattista Pamfili geheiratet hatte; ihr Machtinstinkt hatte sie nicht im Stich gelassen.

Aber jetzt hieß es aktiv werden. Immerhin war ihr Schwager schon 70 Jahre alt, und niemand konnte voraussagen, wie lange er regieren würde. Nicht daß es ihm ging wie Urban VII., der nur 13 Tage, oder Leo XI., der nur 27 Tage durchgehalten hatte, die alle genauso alt waren wie der Neugewählte. Oder wie dem unglücklichen Marcellus II., der erst 54 Jahre zählte und doch schon nach 23 Tagen schlapp machte, obwohl alle solche Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten. Natürlich hatte Madonna Olimpia alle diese Zahlen nicht im Kopf – das ist das Privileg des späteren Historikers –, aber sie wußte doch: *periculum in mora! iam sonavit hora undecima!* (Gefahr ist im Verzuge, denn schon hat die elfte Stunde geschlagen.)

Und zwar in doppeltem Sinn: zum einen mußte sie die möglicherweise kurze Regierungszeit nutzen, um sich und ihre Familie nach vorne zu bringen und auf Dauer zu *établir*. Und zum anderen, und das war ihre vordringliche Sorge, mußte sie verhindern, daß sich andere in das Vertrauen des neuen Papstes hindrängten, das bislang vor allem sie genossen hatte. Eine Probe für die Kämpfe, die ihr bevorstanden, bekam sie gleich am 3. Oktober, als sie eine Stunde lang mit dem Zeremonienmeister stritt, welcher Platz ihr im Krönungszug des Papstes zukam, der für den 4. Oktober geplant war. "Wir brauchen keine Pöpstin Olympia; eine Pöpstin Johanna war genug", ließ sich ein Gehilfe des Zeremoniars vernehmen, ein Rotzbube von vielleicht 18 Jahren. Wie er diese freche Bemerkung später bereuen sollte!

Aber so viel wurde ihr schnell wieder bewußt: in der Männerwelt des Vatikans war für Frauen kein Platz vorgesehen; sie durften ja nicht einmal die Sixtinsche Kapelle oder die Grotten von St. Peter betreten. Das Zeremoniell verlangte sogar, daß mit Sonnenuntergang alle Frauen den Papstpalast verlassen mußten. Einfach so zu ihm hineinspazieren, wie das im 15. Jahrhundert Teodorina Cibò, die Tochter Innozenz' VIII., oder Lucrezia Borgia, die Tochter Alexanders VI., getan hatten, war im tugendhaften 17. Jahrhundert nicht mehr möglich. Nein, sie

mußte es so arrangieren, daß der Papst regelmäßig zu ihr kam – am besten in einen neugebauten repräsentativen Palazzo in vornehmer Lage, etwa an der Piazza Navona –, sofern Schwager-Papst Gianni das Geld dafür herausrückte.

"Wir sind Papst!" jubelten aber auch etliche andere Personen, die mit dem neuen Pontifex bekannt bzw. nach ihrer jetzigen Ansicht sogar befreundet waren. Jetzt hofften sie natürlich auf interessante und lukrative Posten. Da waren z.B. seine alten Studienkollegen Francesco Moscabruni, Giovanni Ciampini, Pietro Carpa und Stefano Orsini. Seinerzeit hatten sie gemeinsam mit der nunmehrigen Heiligkeit über den Sprüchen des Malachias gebrütet; nur jetzt waren sie etwas ratlos: *lucunditas crucis* war tatsächlich auf ihn gefallen – aber was sollte das bedeuten?

Lisboa, Sonntag, 18. September (*décimo oitavo de setembro*) 1644

Dom Luís schwante nichts Gutes, als sein Herr, König João I. von Portugal und Algarve, ihn nach dem Tedeum zur Audienz befahl. Das Tedeum war ein Pflichttermin anlässlich der Wahl des neuen Papstes, der so im ganzen christ katholischen Europa stattfand, von Palermo im Süden bis hinauf nach Polen, wo König Wladislaw IV. eigens eine Komposition dafür in Auftrag gegeben hatte. Und wie eine Welle breitete es sich, je nachdem, wie schnell die Nachricht überbracht wurde, nach Westen aus, über die Inseln im Atlantik in die Neue Welt und weiter bis zu den Philippinen, und ebenso nach Osten, die Küste Afrikas entlang bis nach Indien und schließlich sogar bis zu den Jesuiten, die am chinesischen Kaiserhof als Missionare zu wirken versuchten. Das Gebet entsprang ehrlicher Dankbarkeit; nur in Frankreich war man weniger begeistert.

In der Audienz erfuhr Dom Luís: "Ich habe Euch auserwählt, dem Heiligen Vater die Glückwünsche unseres schönen Landes zu überbringen und den Gehorsam unseres allertreuesten* Königshauses zu geloben", sagte der König und fuhr fort: "Ich weiß, ich hätte damit auch meinen Botschafter in Rom beauftragen können. Aber der Heilige Vater wird es zu schätzen wissen, wenn wir eine eigene Obödienzgesandtschaft unter der Leitung eines so hochrangigen Adligen schicken, wie Ihr es seid. Gleich übermorgen brecht Ihr auf, und Ihr werdet Dom Fernão dann als unseren Botschafter in Rom ablösen. Er hat viele Verdienste, aber er ist müde geworden, und er war ein wenig zu vertraut mit dem seligen Papst Urban VIII. Das könnte ihm bei dem neuen Pontifex schaden."

Und so machte sich Dom Luís vier Tage später – zwei Tage wären doch zu kurz gewesen, von solchen praktischen Dingen hatten die ganz hohen Herren keine Ahnung – nach Rom auf und kam mit günstigem Wind schon weitere zwei Tage später dort an. Auf günstigen Wind waren die Portugiesen ja schon seit zweihundert Jahren abonniert. Die Instruktion, die der neue Botschafter erhalten hatte, die übrigens auch erst am vierten Tag fertig geworden war, war kurz: Sicherung der Unabhängigkeit Portugals, das sich erst vier Jahre zuvor durch eine glorreiche Revolution aus sechzigjähriger spanischer Knechtschaft befreit hatte; Konflikten mit dem spanischen Botschafter nach Möglichkeit aus dem Wege gehen, ohne sich vor ihm zu ducken; Verhältnis zum französischen Botschafter je nach Entwicklung der Beziehungen der allerchristlichsten Majestät zum Papst gestalten.

Übrigens kannte Dom Luís Innozenz X. bereits. Er war ihm vor etwa fünfzehn Jahren in Madrid zufällig begegnet; der neue Papst war damals im Gefolge des

Kardinallegaten Barberini in Spanien unterwegs. Und zwar trafen sie sich im Atelier eines gewissen Malers namens Velázquez, der für den spanischen Hof arbeitete. Wenige Blicke hatten genügt, um sich über ihre Einschätzung des aufgeblähten Papstnepoten zu verständigen. Und Dom Luís wußte seitdem auch: Giambattista Pamfili vergaß niemanden, den er je gesehen hatte, weder im Guten noch im Bösen.

Montag, 19. September (*tertiodecimo kalendas Octobris*) 1644

"Na bitte! es geht doch", dachte sich der neue Subdatur Francesco Moscabruni, als er wieder ins Vorzimmer des Papstes trat und sich den Schweiß von der Stirne wischte. Zuerst hatte seine Heiligkeit Gedächtnislücken vorgeschoben, aber dann erinnerte der alte Herr sich doch an seinen Studienkollegen von der juristischen Fakultät. "Weißt du noch, wie wir 1597 überlegt haben, wer von uns Papst werden könnte? Ich habe damals für dich votiert." (Von wegen! Vgl. S. #.) "Wir haben dich damals den *poverello** genannt, wenn du nicht dabei warst", kicherte daraufhin der Papst, und Francesco stimmte pflichtschuldig in das Gelächter ein. (Daß sie ihn auch *Moscabruto* – dumme Fliege – genannt hatten, verschwieg der Papst diskret.) Sie plauderten ein wenig über alte Zeiten und kamen dann zum Geschäftlichen. Moscabruni brachte das Amt des Datars ins Gespräch, aber da brach der Papst erneut in Gelächter aus: "Da müßte ich dich ja zum Kardinal machen. Nein, das geht nicht, da stehen schon andere auf der Matte; Madonna Olimpia hat viele Verwandte – ich meine natürlich, ich habe viele Verwandte –, die zuerst drankommen müssen. Vielleicht später einmal. Aber Subdatur, das wäre doch etwas für dich; die Stelle ist noch frei." Am Ende des Gesprächs wurde es noch einmal kritisch, als Moscabruni verlangte, die Ernennung sofort schriftlich zu fixieren. Der Papst hob zornig die Augenbraue, aber dann entspannte er sich: "Du warst schon immer eine Nervensäge!" Und sogleich schrieb er das verlangte Chirograph, den goldenen Himmelsschlüssel für die Karriere des neuen Mitarbeiters.

Subdatur also! Das war zwar nicht das Gelbe vom Ei, aber es lag an ihm, was er daraus machte. Ursprünglich hatte der Papst ihm die Nachfolge in seinem Amt als Rotaauditor angeboten, aber er hatte abgewinkt. Da hätte er ja einen juristischen Einführungsvortrag vor seinen elf künftigen Kollegen halten und sie dann auch noch zu einem Festmahl einladen müssen. Und sie hätten seine Admission sicher wochen-, wenn nicht monatelang hinausgezögert. Er aber wollte keine Ausgaben leisten, sondern Einnahmen erzielen, und das sofort und kräftig. "Doch halt, Moscabruni!" sagte er zu sich. "Sei vorsichtig, zumindest am Anfang!" Noch war ja an der Kurie alles im Fluß. "Und denk daran", fügte er als weiteren Ratschlag hinzu, "den Alten als 'Heiliger Vater' oder 'Eure Heiligkeit' anzureden, und laß das 'Du' weg! Du hast ja gesehen, wie er mit den Mundwinkeln gezuckt hat, als du ihn so ansprachst. Gottseidank hast du dann schnell umgeschaltet. Die Vertraulichkeit mußt du erst ganz allmählich wieder aufbauen, sonst wird das nichts."

Wie berechtigt diese Warnungen an sich selbst waren, zeigte sich gleich am Abend desselben Tages – auch wenn der Herr Subdatur nie etwas von der Szene erfuhr. Madonna Olimpia traf ihren Heiligen Schwager beim Abendessen, und als er berichtete, daß er Moscabruni zum Subdatur gemacht habe, schrie sie auf: "Was? Diesen Hohlkopf? Mach das sofort rückgängig!" – "Geht nicht, ich habe es ihm schon schriftlich gegeben. Und außerdem: du gibst mir keine Anweisungen.

Ich bin der Papst und du nur meine geliebte Tochter in Christo." Und damit hatte auch die Heilige Schwägerin eine Lektion erhalten. Glücklicherweise kam in diesem Augenblick Olimpiuccia herein, die Enkelin Olimpias und Augensterne des alten Großonkels. Und sie schaute ihn so lieb und unschuldig an, daß selbst dem verknöchertsten Juristen das Herz aufgehen mußte.

Gegenwart, in diesem Augenblick (*hodierno die et hac ipsa hora*), im Lesezimmer, am Pool, im Bett oder wo auch immer ...

Nun ist es an der Zeit, der geneigten Leserschaft zu erklären, was es mit "Datar", "Prodatar", "Subdatar" etc. auf sich hatte – alles das gibt es ja heute nicht mehr – und warum ein Subdatar weniger war als ein Datar, ein Prodatar aber mehr als ein solcher usw. Wir stoßen damit in die geheimen Zirkel der Kurie vor, in eine Geschäftsstelle, die das Licht der Öffentlichkeit mied und sich sogar der exzellenten Forschung des 21. Jahrhunderts noch nicht völlig geöffnet hat.

Es beginnt ganz harmlos. Wenn der Papst eine Supplik signiert, also durch seine Unterschrift eine schriftliche Bitte genehmigt hatte, schrieb jemand sofort das laufende Datum an den unteren Rand des Blattes. Dieser jemand war der Datar, was schon vom Wort her nicht ganz abwegig ist. Dieser einfache bürokratische Vorgang, für den wir heute einen mechanischen Datumsstempel verwenden würden, konnte über Wohl oder Wehe des Bittstellers entscheiden. Dieses Datum auf der Supplik wurde nämlich als Datum der förmlichen Urkunde übernommen. Nun kam es vor, daß der Papst dieselbe Gnade – etwa die Einweisung in eine Pfründe – zweimal gewährte; auch heute soll es ja vorkommen, daß z.B. Flugzeuge überbucht werden. In diesem Fall kam derjenige zum Zuge, dessen Urkunde das frühere Datum trug: *prior in data, potior in iure*, so lautete die Regel. Es war also eine verantwortungsvolle Aufgabe, das Datum auf die Supplik zu setzen, und der Datar mußte auch finanziell unterfütterten Sonderwünschen der Bittsteller gegenüber immun bleiben. Entsprechend bestellte der Papst nur eine Person seines unbedingten Vertrauens zum Datar, und wenn ein neuer Papst sein Amt antrat, wählte er meist auch einen neuen Datar.

Im Laufe der Zeit erweiterte sich das Aufgabengebiet des Datars. Er schrieb nicht mehr nur das Datum auf die Supplik, sondern übernahm immer häufiger auch die inhaltliche Prüfung der Bitten. Was er für zulässig befand, legte er dem Papst vor, dieser unterschrieb, und der Datar setzte das Datum darunter. Dann wurde die Supplik gemäß der Anordnung Benedikts XII. registriert (vgl. S. #) und ging in die Kanzlei oder zu den Sekretären, um das Original auszufertigen.

Wenn der Datar eine Supplik prüfte, konnte ihm auffallen, daß da etwas erbeten wurde, was der Papst völlig frei gewähren oder verweigern konnte. Gehörte es sich dann nicht, daß der erfolgreiche Bittsteller dem Papst aus Dankbarkeit ein Geschenk machte? Der Datar besprach das mit dem Bittsteller, man kam zu einer Einigung, einer *compositio*, und der Datar hatte die zu allen Zeiten prekäre Finanzsituation des Papstes ein wenig erleichtert. Wenn der Petent sich halsstarrig zeigte, nun, dann mußte er eben auf die Gnade verzichten; er hatte ja keinen Anspruch darauf.

Jetzt kamen die Moralisten und sagten: "Das ist doch Simonie! Da wird für eine geistliche Gnade eine Zahlung in Geld verlangt!" Ob sie damit recht hatten, wurde schon damals viel diskutiert und nie ausdiskutiert, und zwar schon allein deshalb, weil die Kurie das Geld brauchte. Konzilien und Päpste versuchten, die

compositiones zurückzudrängen und abzuschaffen, aber vergeblich: die "Sachzwänge" waren stärker.

Während der ganzen Entwicklung wurde aus dem einzelnen Datumschreiber eine ganze Behörde, die Datarie, und der Datar selbst ein so mächtiger Mann, daß dafür nur noch ein Kardinal in Frage kam. Aber das Datumschreiben war eigentlich eine so einfache Aufgabe, daß sie weit unter der Würde eines Kardinals lag. Deshalb übernahm der Kardinal die Funktion des Datars nur "stellvertretend" als Kardinal-Pro-Datar. Und als eigentlichen Leiter der Behörde hatte er einen Substituten zur Seite, den "Subdatar". Dieser prüfte jetzt mit weiteren Gehilfen die Suppliken und präsentierte sie dem Papst zur Unterschrift. Der Kardinalprodatar trat nur in Aktion, wenn die Signierung der Suppliken einmal im Jahr als publikumswirksames öffentliches Spektakel inszeniert wurde, um aller Welt zu zeigen, wie der Papst sich der Armen erbarmt und Gerechtigkeit schafft.

Insofern können wir unseren Freund Moscabruni also beglückwünschen: mit der Funktion des Subdatars hatte er einen (potentiell) fetten Fisch an Land gezogen. Hoffen wir, daß er auf dem Boden der Realität und des Rechtes bleibt!

in der Hölle, 1644, 30. September (Schutzengelfest)

Personalentscheidungen mußten auch an einem anderen Orte gefällt werden, nämlich in der Hölle. Alljährlich rief Satan seine Heerscharen zusammen – wie eine solche Versammlung ablief, würde keine 25 Jahre später John Milton in seinem Epos "Paradise lost" schildern* – und erteilte die neuen Aufträge für die "Betreuung" der Menschen. Gerade zu Beginn eines neuen Pontifikates war es von besonderer Wichtigkeit, die geeigneten Teufel für die einflußreichen Personen an der Kurie auszuwählen. (Die Frage, ob das Papsttum nicht überhaupt vom Teufel gestiftet war, müssen wir hier nicht erörtern; dazu gab es geeignete Fachliteratur, die auch in Rom, z.B. in der Vatikanischen Bibliothek zugänglich war, wenn auch nicht für jedermann und wenn es auch klüger war, über sie nur in privatem Rahmen zu diskutieren.) Über die Frage, wer den neuen Papst betreuen sollte, entstand ein heftiger, lautstarker und langanhaltender Streit. Die Versammlung lief dann sogar in völligem Chaos auseinander, als jemand darauf hinwies, daß am selben Tag in der katholischen Kirche das Schutzengelfest begangen wurde. Man hatte sich also – so dumm kann ein Teufel sein (und das ist doch auch tröstlich!) – direkt am Festtag der himmlischen Antagonisten versammelt. So gelang es einem kleinen Nachwuchsteufel, sich Moscabruni als Aufgabe zu schnappen.

Rom, 1644, ebenfalls Ende September (*semper exeunte Septembre*)

Aber zurück auf die Erde nach Rom ins Jahr 1644! Zu den ersten Pflichten eines neugewählten Papstes gehörte es, die Familie seines Vorgängers in die Schranken zu weisen. Man mußte dafür nicht unbedingt einen förmlichen Kreuzzug ausrufen, wie es Eugen IV. 1431 getan hatte, gegen die Colonna seines Vorgängers Martins V. – übrigens mit dem Ergebnis, daß die Colonna in Rom einen Aufstand erregten, vor dem der Papst als Mönch verkleidet nach Florenz fliehen mußte. Aber so drastisch mußte man jetzt nicht mehr vorgehen. Im 17. Jahrhundert gab es diskretere Möglichkeiten, und die gedachte Innozenz X. anzuwenden, nicht zuletzt, um Platz für seine eigene Familie zu schaffen.

Allerdings hatte sein Vorgänger Urban VIII. 21 Jahre lang amtiert und damit genug Zeit gehabt, um die Kurie gründlich zu barberinisieren. Die einträglichsten Posten, den des Kardinalvizekanzlers und den des Kardinalkämmerers, hatte er mit seinen Neffen, den Kardinälen Francesco Barberini und Antonio Barberini besetzt, die den neuen Papst beide um mehr als ein Jahrzehnt überleben sollten. Solche Kardinäle konnte man nicht einfach absetzen, und auch die Rücksicht auf das Schicksal der eigenen Familie nach dem eigenen Tod mahnte zur Vorsicht, auch wenn der Papst aufgrund seiner *plenitudo potestatis* beide sofort und ohne Begründung hätte in die Wüste schicken können. Auch die Plünderung des Pantheons, dem Urban VIII. die antiken goldenen Dachziegel hatte wegnehmen lassen, damit Bernini daraus die gedrehten Säulen für den Baldachin in St. Peter gießen konnte, ließ sich nicht rückgängig machen. (Der Pasquino* hatte damals kommentiert: *Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini* – was die Barbaren sich nicht getraut haben zu tun, die Barberini haben's gemacht.)

Apropos *plenitudo potestatis*, die Fülle der Gewalt des Papstes (man könnte auch unfreundlich übersetzen: die Lizenz zur Willkür): sie war eine ideale gedankliche Konstruktion, die aber zunehmend an der Realität anstieß, ein juristisches Gedankengebäude, das der Wirklichkeit nicht standhielt und Risse und Spalten bekam, in denen sich Gauner und Nutznießer einnisten konnten. Ein solcher Nutznießer war Francesco Moscabruni. Aber wir wollen dem Ablauf der Geschichte nicht vorgreifen.

einige Tage nach dem 4. Oktober 1644

Wenige Tage nach der Krönung des Papstes fand ein öffentliches Konsistorium statt, in dem der neue Papst die förmlichen Glückwünsche der katholischen Staaten entgegennahm, ein hochzeremonielles Ereignis zumal in einer hochzeremoniellen Zeit wie dem 17. Jahrhundert. Aber es lohnte sich, genau hinzuhören und zwischen den Zeilen zu lesen.

Die Reihenfolge, in der die Gesandtschaften zugelassen wurden, war natürlich streng hierarchisch. An erster Stelle kam also der Botschafter des Kaisers. Er sprach kurz, aber eindringlich: Deutschland werde nun schon seit fast ebenso langer Zeit von den Übeln des Krieges heimgesucht, wie einst Christus auf Erden wandelte. Es gebe Friedensverhandlungen; jedes noch so schmerzliche Opfer sei gerechtfertigt, um dem Gräuel der Verwüstung* ein Ende zu bereiten. Alle wahren Christen in Deutschland flehten den Papst an, ihnen als guter Hirte dabei zu helfen. (Eine vergebliche Hoffnung, wie sich zeigen sollte ...).

Dann kam der spanische Botschafter, der sich in einem langen Lob seines Monarchen und seines Landes erging und dabei in der Geschichte weit zurückgriff. Durch die Verdienste Spaniens seien in Amerika der alleinseligmachenden Kirche mehr gläubige Seelen zugeführt worden, als sie durch die Ketzerei Luthers in Europa verloren habe. Die Abwehr der Türken im Mittelmeer ruhe auf den Schultern der spanischen Flotte. Sein Monarch König Philipp IV. – und dann erlaubte er sich den kleinen Scherz, er wolle nicht alle seine Titel und Länder aufzählen, um den Heiligen Vater nicht zu ermüden –, sein König also sei hocherfreut darüber, daß gerade Innozenz zum Papst gewählt worden sei usw. usw.

Als der Spanier endlich fertig war, trat Dom Luís für den portugiesischen König vor. Er faßte sich sehr kurz und betonte lediglich, daß sein König stets loyal zum Papst stehen werde; nicht von ungefähr nenne man ihn ja den *rex fidelissimus*, den allertreuesten König. Innozenz sah Dom Luís scharf an, als er nach

vorne kam, und dieser war sicher, daß er ihn wiedererkannt hatte und sich an ihre Begegnung in Madrid erinnerte.

Dann kam der Gesandte des Großherzogs von Toskana, aber was er vortrug, blieb nicht in Erinnerung, nur daß er penetrant auf die "königsgleiche" Stellung seines Herrn verwies. Mehr Eindruck machte danach der Gesandte des Kurfürsten von Bayern: die Furie des Krieges, die nun seit schon mehr als 25 Jahren Deutschland durchtobe, habe sich erneut nach Süden gewandt und bedrohe sein Land, das um des katholischen Glaubens willen schon so viel gelitten habe. Er werfe sich dem Heiligen Vater zu Füßen, um ihn anflehen, alles zu tun, was zum Frieden führen könne. (Auch diese Hoffnung sollte vergeblich sein ...)

Insgesamt war das Konsistorium schnell beendet – es dauerte nur etwa drei Stunden –, und die Versammlung löste sich auf. Dom Luís erhielt allerdings eine handschriftliche Notiz des Papstes, der ihn einlud, am nächsten Morgen an seiner Frühmesse teilzunehmen*. Der Botschafter wußte, daß das ein gutes Zeichen war.

ungefähr um die gleiche Zeit

Der frischgebackene Subdatur machte sich entspannt und ausgesprochen guter Laune zum ersten Mal in sein neues Amtslokal auf. Die Datarie lag gleich neben dem päpstlichen Sommerpalast auf dem Quirinalshügel, also in angenehmer Nähe zu Santa Maria Maggiore, wo Don Moscabruni als dortiger Kanoniker Wohnrecht hatte. Aber er würde da sicher bald ausziehen, um sich den allzu aufmerksamen und neugierigen Blicken seiner kanonikalen Mitbrüder zu entziehen. Beschwingten Schrittes stieg er den Hügel hinauf. Nun würden für ihn bessere und glücklichere Zeiten beginnen. Sein Stern war aufgegangen, das Schicksal lächelte ihn freundlich an! Es war, als ob ein mißvergnüglicher Winter durch die Sonne Pamfili sein Ende gefunden hatte. Wie er es bei seinen Jugendfreunden, den päpstlichen Skriptoren Pietro Carpa und Stefano Orsini, gesehen hatte, würde er am Vormittag ein oder zwei Stunden die Akten lesen und seinen Untergebenen Anweisungen zu deren Erledigung erteilen; am Nachmittag würde er einige Unterschriften leisten und Gebühren einziehen. Und dann hätte er frei für ein Hobby, das er sich zulegen wollte. Vielleicht käme die Archäologie für ihn in Frage? Irgend etwas wurde in Rom immer ausgegraben, und die Katakomben boten ein geradezu unerschöpfliches Reservoir. Das Sammeln von Edelsteinen würde ihn auch reizen, aber dafür reichten seine Finanzen nicht aus – noch nicht, wie er hoffte.

Als Don Moscabruni am späten Abend die Datarie verließ, war er weniger entspannt, weniger schwungvoll und weniger gut gelaunt. Die Mitarbeiter der Datarie, also seine weisungspflichtigen Untergebenen, hatten ihn zwar respektvoll empfangen, ihm aber sehr schnell klargemacht, daß er, der Neuling, von der Sache keine Ahnung hatte. Gewiß würden sie die Routinefälle sofort bearbeiten, soweit die umfangreiche Schreibearbeit ihnen die Zeit dazu ließ, aber die komplizierten Fälle müsse er selbst prüfen und entscheiden. Nun gut, das waren Anlaufschwierigkeiten, und er war intelligent genug, sich in all das schnell hineinzufinden und alle aufwendigen, aber gleichförmigen Geschäfte mit präzisen Anweisungen zu delegieren.

Aber eines war ihm sauer aufgestoßen: in der Datarie wurde tatsächlich gearbeitet, vom Morgen bis zum Abend, sechs Tage in der Woche. Darauf war er nicht gefaßt gewesen. Dann mußte sich die Arbeit aber auch lohnen! Er nahm

sich vor, die finanziellen Möglichkeiten, die ihm sein neuer Job bot, voll auszuschöpfen. Und diejenigen seiner Untergebenen, die allzu selbstbewußt auftraten, würde er schnell vor die Türe setzen. Doch halt! Das ging ja gar nicht! Sie waren zwar seine Untergebenen, aber eingestellt hatte sie der Datar, der nun einmal sein Vorgesetzter war, und nur der konnte sie wieder entlassen. Er mußte also in ein auskömmliches Verhältnis zum Kardinalprodatar treten, einem gewissen Domenico Cecchini. Und er mußte innerhalb der Datarie die Eifersüchteleien und kleinen Feindschaften schüren, nach dem Motto *Divide et impera!*

Das gelang ihm auch recht schnell. Aber er erfuhr dabei ebenso schnell, daß das Machtgefüge zwischen ihm und dem Datar noch eine dritte Spitze hatte, und die hieß Madonna Olimpia, die Schwägerin des Papstes. Und jetzt wurde es kompliziert, bot zugleich aber auch Chancen: daß Madonna Olimpia nichts von ihm hielt, hatte er schon erfahren, aber jetzt bemerkte er auch, daß sie den Datar noch intensiver haßte als ihn selbst. Da mußte er schlau sein!

Und dann gab es noch ein Problem, ein sehr ärgerliches Problem, für das er keine Lösung fand: den Papst selbst. Bei ihm hatte er regelmäßig Audienz, zu der er pünktlich am Morgen erscheinen mußte. Und wehe, er war auch nur fünf Minuten zu spät, da konnte sein alter Freund Giambattista ungemütlich werden. Und zwar mußte er auch dann erscheinen, wenn die Audienz ausfiel, weil der Papst, der gerne etwas länger schlief, zu spät aufgestanden war und andere Termine drängten. Oder wenn überraschend Madonna Olimpia erschien. "Ach, schmeiß den Zwerg doch hinaus!" konnte er dann manchmal hören, mußte aber um alles in der Welt die Contenance wahren.

Oktober 1644

Einige Wochen nach dem Regierungsantritt des neuen Papstes kam es in Rom zu einer Taubenplage. Die Wappen des Vorgängers mit den Bienen der Barberini wurden natürlich an vielen Häusern entfernt und durch das Wappen Innozenz' X. ersetzt, und dieses enthielt eben als Hauptfigur eine weiße Taube, die einen grünen Zweig im Schnabel hält. Das eigentliche Problem war aber, daß es unter den römischen Damen Mode wurde, sich dieses Wappentier *in natura* ins Haus zu holen. Zahlreiche weiße Tauben wurden gefangen und in kleine Käfige gesetzt, in die man einen grünen Zweig legte. Die meisten Tauben wußten mit diesem einzelnen Zweig nichts anzufangen und erwiesen sich auch gegenüber einem gezielten Training vollkommen desinteressiert. Manche Damen ließen sich, damit das arme Tier nicht so einsam war, zwei Tauben liefern. In etlichen Käfigen spielten sich daraufhin zum Entzücken der Betrachterinnen idyllische Szenen ab. In anderen Käfigen, in die man zwei Tauben gleichen Geschlechtes gesetzt hatte, kam es aber zu blutrünstigen Vorfällen. Manchen Tauben wurde Freiflug im Zimmer gewährt, aber spätestens wenn sie zum dritten Mal dem Hausherrn auf die Perücke geschissen hatten, bestand dieser darauf, den ganzen Unsinn abzustellen. In manchen Häusern vergaß man, vor dem Freiflug das Fenster zu schließen, in anderen zog aus der Gesindeküche ein ungewohnter Duft durch das Haus.

Auch Pasquino und Marforio* nahmen sich des Themas an. Es sei doch schön, daß Rom jetzt auf einen grünen Zweig komme. Schon, aber müßten es nicht tatsächlich zwei Tauben sein, wie im Evangelium nachzulesen, wo die Gottesmutter nach der Geburt des Jesuskindes zwei Täubchen als Opfer bringt? Unsinn, es handele sich doch um die Taube aus der Arche Noah. Nun ja, dann

sei also die Kirche die Arche. Ja. Aber diese Arche sei nicht sehr seetüchtig; sie weise Spalten und Risse auf, durch die aber nicht etwa Meereswasser eindringe, sondern durch die Geld herausfließe, z.B. in die Hände der päpstlichen Neffen. Etwas weniger Gewicht könne die Sicherheit des Gefährtes nur erhöhen, usw. usw. Ein weiterer Zettel, auf dem es hieß, der Papst nenne seine Schwägerin Madonna Olimpia, wenn er mit ihr allein sei, sein Täubchen, wurde allerdings sehr schnell wieder abgerissen.

Schließlich nahm sich der Papst selbst der Frage an. Er hielt in einer Messe für die römischen Damen eine Predigt über das Hohe Lied. Er deutete die Stelle *una est columba mea* auf die Kirche – wie dies schon vor 350 Jahren Bonifaz VIII. getan habe – und fügte hinzu, eine Friedenstaube sei für den Papst als Devise sehr wohl angemessen. "Außerdem symbolisiert die Taube den Heiligen Geist. Deshalb ist es unwürdig, sie in einen Käfig einzusperren." Die anwesenden Damen erschrakten daraufhin furchtbar, eine wurde sogar ohnmächtig, und damit hatte diese heraldische Absurdität ein Ende. Wenn sich doch alle Probleme durch eine einfache Predigt lösen ließen, dachte der Papst und seufzte tief. Und seine Gedanken wanderten erst nach Paris, dann nach Madrid und schließlich nach Münster in Westfalen.

8. November (*sexto idus Novembris*) 1644, im Arbeitszimmer des Papstes

An diesem Tag traf der Subdatur bei der Audienz auf einen ungeduldigen und schlecht gelaunten Pontifex. Sollte das etwa zur Gewohnheit werden? Gewiß: vor drei Tagen hatte er sich bei der Arbeitssitzung einige Schnitzer erlaubt. Aber das hatte daran gelegen, daß der Kardinalprodatur überraschend in der Datarie aufgetaucht war und die Akten durcheinander gebracht hatte.

Heute war er besser vorbereitet und begann sogleich damit, den ersten Fall vorzutragen. "Der Sohn des Grafen Almagro hat aus Liebeskummer gelobt, ins Kloster zu gehen, weil sein Vater ihm die Heirat mit seiner Freundin verboten hat. Jetzt will er das Gelübde rückgängig machen." So etwas war als Eisbrecher immer gut, und tatsächlich begann der Papst zu grinsen. "Ich erinnere mich an diesen Grafen. Ich habe ihn in Madrid gesehen. Der Sohn hat recht. Genehmigt!" – "Ein Ablass für den Wiederaufbau einer Kirche des Bischofs von Hildesheim, die die Schweden zerstört haben." – "Genehmigt!" – "Der Domdekan von Salzburg möchte zusätzlich ein zweites – nein: sogar ein drittes Kanonikat, weil seine Einkünfte so mager sind. Also da haben wir in der Datarie Bedenken, aber der Prokurator blieb hartnäckig." – Ein oder zwei Fälle, die der Papst ablehnen konnte, mußten immer dabei sein. Das gab ihm die Illusion, selbst zu entscheiden. Und tatsächlich fuhr Innozenz hoch und rief: "Nein, das geht nicht, der ist wohl nicht ganz bei Trost!"

Das lief ja ganz gut heute. Und nun etwas Gewagteres: "Der Bischof von Acerno möchte seinen jungen Neffen als Koadjutor annehmen. Wir haben uns erkundigt: der Neffe ist intelligent, fleißig und zuverlässig ..." – "Der hat wenigstens einen tüchtigen Neffen", fiel der Papst dem Subdatur ins Wort, und als dieser erstaunt aufblickte, fügte er hinzu: "Madonna Olimpia liegt mir in den Ohren, ich soll ihren Sohn zum Kardinal machen. Diesen Hohlkopf, dem das Gehirn in den Bizeps gerutscht ist! Ich werde wohl nicht drumrum kommen." Daher wehte also der Wind, und deshalb hatte der Papst so schlechte Laune. "Aber wenigstens mache ich ihn nicht zum Staatssekretär, auch wenn das bisher immer ein Papstneffe war. Wer käme dafür wohl in Frage, Francesco?" – "Fabiano Chigi

hat einen exzellenten Ruf", wagte Moscabruni vorzuschlagen. aber der Papst erwiderte: "Ein guter Mann, zweifellos. Aber den brauche ich als Nuntius in Deutschland. Wen könnte man noch nehmen?" Einen Moment dachte der Subdatur daran, sich selbst ins Gespräch zu bringen, aber er hielt sich gerade noch zurück. Dazu mußte er erst einmal Bischof werden; man durfte nichts übereilen.

Der Papst schweifte mit seinen Gedanken ab, aber dann sagte er etwas unwirsch. "Ich habe jetzt keine Zeit mehr. Der Rest wird ja wohl in Ordnung sein", unterschrieb die übrigen Suppliken, ohne sie näher anzuschauen, und wies den Subdatur mit einer Handbewegung aus dem Raum. Unter diesen Suppliken waren auch zwei knifflige Fälle, bei denen sich Moscabruni schon auf eine längere Diskussion eingestellt hatte. Nun bekam er die Unterschrift quasi umsonst.

Sixtinische Kapelle, 14. November (*octavodecimo kalendas Decembris*) 1644

Öffentliches Konsistorium in der Sixtinischen Kapelle. Seine Heiligkeit, Papst Innozenz X., schlage vor, ließ sich der Konsistorialadvokat mit lauter Stimme vernehmen, Giovanni Carolo de' Medici, Bruder des Großherzogs von Florenz, zum Kardinal zu kreieren. Und dann an die Kardinäle gewandt: "Was meint ihr dazu?" *Quid vobis videtur?* Eine rhetorische Frage, denn alles war schon im voraus abgesprachen. Und so antworteten die Purpurträger einmütig: "Es gefällt uns." *Placet.* Seine Heiligkeit, Papst Innozenz X., schlage vor, seinen Neffen Camillo Pamfili zum Kardinal zu kreieren. *Quid vobis videtur? Placet.* (Aber etwas leiser.) Dann eine Reihe anderer, weniger wichtiger Geschäfte und Verkündungen, und dann wurde nach etwa zwei Stunden der neue französische Botschafter zur Leistung des Obödienzeides namens des *rex christianissimus* zugelassen. Er wirkte etwas verkniffen, und das lag nicht nur daran, daß er so lange hatte warten müssen, aber diese Bosheit hatte sich der Papst nicht verkneifen können.

Der Akt ging schnell über die Bühne, denn der Botschafter verzichtete auf eine Rede. Der Papst gab dagegen in huldvollen Worten seiner Zuneigung zu seinem geliebtesten Sohn in Christo, Ludwig, dem vierzehnten dieses Namens, dem allerchristlichsten* König von Frankreich und Navarra, Herrscher über die erste Tochter Roms im Abendland, Ausdruck, der zwar noch jugendlichen Alters sei, dessen Tugenden und Klugheit aber versprächen, daß er zu einem frommen Jüngling und ergebenen Sohn der Heiligen Mutter Kirche und einem mannhaften Verteidiger des Römischen Stuhles heranreifen werde. Der Botschafter zuckte nervös mit den Mundwinkeln; einige Zuhörer schienen sich sogar das Lachen zu verkneifen, aber zu lachen wäre bei einem so feierlichen Akt gänzlich unmöglich gewesen.

Natürlich wußte jedermann, daß der Leiter der französischen Politik, Kardinal Mazarin, versucht hatte, die Wahl Pamfili zum Papst zu verhindern, daß es aber zu Kommunikationsproblemen zwischen Paris und Italien gekommen war und so der Einspruch zu spät in der ewigen Stadt eingetroffen war. Da war die Wahl schon vollzogen gewesen. Aber Kardinal Mazarin konnte äußerst nachtragend sein. König Ludwig XIV. war erst 6 Jahre alt.

Als der französische Botschafter den Vatikan wieder verließ, erwartete ihn auf dem Petersplatz ein Kinderchor, der ein französisches Lied für ihn sang: "Frère Jacques, frère Jacques, dormez-vous, dormez-vous? Sonne la matine, sonne la matine, ding dong dong." Das paßte zwar nicht ganz zur Tageszeit, aber vielleicht kannte man in Rom nur dieses eine französische Lied. Außerdem war die Aussprache der kleinen Römer schrecklich. Aber der Botschafter war

gerührt und warf ihnen eine Handvoll Münzen zu, auf die sie sich – typisch Italiener! – gierig stürzten. Erst später erfuhr der Herr Botschafter, daß der Text etwas geändert und deshalb so schwer verständlich war. Er hatte gelautet: *Frère Louis, dormez-vous? Règne Mazzarini ...* Aber da war es schon zu spät, um wütend zu werden.

Der Papst seinerseits sollte bald schmerzlich erfahren, daß man sich in Paris mit seiner Wahl noch nicht wirklich abgefunden hatte, sogar daran dachte, die Wahl anzufechten, auf jeden Fall aber dem Papst Knüppel zwischen die Beine und Steine in den Weg warf, wo immer es möglich war. Aber diese Ereignisse der hohen Politik sind für unsere Geschichte ohne weitere Bedeutung.

Aschermittwoch, 1.3. (*in die cinerum i.e. kalendis Martii*) 1645, später am Montag, 6.3. (*pridie nonas Martii*)

In der ewigen Wolke von Gerüchten, die stets die ewige Stadt überschwebte, stach heute eine Nachricht besonders hervor, die unglaublich war, wäre sie echt, und unerhört, wäre sie falsch. Zuerst hielt man sie für einen Faschingsscherz, aber dafür war am heutigen Aschermittwoch nun wirklich nicht der rechte Termin, und das meinten alle, die meist noch leicht verkatert vom päpstlichen Gottesdienst in Santa Sabina kamen und zwinkerten, um die Asche aus den Augen zu bekommen. Oder zwinkerten sie sich zu wegen der Nachricht? Der Marforio wenigstens war wegen der Information so sehr in Gelächter ausgebrochen, daß der Marmor auf der Rückseite einen Sprung bekommen hatte. Blitzschnell erreichte sie auch den Pasquino, der härter im Nehmen war, aber – und das war nun wirklich ungewöhnlich und bei näherer Betrachtung geradezu unverschämt – ein gleichartiger Zettel fand sich auch an den Türen von St. Peter, am Lateran und auf dem Campo de' Fiori angeheftet, wo sonst die wichtigen päpstlichen Bullen der Öffentlichkeit präsentiert wurden.

Die Nachricht lautete, der Papst werde am kommenden Sonntag Laetare, also am 26. März, seiner Schwägerin Olimpia Maidalchini die Goldene Rose überreichen und dies beim nächsten Konsistorium am 6. März bekannt geben. Die Überreichung oder Übersendung der Goldenen Rose fand an Laetare schon seit über einem halben Jahrtausend statt: eine aus Gold gefertigte Tugendrose, die mit Balsam getränkt war und ursprünglich dem Stadtpräfekten von Rom übergeben wurde, als Symbol der Wertschätzung des Papstes für seine Bischofsstadt. Aber im Laufe der Zeit erhielten sie auch andere Personen vornehmlich weiblichen Geschlechtes als Zeichen der Dankbarkeit, so etwa katholische Königinnen oder auch das Kloster, in dem Papst Innozenz IV. 1245 in Lyon Asyl vor dem Wüten des Kaisers gefunden hatte. König Heinrich VIII. von England – aber davon sprach man nicht mehr so gerne – hatte sie gleich dreimal erhalten, aber das war noch, bevor er ... Die Schwägerin des Papstes kam dafür natürlich nicht in Frage, wenn auch ihre formale Tugend als ehrbare Witwe über jeden Zweifel erhaben war.

Rom schüttete sich also aus vor Lachen über diesen angeblichen Plan, nur bis zu Innozenz X. drang das Gerücht nicht vor. So kam es, daß, als er im Konsistorium vom 6. März den Namen der diesjährigen Trägerin bekannt geben wollte, unter den Kardinälen der Barberini-Fraktion leises Gelächter ausbrach. Der Papst wurde wütend, das Konsistorium mußte unterbrochen werden. Eigentlich war die französische Königinmutter als Beschenkte vorgesehen. Das schien eine gute Lösung, denn die verwitwete allerchristlichste Königin war eine spanische

Prinzessin, so daß sich sowohl Frankreich und als auch Spanien hätten geehrt fühlen können. Jedoch unterblieb nach diesem Eklat die Verleihung heuer ganz; die vorbereitete Predigt wurde für das nächste Jahr aufbewahrt, aber man kann ja auch Weihnachtsansprachen wiederholen, ohne daß es jemandem auffällt. Die Zettel am Pasquino usw. wurden abgerissen und so gründlich vernichtet, daß wir leider ihren Text nicht kennen; auch die Nachforschungen Madonna Olimpias blieben ergebnislos. Den Marforio ließ der Papst später in den Innenhof des Kapitols versetzen, wo er besser unter Aufsicht war.

1646, an den Iden des März

"Du herrlichs Vatican!" deklamierte der Mann, und gleich noch einmal: "Du herrlichs Vatican!" Moscabruni, der gerade vom Papst kam, dachte, der Mann wolle ihn nach dem Weg fragen und rief ihm zu: "Zum Vatikan geht's da entlang." Aber der Mann schaute ihn nur kurz an und ging weiter. "Dann eben nicht," dachte Moscabruni. "Sicher wieder so ein dummer Deutscher, der nicht weiß, wie man sich Prälaten gegenüber benimmt."

Er hatte recht – was die Nationalität anging. Der Mann stammte tatsächlich aus Deutschland, näherhin aus Glogau in Schlesien, und hieß Andreas Greif, latinisiert Gryphius. Er war nach Rom gekommen, um die antiken Ruinen und auch die neueren Bauten zu bewundern. Die Katakomben hatte er schon besichtigt, und auch den Papst hatte er bereits gesehen. Aber nur aus der Ferne: um eine Audienz nachzusuchen, kam für ihn als aufrechten Protestanten natürlich nicht in Frage. Für heute abend war er bei Athanasius Kircher eingeladen, dem Universalgelehrten, und da erwartete man von ihm sicher den Vortrag eines Gedichtes; der Ruhm als Dichter war ihm vorausgeeilt und hatte ihm in Rom einige Türen geöffnet. Gerade eben hatte er die letzte noch fehlende Halbzeile gefunden, die das Sonett abrundete.

Die Einladung – man war zu zehnt oder, wie der Gastgeber schmunzelnd bemerkte, ein Dezemvirat – begann damit, daß Kircher einen Trinkspruch auf Julius Caesar ausbrachte (wegen den Iden). Dann berichtete er ausführlich und ausgesprochen gern aus seinen Forschungen. Als besonderen Leckerbissen zeigte er seinen Gästen das seltsamste Manuskript, das die Welt je gesehen hatte: es war in einer Schrift geschrieben, die niemand lesen konnte, und war mit offenbar naturwissenschaftlichen, vielleicht medizinischen oder botanischen Zeichnungen* verziert. Nicht daß Athanasius glaubte, die Gäste könnten ihm bei der Deutung behilflich sein, aber er ließ sie eine Weile spekulieren.

Der einzige, der vielleicht dazu in der Lage gewesen wäre, äußerte sich nicht; er war am Tisch eingeschlafen und wachte erst wieder auf, als das Manuskript schon abgeräumt war. Dieser Gast war allerdings auch schon 85 Jahre alt: Matteo Argenti, ehemaliger Chiffrensekretär des Papstes, aber schon seit vier Jahrzehnten im Ruhestand, weil er sich mit Paul V. überworfen hatte. Er berichtete regelmäßig und zum großen Gaudium der Gäste, wie man damals in Rom die kryptographischen Kenntnisse der verschiedenen Höfe einschätzte: große Vorsicht war geboten beim Verkehr mit Venedig, der Toskana, Urbino, Modena und Parma sowie mit Frankreich und England. Weniger gefährdet war die Korrespondenz nach Spanien und innerhalb des Kirchenstaates. Eine primitive Chiffre genügte im Verkehr mit Deutschland, der Schweiz, Polen, Schweden, Savoyen und Neapel.

Auch Gryphius hatte eine Idee zu dem Manuskript, kam aber nicht dazu, sie zu äußern, denn Kircher war schon wieder auf sein Lieblingsthema zurückgekommen, nämlich sich selbst. Später am Abend, als schon keiner mehr so ganz nüchtern war, fragte er den Dichter, ob er denn schon ein witziges Epigramm auf den Papst geschrieben habe, aber der antwortete ausweichend. Spottschriften auf regierende Fürsten gingen dem wackeren deutschen Barockdichter dann doch zu weit ... In Italien sah man das wohl etwas lockerer.

Das Sonett über das Rom blieb übrigens unvorgetragen. Gryphius entschloß sich, die gelungene Zeile in ein Abschiedsgedicht* bei seiner Abreise aus der ewigen Stadt einzufügen:

Ade, Begriff der Welt! Stadt, der nichts gleich gewesen
Und nichts zu gleichen ist, in der man alles sieht,
Was zwischen Ost und West und Nord und Süden blüht.

...

Du herrliches Vatican, dem man nichts gleich kann bauen.
Fahr wohl! Man kann euch nicht satt mit zwei Augen schauen.

Anfang Juli 1646

Die Sommerhitze hatte eingesetzt, aber der Subdatur war pflichteifrig in der Datarie zugegen. Was seine Mitarbeiter anging, hatte er sehr schnell deren Freundschaften und Animositäten unter einander und auch ihm selbst gegenüber herausgefunden und wußte sie bereits für sich auszunutzen. Die intransigenten Parteigänger des Kardinal-Datars beschäftigte er mit gleichförmigen, aber zeitaufwendigen Arbeiten, während er die interessanten Fälle für sich reservierte und für die Mitarbeiter, die in ihm die aufgehende Sonne erkannten. Sein alter Studienkollege Ciampini, der immer wieder einmal in der Datarie auftauchte, kommentierte dies im Freundeskreis mit der Bemerkung, es gebe jetzt die Datarie für die langweiligen und die Subdatur für die spannenden Fälle.

Soweit lief alles ganz gut. Aber er hatte noch Probleme mit den Summarien. Der Kardinal liebte ausführliche, aber gleichförmige Summarien. Dagegen hatte er herausgefunden, daß diese langatmigen Sermonen dem Papst lästig waren: Innozenz bevorzugte kurze knackige Texte, die sich nicht ständig wiederholten. Er legte also zwei Stapel an, einen für sich und einen für den Kardinal, falls dieser überraschend im Amt auftauchte und mitreden wollte. Wenn der Datar dann wieder gegangen war – denn sein Interesse erlosch in vorhersehbarer Frist –, schnitt er einfach die datarialen Summaria ab und ersetzte sie durch seine kurzen Formulierungen, für die auf dem restlichen oberen Rand allemal noch genug Platz war. Dabei kam ihm flüchtig der Gedanke, daß man so doch auch mit Suppliken verfahren könne, die der Papst bereits genehmigt hatte ...

Weniger erfolgreich war Moscabruni aber beim Aushandeln der *compositio-nes*. Da war er zu ungeduldig, wurde zu schnell grob, und vor allem: ihm fehlte das Gespür, wen man ausnehmen konnte und bei wem man auf Granit biß – eine Fähigkeit, die sich nur in langjähriger Erfahrung erlernen ließ. So kam es immer wieder vor, daß sich abgewiesene Bittsteller bei irgendwelchen Kardinälen beschwerten, die dann ihrerseits den Papst löcherten. Und den wollte er sich doch geneigt erhalten und gefügig machen.

Ende Juli (*circa finem mensis Iulii*) 1646

Die Köche in Rom waren in Aufregung. Da hatte doch der päpstliche Nuntius bei den Friedensverhandlungen in Münster, Fabio Chigi, dem Papst ein Geschenk geschickt: ein großes Brot von überraschender Farbe, und er hatte dazugeschrieben *Ecce panis Westfalicus!** (hier ist ein Brot aus Westfalen). Ob er damit ausdrücken wollte: "Seht, von was ich mich hier ernähren muß!" Oder ob er das politisch meinte: "So schwer liegen uns die Verhandlungen im Magen"? Das blieb ungeklärt, und ist es bis heute.

Das Brot war wirklich von ungewöhnlicher Farbe, es war – ja, man muß es sagen – es war vollkommen schwarz. Der Papst ließ es in Stücke brechen und verteilte die Partikel an die Kardinäle und die Botschafter, die es annehmen wollten. Der spanische Botschafter weigerte sich rundweg: "Das kann nur mit Hilfe des Teufels gemacht worden sein. Das ist ein Fall für die Inquisition!"* Der portugiesische Botschafter hingegen war interessiert: ein Brot, das unbeschadet die lange Reise aus dem Norden bis nach Rom überstanden hatte, könnte sich doch auch für die Seefahrt eignen, gewissermaßen als dunkle Abwechslung zum Zwieback.

Dabei schmeckte das Brot denen, die es zu probieren wagten, eigentlich recht gut: anders als das Weißbrot, das sie gewohnt waren, aber sehr interessant, aromatisch und durchaus sättigend. Sofort begannen die Leibköche der Kardinäle, es nachzubacken. Der Nuntius hatte nämlich noch dazugeschrieben, es müsse volle zwölf Stunden lang im Ofen bleiben. Alle Versuche scheiterten; die Testbrote kamen völlig verkohlt ans Tageslicht. Damit waren sie zwar ebenso schwarz wie das Muster, aber gänzlich ungenießbar. Das ging so, bis sich Francesco Sacchetti, ein Küchenjunge des päpstlichen Mundkochs, die beiliegende Zeichnung genauer ansah und bemerkte, daß das Brot in einem rundum abgeschlossenen Kasten dargestellt war: es mußte also unter völligem Luftabschluß gebacken werden. Und das gelang dann auch unter dem Beifall des Papstes, der den begabten Küchenjungen sofort zu seinem Leibkoch beförderte. Eine Zeitlang war das Pane Sacchetti jetzt große Mode in Rom, aber dann gelang es den Zuckerbäckern, durch aufwendige Kreationen das Interesse wieder auf ihre Kunst zu lenken. Zucker war ja auch viel teurer und damit wertvoller und repräsentativer.

27. September (*die vicesima septima mensis Septembris*) 1647

Dieser Tag im Spätherbst des soeben begonnenen 4. Pontifikatsjahres Innozenz' X. war ein glücklicher Tag im Leben von 32 Mitgliedern der Römischen Kurie. Nicht nur, weil immer noch die Sonne schien, aber nicht mehr so erbarmungslos wie im August, oder weil der neue Wein aus den Castelli Romani schon bereitstand, sondern weil der allerheiligste Vater usw. ihnen eine ganz besondere Gnade erwiesen hatte, die sie über den Rest der Kurie hinaushob: er hatte ihnen gestattet*, ein Testament zu errichten. Eigentlich stand ihnen das nach dem strengen Kirchenrecht als Geistlichen nicht zu, denn alles, was sie besaßen und erwarben, gehörte der Kirche und mußte an sie auch wieder zurückfallen – es sei denn, der Papst machte eben eine Ausnahme für besonders verdiente Mitarbeiter.

Unter den 32 Privilegierten war auch Francesco Moscabruni, der Subdatar. Er stand zwar erst an 28. Stelle auf der Liste – nach dem Sekretär der Brevien Marco Maraldo, nach dem Sekretär der Komplimente Gaspare Simoni, nach dem

Sekretär der Memoriali Giuseppe Frenfanello, auch nach den drei Kommandanten der päpstlichen Leibgarde, nach den beiden päpstlichen Leibärzten Gabriele Fonseca und Giulio Cesare Marsella, sogar nach dem Mundkoch des Papstes Francesco Sacchetti und dem päpstlichen Schleppenträger Bernardino Sforza sowie nach etlichen Kammerherrn und Kaplänen (doch immerhin noch vor dem päpstlichen Barbier Michele Bonauguri) – aber der Subdatar war deswegen nicht beleidigt.

Im Gegenteil: das entsprach ganz dem Geschäftsmodell der Datarie, die als kleine und äußerlich nachgeordnete Dienststelle fungierte. Aber daß man sich nicht täuschte! Was da äußerlich geräuschlos abging, war eine der Schnittstellen des Gnadenbetriebes. Hier kreuzten sich die Expeditionswege der Urkunden. Alle Suppliken landeten auf dem Schreibpult des Datars, der auf ihnen pflichtgemäß das Datum eintrug und sie dann entweder an die Kanzlei zur Ausstellung als Bulle oder an die Sekretariate zur Expedition als Breve weitergab. Niemand hatte einen besseren Überblick über das Gesamtgeschäft. Bei Angelegenheiten schließlich, die so wichtig waren, daß der Papst selbst die Entscheidung fällte, war es der Datar, der sie dem Heiligen Vater zur Annahme oder Ablehnung vorlegte – er, der Datar, oder fast immer sein Stellvertreter, der Subdatar, denn der Kardinalprodatar war ein vielbeschäftigter Mann.

Moscabruni besorgte sich sofort eine Abschrift der Urkunde. Dabei traf er auf seinen früheren Studienkollegen Giovanni Ciampini, der das gleiche tat. "Ich will ein Buch über den Aufbau und die Funktionsweise der Kurie schreiben, dafür brauche ich den Text", sagte er zu Moscabruni, "aber das Thema ist ungeheuer kompliziert. Ich weiß nicht, ob ich in diesem Leben damit fertig werde." – "Wenn du darüber stirbst, schreibe ich es eben zu Ende", erwiderte leichthin der Subdatar. Wie konnte er wissen, daß Ciampini ihn überleben würde, sogar um vier Jahrzehnte, und das Buch 1696/7 tatsächlich beenden konnte? (Wodurch er sich einen Ehrenplatz in den Herzen der Historiker sicherte ...)

Zuhause nahm sich Moscabruni den Text genau vor: die Begünstigten durften also tatsächlich ein Testament errichten und alle Summen Geldes vererben, auch wenn sie *maximi, excessivi et inexcogitabiles* wären (sehr groß, übermäßig und – beinahe hätte er gelesen: unanständig, nein: – ungewöhnlich* hoch). Die Formulierung gefiel ihm, und er nahm sich vor, solche massiven, exzessiven und undenkbaren Summen tatsächlich zu erwerben. Der apostolischen Kammer wurde ausdrücklich verboten, darauf zuzugreifen; und selbst wenn er ohne ein Testament stürbe (*abintestato*, wie der juristische Fachbegriff lautete), fiel alles doch an seine gesetzlichen Erben. Respekt: da hatte jemand bei der Ausformung des Textes ganze Arbeit geleistet! Er nahm sich vor, ihn kennenzulernen und seine Freundschaft zu suchen.

1648

"Wofür hält uns eigentlich dieser Romanschreiber?" wird das geneigte Publikum schon gefragt haben. "Am 19. September 1644 hat er uns wissen lassen: 'Hoffen wir, daß er [der Subdatar] auf dem Boden der Realität und des Rechtes bleibt!'. Wir haben doch bereits gemerkt, daß genau das nicht passieren wird, daß er nicht auf diesem Boden bleiben wird. Wie käme sonst eine *causa Francesco Moscabruni* zustande?" Und tatsächlich trat heute die erste Versuchung an den wackeren Subdatar heran, die über das übliche Aufhalten der Hand hinausging.

Und zwar agierte der Versucher auf raffinierte und hinterhältige, eben: diabolische, Weise, nämlich durch einen scheinbaren Zufall, ein bloßes Versehen.

Der Subdatar kam ermüdet von der Audienz zurück. Der Papst und er hatten einen ganzen Stapel Suppliken durchgearbeitet. Fast alles hatte er problemlos unterschrieben. Aber in einem Fall hatte er ein besseres, nämlich kürzer und präziser formuliertes Summarium verlangt. Es sei ihm doch nicht zuzumuten, diese endlosen juristischen Sermonen durchzulesen. Wieder in der Datarie angekommen, machte Moscabruni sich daran, auf die Suppliken das Datum zu schreiben, da fiel ihm bei einer Supplik auf, daß das Summarium überhaupt nicht zum Text paßte: die Zusammenfassung klang ganz harmlos, während der Fall viel komplizierter lag; aber der Papst hatte anstandslos unterschrieben. Das war – wir kennen das alle – die Situation, wo sich in der äußersten Ecke des Gewissens ein kleines Teufelchen Zugang verschafft. Was geschehen war, war Zufall, aber könnte man dem Zufall in Zukunft nicht ein wenig nachhelfen?

Was sollte der Subdatar mit der genehmigten, aber mit falschem Summarium versehenen Supplik machen? In der Kanzlei würde sie auffallen; dann gäbe es richtig Ärger. Kurzentschlossen schnitt er die falsche Zusammenfassung ab und schrieb einen neuen, diesmal passenden Text auf den verbleibenden Rand. So hatte er es dem Papst ja auch vorgetragen, und so hatte dieser es genehmigt. Und jetzt schnell weiter die übrigen Stücke erledigt.

Aber ein Teufelchen, das sich einmal im Gehirn eingenistet hat, läßt sich von dort nicht so leicht wieder vertreiben. Es läßt sich, wenn die Formulierung erlaubt ist, nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Zunächst aber hielt es stille und begnügte sich mit dem Erfolg, eine Tür geöffnet zu haben, zu der es allein den Schlüssel besaß, ohne daß der Inhaber etwas davon bemerkte.

Rom, 26.11. (*sexto kalendas Decembris*) 1648

Dieser Tag steht als Tag der immerwährenden Schande in die Biographie des Papstes eingeschrieben, denn an diesem Tag publizierte er die Bulle *Zelo domus dei*. Sie wurde in der Sixtinischen Kapelle verlesen, dann an die Türen von St. Peter angeschlagen. Nach etwa einer Stunde nahmen die Kursoren sie wieder ab, um mit ihr zum Lateran und zum Campo de' Fiori weiterziehen, wo sie ebenfalls eine oder zwei Stunden lang aushängten. "Durch den Eifer für das Haus des Herrn" getrieben, erklärt der Papst in der Urkunde den Westfälischen Frieden für ungültig, weil er in die Rechte der Kirche eingreife. Insbesondere sei auch ohne Zustimmung der Kurie eine achte Kurwürde für einen Häretiker eingerichtet worden, obwohl die Päpste einst die Zahl der Kurfürsten auf sieben beschränkt hätten. Die Leiden der Bevölkerung während der dreißig Jahre des Krieges erwähnt er mit keiner Silbe.

in den Tavernen Roms, im Februar/März 1649

Gegen Ende des Februars breitete sich in Rom ein neues Kartenspiel aus. Es verdrängte sogar die übliche Diskussion, ob das laufende Jahr ein Schaltjahr sei, wo doch die päpstliche Kanzlei immer noch die Jahreszahl 1648* verwendete (noch bis zum 24. März), ehe dann das mit barocker Pracht begangene Fest Mariä Verkündigung alle Zweifel beseitigte. Nein, das Kartenspiel zog diesmal die

ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es hieß *Capo di re Carlo* oder kurz *Capocarolo* und ließ sich mit jedem beliebigen Blatt spielen, wenn man nur zu Beginn der Runde die drei Trümpfe genau festlegte, welche *Carlo*, *Maria* und *Oliver* hießen. Allerdings wurden auch ganz schnell Kartenspiele gedruckt, die diese Trümpfe mit drastischen Abbildungen der drei Personen boten. Die Regeln des Spiels waren nicht ganz genau festgelegt und konnten auch während des Spieles noch geändert werden. Das führte zu heftigen Auseinandersetzungen der Spieler und der Zuschauer, die stimmungsgewaltig und nicht selten auch mit den Fäusten und manchmal sogar mit den Degen ausgetragen wurden.

Das tat aber der Beliebtheit des Spiels keinen Abbruch, sondern machte im Gegenteil seinen besonderen Reiz aus. "Es ist wie in der Politik", pflegte man zu sagen, "da weiß man auch nie so genau, welche Regel denn jetzt gerade gilt." Wie wahr!, dachte der Papst, als er zum ersten Mal von dem Spiel und dem Ausspruch hörte. Die Grundregel des Spiels lautete, so erklärte ihm sein Kammerdiener, daß derjenige (oder diejenige) gewonnen hatte, der (die) alle drei Trümpfe in die Hand bekam. Solange das nicht der Fall war, hatte im Prinzip der die Nase vorn, der den Oliver besaß, aber die Gegenspieler konnte durch ständige Erhöhung des Einsatzes das Spielende hinauszögern und darauf hoffen, daß die Karten neu gemischt würden.

Die historisch gebildete Leserschaft hat natürlich schon den geschmacklosen Hintergrund des Spiels erkannt: die drei Trümpfe sind Maria Stuart, Oliver Cromwell und der unglückliche englische König Karl I., der justament am 30. Januar 1649 geköpft worden war. Die Stellung der Kurie dazu war zwiespältig: Maria Stuart wurde als Märtyrerin der katholischen Konfession verehrt, aber Karl war Protestant gewesen, und die Hoffnungen, die man auf seine katholische Ehefrau gesetzt hatte, hatten sich nicht erfüllt. War sein gewaltsamer Tod also ein Tyrannenmord oder ein Angriff auf das göttliche Recht der Könige? Das Urteil fiel schwer. So kam es, daß der Papst das Kartenspiel schließlich verbot und es auch untersagte, sich während der laufenden Karnevalssaison als König oder Königin mit dem Kopf unter dem Arm zu verkleiden. Alle Schulden, die während der Spiele gemacht worden waren, wurden gestrichen und zugunsten der Kirchenfabrik von St. Peter umgewidmet, die Karten selbst konfisziert und auf der Terrasse der Engelsburg verbrannt. Dort stieg der Rauch auf wie einst über Sodom und Gomor-rha.

im Vatikan, 6. April (*octavo idus Aprilis*) 1649

In der Woche nach Ostern erwartete den Subdatur eine unangenehme Überraschung. Als er, bereits etwas verspätet, im Palast ankam und die Treppen hinaufgehastet war, fand er den Papst nicht vor. Er wandte sich heftig schnaufend an den Türhüter, und der beschied ihn süffisant: "Der Heilige Vater hält die Audienzen jetzt im Garten ab. Auf, auf! Laßt ihn nicht warten! Das hat er gar nicht gerne." Also die Treppe wieder hinunter und in den Garten. Am Gartentor hielt ihn der dortige Türhüter, der ihn nicht kannte, auf: "Ihr könnt da jetzt nicht hinein! Seine Heiligkeit hat gleich eine Arbeitssitzung mit dem Herrn Subdatur." – "Ich bin der Subdatur", fuhr Moscabruni ihn an und stieß ihn grob zur Seite. Das sah der Papst und kam ihm entgegen. "Du wirkst erregt, Moscabruni. Und rempele das Personal nicht an; man muß freundlich mit den Leuten umgehen. Die haben mehr Macht, als du glaubst. Und wenn du etwas abnehmen würdest, müßtest du nicht so schnaufen."

Das Unangenehme an diesen Freiluftaudienzen war, daß der Papst schnell ausschnitt und Moscabruni mit ihm Schritt halten und zugleich auch noch die Rechtsfälle vortragen mußte. Auf der anderen Seite: das Unterschreiben erfolgte dann in einem Zug, ohne daß der Papst die einzelnen Suppliken noch einmal näher ansah. Warum sollte er ihm da nicht einige Texte unterschieben, die inhaltlich nicht ganz dem entsprachen, was er ihm mündlich referiert hatte?

Das funktionierte recht gut, bis Innozenz einmal auf eine Supplik schaute und sagte: "He, du kennst deine eigenen Summarien nicht. Hier steht: 'drei Pfründen zu je 200 fl.', und du hast gesagt 'zwei Pfründen zu 100 fl.' Du mußt besser aufpassen!" – "Diese ständige Lauferei bringt mich ganz aus dem Konzept."

Der so Belehrte schluckte seinen Ärger herunter, nahm sich aber vor, den päpstlichen Leibarzt aufzusuchen und ihn zu bitten, dem Papst zu sagen, diese fortwährenden Spaziergänge schadeten seiner Gesundheit. Und das tat Dr. Marsella dann auch, gegen ein Faß Malvasier und eine kleine Pfründe, die Francesco ihm verschaffte. (Man nannte Dr. Marsella meist Dr. Marsala, weil er immer so fröhlich war.) Und so fand dieser ambulante Unsinn sein Ende.

Moscabruni aber sagte sich, er müsse systematischer und überlegter vorgehen. Wenn der Papst die Summarien lesen wollte: bitte! Aber daß er den ganzen ellenlangen Text der Supplik las, das war doch sehr unwahrscheinlich. Also würde er in Zukunft bei delikaten Fällen ein harmloses Summarium an den oberen Rand schreiben, das nicht mit dem folgenden Text übereinstimmte. Und zu Hause konnte er dieses "vorläufige" Summarium dann abschneiden und durch einen passenden Text ersetzen. Das hatte er ja schon mehrmals gemacht, wenn auch noch nicht – wie von jetzt an – mit der Absicht, den Papst hinters Licht zu führen.

"Ich gratuliere mir", sagte das Teufelchen.

Mitte April (*medio mense Aprili*) 1649

Wer hätte gedacht, daß ausgerechnet Madonna Olimpia den Aufstieg Moscabrunis fördern und seiner Karriere sogar den entscheidenden Schub verleihen würde? Natürlich tat sie das nicht mit Absicht. Ein Subdatur, der das Subalterne seiner Stellung ja schon im Titel trug, war etwas, womit sie sich nicht befaßte, das lag weit unter ihrer Sphäre. Sie verkehrte in höheren Kreisen: mit den Kardinälen und Botschaftern, allenfalls noch mit den Sekretären, wie etwa Marco Maraldo, dem Sekretär der Breven, oder Gaspare Simoni, dem Sekretär der Komplimente. Vor allem mit letzterem, denn er hatte ja Anteil an der diplomatischen Korrespondenz.

"Wenn Sie nach Rom kommen", sagte der scheidende venezianische Botschafter zu seinem designierten Nachfolger, "gehen Sie zuerst zum Kardinalstaatssekretär! Der wird Ihnen den Termin für die Antrittsaudienz beim Papst verschaffen. Dann nehmen Sie Kontakt auf mit den Präfekten der Kardinalskongregationen. Und vergessen Sie auf keinen Fall, Madonna Olimpia zu besuchen, die Schwägerin des Papstes! Bringen Sie ihr ein teuer aussehendes Geschenk mit, und bereiten Sie ein unschuldiges, aber wichtig scheinendes Geheimnis vor, das Sie ihr heimlich anvertrauen können!"

Madonna Olimpia führte ihre eigene Außenpolitik, die die offizielle Politik der Kurie durchaus durchkreuzen konnte, aber ihr fehlte die Begabung einer Madame Pompadour. Das führte zu lebhaften, manchmal heftigen Gesprächen zwischen ihr und dem Papst, bei denen seine Stimme immer lauter und die ihre immer höher wurden. Sie erteilte ihm Ratschläge: das war willkommen; sie wollte

ihm Anweisungen zu geben: das war weniger willkommen; sie versuchte schließlich, ihre Ansicht um jeden Preis durchzusetzen: das ging zu weit. Vor allem aber – und das nervte den Papst und reizte ihn bis aufs Blut – verlangte sie Stellen und Würden für seine und ihre Verwandtschaft, obwohl es da niemanden gab, der dafür auch nur annähernd die nötige Intelligenz oder wenigstens den erforderlichen Fleiß besaß. Der Kardinal Camillo, um nur ein Beispiel zu nennen, hatte zweieinviertel Jahre nach seiner Ernennung den Purpur schon wieder abgelegt, um zu heiraten.

Und so kam es, daß sich der Papst wieder seinem Jugendfreund Moscabruni zuzuwenden begann. Bei ihm fand er Erholung von den weiblichen Strapazen. Der Subdatur war höflich und verlor nie die Geduld (wenn er beim Papst war, in der Datarie sah das anders aus), er sprach mit sanfter Stimme und sah es ein, wenn der Heilige Vater einmal einen Vorschlag nicht teilte, eine Bitte nicht genehmigen konnte oder wollte. Innozenz gewöhnte sich an, ihn wieder mit Francesco anzureden. Und Francesco erinnerte sich an etliche lustige Geschichten aus ihrer gemeinsamen Studienzeit, oder er berichtete kleine Anekdoten aus Rom oder gab die neuesten Sprüche von Pasquino und Marforio wieder, darunter in sorgfältiger Dosierung auch diejenigen über die Schwägerin des Papstes. Zur Not erfand er auch einen solchen Spruch, aber das mußte er nur selten tun, denn die Dame gab immer wieder Anlaß zu Kommentaren. Es war schön, dachte der Papst, einfach über sie lachen zu können. Mit speziellen Wünschen nervte der Subdatur den Heiligen Vater nicht, denn der Papst unterschrieb diese ja ohnehin, freilich ohne es zu merken.

Und nun verschaffte Madonna Olimpia dem Subdatur einen Erfolg, von dem er nie hätte zu träumen gewagt: sie geriet in heftigen Streit mit dem Datar. Es flogen die Fetzen, der Datar beklagte sich beim Papst, das fand der wiederum nicht lustig und erzählte es seiner Schwägerin, die fiel noch giftiger über den Datar her usw. usw. – kurzum: sie brachte es schließlich dahin, daß Innozenz den Kardinal seines Postens enthob. "Ich habe den Datar gefeuert", sagte er tags darauf zum Subdatur. "Bis ich einen Nachfolger gefunden habe, wirst du seine Aufgaben übernehmen. Das schaffst du doch, Francesco? Es sind ja nur ein paar Wochen." – "Das wird schwierig, aber ich werde mich anstrengen."

Es war gut, dachte sich Moscabruni auf dem Heimweg, daß ich der Versuchung widerstanden habe, etwas für mich herauszuholen, eine bessere Bezahlung oder so. Und ich werde ihn nicht daran erinnern, sich nach einem Nachfolger umzusehen. Das kleine Teufelchen in seinem Kopf applaudierte heftig und langandauernd. In der Datarie merkte man freilich schnell, daß jetzt ein anderer Wind wehte und daß da niemand mehr war, der einen notfalls gegen den Subdatur in Schutz nahm.

Rom, 30. Mai (*tercio kalendas Iunii*) 1649

Die besseren Kreise Roms zitterten vor Erregung: gestern war er eingetroffen. Wer war eingetroffen? Ja, wißt ihr das denn nicht? Der großartige, der berühmte, der einzigartige Don Diego Rodríguez de Silva y Velázquez, der Hofmaler des spanischen Königs. Alle Kardinäle und die Hälfte des römischen Adels sahen sich schon Modell sitzen und so die optische Eintrittskarte für den Olymp und Jahrhunderte des Ruhmes in der Geschichte der Kunst gewinnen. Wer erinnerte sich z.B. heute noch an sie, wenn Velázquez ihn/sie nicht portraitiert hätte?

Allerdings wußte man auch, daß der Maler nur wenige Bilder hervorbrachte. Ein Portrait des Papstes durfte als sicher gelten, zumal der Papst den Maler schon während seines Aufenthaltes in Spanien kennen und schätzen gelernt hatte. Aber wer kam sonst in den Genuß dieser Gnade? Und wer konnte es sich leisten? Zwar gab sich Don Diego äußerlich als vornehmer Reisender, der nur zum Zeitvertreib ab und zu zum Pinsel griff, der es nicht nötig hatte, seine Kunst für Geld zu verkaufen. Eigentlich war er als Kunstsammler unterwegs, der für seinen König wertvolle Antiken und dergleichen erwerben sollte, was den Preis der Stücke, für die er sich interessierte, sofort in schwindelnde Höhen trieb – die Spanier konnten eben nicht mit Geld umgehen. Und sicher hatte er auch noch diplomatische Aufträge im Gepäck. Aber jedermann ahnte, was hinter den Kulissen vor sich ging, und die Summen, die da genannt wurden, ließen den Atem stocken.

Und manchmal, auch das wußte man, malte er jemanden nur so, ohne Geld, ohne Rang, ohne Beziehungen, nur weil er seine Physiognomie für interessant hielt. Das konnte durchaus auch ein Hofnarr sein oder ein Zwerg oder ein Wasserverkäufer. Auf wen würde solch ein Blick des Künstlers fallen?

im Pamfili-Palast, 31.7.1649

Madonna Olimpia war schon früh aufgestanden, um rechtzeitig angekleidet und frisiert zu sein, wenn der Maler kam. Es war ihr – man höre und staune! – gelungen, ein Portrait bei diesem Valasco oder wie er hieß zu bestellen. Niemand wußte genau, wie sie das geschafft hatte. Es gab das Gerücht, sie habe ihn glauben lassen, der Künstler werde den Papst bei ihr vorfinden, dessen Portrait feststehende Tatsache war. Dabei habe sie immer nur von "dem Portrait" gesprochen, ohne die abzubildende Person zu nennen. Oder sie habe ihm eine so hohe Summe angeboten, daß er nicht widerstehen konnte. Aber das glaubte eigentlich kaum jemand, denn Olimpia und eine hohe Geldausgabe? Das war doch zu unwahrscheinlich. Andere sagten, der Maler habe sehr wohl gewußt, wer ihn als Modell erwartete, aber die Gelegenheit nicht verstreichen lassen wollen, Skizzen für ein anderes Gemälde zu machen, auf dem eine Furie abgebildet sein sollte.

Wie dem auch sei, falls sie ihn tatsächlich überrumpelt hatte, war er *caballero* genug, sich das nicht anmerken zu lassen. Er schlug jedoch vor, nicht nur sie selbst, sondern an ihrer Hand auch die kleine Olimpiuccia auf das Gemälde zu setzen. Die Kleine war begeistert, die Großmutter weniger, aber sie konnte nichts machen. Die Modellsitzung dauerte drei anstrengende Stunden für die Dame, denn der Maler wollte sie stehend abbilden und verlangte, daß sie ihm im wörtlichsten Sinne Modell stehen sollte. Tatsächlich hielt er sich mit ihr nicht lange auf. Ihr Durchschnittsgesicht war schnell skizziert, ihre schwarze Witwenkleidung, die an ihr wie an einer Schneiderpuppe hing, konnte er später genauer ausführen, ohne sie vor Augen zu haben. Aber er machte eine ganze Serie von Studien über die kleine Olimpiuccia, entzückende Kinderportraits, die heute leider verloren sind, soweit sie nicht als Engelsgesichter auf Altargemälden weiterleben. Aber darüber streiten sich die Kunsthistoriker*.

Als es auf Mittag zuging und Don Diego Hunger bekam, beendete er die Sitzung, ließ das Gemälde mit der Bemerkung einpacken, es müsse jetzt noch vor seinem inneren Auge reifen. ehe er es ganz fertigstelle. Dann entstand eine peinliche Pause. Der Künstler erwartete selbstverständlich, daß sich das Modell jetzt

in die Gastgeberin für das Mittagessen verwandelte, aber da kannte er Madonna Olimpia schlecht. Als keine Einladung erfolgte, ging er. Noch am Nachmittag stellte er das Bild fertig. Aber er ließ es ihr erst bringen, als er vierzehn Tage später die erste Rate des vereinbarten Honorars erhalten hatte. Er ahnte schon, daß die erste auch die einzige Rate bleiben würde, aber es war unter seiner Würde, deswegen Lärm zu schlagen. Der Papst erwies sich übrigens als soliderer Geschäftspartner.

15. August (*in festo assumptionis beate Marie virginis*) 1649, *ad catacumbas*

Wer in Rom unter wissenschaftlicher Führung die Katakomben besuchen wollte – besuchen, nicht nur besichtigen! –, hatte mehrere Möglichkeiten. Er konnte sich an die Jesuiten wenden, die einen gelehrten Mitbruder sandten, z.B. Pater Pluralis, von dem es hieß, er habe den Ehrgeiz, päpstlicher Beichtvater zu werden. Dann bekam man ausführliche Erläuterungen zu jedem der einzelnen *cubicula*, die man aufsuchte, und gleichzeitig subtile theologische Ergänzungen in einer Detailfülle, die niemand bewältigen konnte. Nach etwa zwei Stunden brach der Führer die Führung dann ab (wie er sagte) und ließ durchblicken, daß Zuhörer geringerer Gelehrsamkeit mit seinen kurzen Ausführungen wohl doch überfordert seien. Dieses Urteil traf harmlose Pilger, Mitglieder der Kurie, auswärtige Prälaten und römische Kardinäle in gleicher Weise.

Alternativ konnte man auch einen Kapuziner engagieren. Dann verlief der Besuch kurzweiliger und auch kürzer, und man bekam Anekdoten und teils sogar lustige oder rührende Geschichten aus der christlichen Frühzeit zu hören. Mit dem Entziffern von Inschriften wie *SCS LAVRENTIVS* oder *Πετρος ενι* wurde man nicht behelligt. Solche Führungen endeten, was bei dem Jesuiten aus Zeitgründen ausfallen mußte, mit einer Messe in einem der *cubicula* – ein durchaus berührendes Ereignis für jeden, der es erlebt hat. Es schlug damals wie heute die Brücke zur frühchristlichen Zeit und rief ins Bewußtsein, wie sehr sich die Welt seitdem verändert hatte.

Wer statt dessen einen Dominikaner wählte, den erwartete ein ähnlicher Ablauf, nur weniger erbauliche Erzählungen, sondern drastische Beschreibungen der Martyrien, und mancher Zuhörer fragte sich, ob der Predigerpater auf Erfahrungen zurückgriff, die er bei einem Inquisitionsprozeß gesammelt hatte.

Denkwürdig war ein Besuch Madonna Olimpias, an dem auch Olimpiuccia teilnahm, obwohl das der Großmutter gar nicht recht war. Die Kleine stellte immer wieder vorlaute Fragen: warum denn überall Fische abgebildet seien, obwohl gar kein Meer da sei usw. Die übrige Gesellschaft, zu der auch die päpstlichen Leibärzte Dres. Fonseca und Marsella (letzterer in sehr fröhlicher Stimmung) und der päpstliche Schleppenträger Bernardino Sforza gehörten, fand das anfangs recht amüsan, später eher lästig. Am Schluß versteckte sich die Kleine in einem Seitengang, was zunächst niemandem auffiel, dann aber zu großer Bestürzung und zu Tränen von Großmutter und Enkelin führte.

An diesem 15. August war es eine andere hochrangige Gesellschaft, die sich zum Besuch der Katakombe eingefunden hatte und keinen wissenschaftlichen Begleiter benötigte, sondern nur jemanden, der sie unbeschadet durch die Gänge lotste. Dies tat ein Mitarbeiter der Ritenkongregation, der die Restaurierungs- und Bauarbeiten beaufsichtigte, die im Hinblick auf das bevorstehende Heilige Jahr 1650 vorgenommen wurden. Die Gruppe umfaßte jene fünf Freunde Giovanni Ciampini, Pietro Carpa und Stefano Orsini, die wir schon im Jahre 1597 als

Jurastudenten kennengelernt haben (Giambattista Pamfili war jetzt natürlich nicht dabei, er war ja Papst geworden). Der fünfte im Bunde, Francesco Moscabruni, war auch eingeladen, hatte aber abgesagt; er fürchte sich vor den Toten, munkelte man. Außerdem hatte sich der Brevenschreiber Francesco Mazzini angeschlossen, ein schon etwas älterer, aber allseits geachteter Herr, ferner der päpstliche Mundkoch Francesco Sacchetti, dessen Kunst man anschließend genießen wollte, und schließlich der Barbier des Papstes, Michele Buonauguri, der nicht nur mit dem materiellen Rasiermesser umzugehen wußte, sondern auch mit demjenigen Ockhams*; der Führer würde sich also vor allzu gewagten Spekulationen zu hüten wissen.

Beim anschließenden Abendessen sprach man kurz über allgemeine Themen wie die Politik des Papstes, aber was sollte man da groß sagen? So kam man schließlich auf den abwesenden Moscabruni zu sprechen. "Er hat sich verändert, unser Moscabruto, meint ihr nicht auch?" Und zu Koch und Barbier gewandt: "So haben wir ihn genannt, wenn er nicht dabei war. Kennt ihr ihn?" – "Gesprochen habe ich nie mit ihm, aber er ist ein paar Mal an mir vorbeigerollt. Er ißt offenbar gern, aber zu viel und das Falsche." – "Er kommt immer so ins Zimmer gelaufen, auch wenn ich noch beim Rasieren bin. Aber der Papst scheint recht intim mit ihm zu sein." – "Dabei haben sie sich früher gar nicht so gemocht." – "Er ist recht teuer gekleidet in letzter Zeit, meint ihr nicht auch? Wirft die Datarie denn so hohe Einnahmen ab?" – "Das eigentlich nicht, eher hohe Nebeneinnahmen ..." – "Vielleicht sollte ich dem Papst das Rasiermesser an die Kehle setzen und eine Gehaltserhöhung verlangen." – "Und was machst du, wenn er ablehnt?" Da mußten sie doch lachen, und wandten sich wieder der Mahlzeit zu: Taubenpastete nach dem Rezept Bartolomeo Scarpis, des Leibkochs Pius' V., dessen Ruhm an der Kurie unverblaßt war. "Trotzdem möchte ich gern wissen," sagte nach einer Weile der Orsini mit vollem Mund (er hatte offenbar einen Bärenhunger), "wie der Typ sich so teure Stoffe leisten kann. Da wird man wohl einmal nachforschen müssen."

31. August* (*die ultima mensis Augusti*) 1649

Der Herr Subdatar tobte. Gerade hatte er sich aufgemacht zur routinemäßigen Arbeitssitzung mit dem Papst, da kam ein Bote desselben und teilte ihm mit, es gebe heute keine Audienz, der Heilige Vater müsse für ein Portrait Modell sitzen. Herr Diego Velázquez habe angeordnet, dies müsse wegen der besseren Lichtverhältnisse am Vormittag geschehen. Was bildete der sich eigentlich ein? Dieser spanische Schmierfink, dieser Ölfleckser, dieser Pinselschwinger! Und der Papst ließ sich das gefallen! Sofort würde er dorthin laufen, um dem alten Herrn die Leviten zu lesen; es waren ja nur wenige Schritte von der Datarie bis zum Quirinalspalast.

Aber dann fiel ihm ein, daß der Papst ja schon in den Vatikan umgezogen war. Er wäre also ohnehin zu spät zur Audienz gekommen, was der alte Dick Schädel gar nicht gerne mochte. Das fachte seine Wut noch weiter an. Er griff den erstbesten Gegenstand und warf ihn nach dem Boten, aber der war wohlweislich sofort wieder verschwunden; die subdatarialen Anfälle von Jähzorn waren allgemein bekannt. Statt dessen mußten es die Suppliken entgelten. Er griff den vorbereiteten Stapel – darin auch zwei Exemplare der besonderen Art – und schleuderte sie in die Luft. Beim Niederfallen landeten mehrere Blätter auf dem Boden und wurden so schmutzig, daß sie nicht mehr zu gebrauchen waren und

neu geschrieben werden mußten. Auch die beiden Spezialexemplare waren darunter – eine Warnung des Himmels, daß er dieses Geschäft aufgeben sollte, solange es noch Zeit war?

Zur gleichen Stunde trat Don Diego Velázquez in die Gemächer Seiner Heiligkeit im Vatikan ein, machte mit schwungvoller, aber nicht übereilter Geste eine tiefe Reverenz, kniete vor dem Papst nieder und wurde allergnädigst zum Ringkuß zugelassen. Dann aber ließ er keine Zweifel daran, daß jetzt er bestimmte, wo es lang ging. Der Thron des Papstes mußte mehrmals umgestellt werden, bis das Gesicht des Portraitanden die richtige Beleuchtung aufwies. Der Papst durfte sich eine Stunde lang nicht bewegen und hatte Zeit, über so manches in aller Ruhe nachzudenken. Wir wollen ihn dabei nicht stören und lassen Maler und Modell deshalb allein, zumal vor unserem inneren Auge ja bereits das Ergebnis der Kunst des Malers der Fürsten und der Könige (und der Hofnarren) aufgetaucht ist. Und wir urteilen: das war die Mühe des Stillsitzens wert.

Während der Papst für sein Portrait unbeweglich ausharrte, saßen einige einheimische römische Maler beisammen, und zwar nicht still, sondern äußerst lebhaft. "Da hat er sich ja was vorgenommen, der Junge aus dem goldenen Westen", sagte einer unter allgemeinem Beifall. "Wie will er die allerheiligste Vogelscheuche malen, ohne daß sie sich selbst nicht wiedererkennt, weil sie zu schön ist, oder daß der Papst an die Decke springt, weil er ihn zu realistisch abbildet?" Die Befürchtung war berechtigt, denn ein schöner Mann war Innozenz X. nun wirklich nicht. "Ja, man muß ihn zu nehmen wissen wie der Herr Subdatarius." – "Ist ein Portrait, das den Abgebildeten schöner macht, als er ist – ich meine sehr viel schöner, nicht nur ein bißchen geschmeichelt –, eigentlich eine Fälschung?" – "*Mundus vult decipi* (die Welt will betrogen sein)." – "Die Gegenwart ja, aber auch die Nachwelt?"

im apostolischen Palast, 4. September (*pridie nonas Septembris*) 1649

Vier Tage später hatte Moscabruni Gelegenheit, dem Pinselschwinger usw. im apostolischen Palast auf der Treppe in Person zu begegnen. Er nahm sich vor, ihn anzurempeln oder doch wenigstens so vor ihm durch eine Tür zu gehen, daß jener ihm den Vortritt lassen mußte. Aber dann, es waren nur noch wenige Meter Abstand zwischen beiden, sah ihn der Maler direkt an, ging sogar ein wenig zur Seite, um ihn genauer zu betrachten. Moscabruni erstarrte. Jedermann wußte, daß Velázquez manchmal auch andere Personen malte als Päpste, Könige und Herzöge. Sollte seine, des Subdatars, Gestalt sein Interesse erregt haben? Winkte ihm ewiger Ruhm als Modell des Malerfürsten? Aber dann fiel ihm ein, daß man in seiner Heimat sagte, ein guter Maler habe den zweiten Blick. Er könne durch die äußere Gestalt hindurch die wahren Gesichtszüge eines Menschen erkennen. Und was würde er da bei ihm sehen? Die Fratze eines Gauners und Betrügers! Er errötete und hob den Stapel mit den Suppliken in die Höhe, um sein Gesicht zu verbergen, aber da war der Maler schon weiter gegangen.

Bei der anschließenden Audienz war er nervös und nicht wirklich bei der Sache. Der Papst fragte ihn besorgt: "Fühlst du dich nicht wohl? Brauchst du eine Auszeit? Vielleicht eine Woche in den Albaner Bergen?" Das machte den Subdatur noch nervöser und auch beschämt. Schnell schob er, als der Papst einmal heftig niesen mußte, die vorbereitete Supplik der speziellen Art unter den Stapel der bereits erledigten Stücke. "Ich habe Herrn Velázquez zur Mittagstafel einge-

laden. Willst du auch kommen?" Da wurde Moscabruni noch blasser, und der Papst sagte: "Nein, ich glaube, du brauchst vor allem ein wenig frische Luft. Es ist ziemlich stickig in diesen Räumen, und der Geruch der Ölfarbe ist auch noch nicht ganz verfliegen."

im weiteren Verlauf des Septembers (*currente mense Septembri*) 1649

Schließlich war das Portrait des Papstes fertig geworden. Aber fast niemand bekam es zu Gesicht, ganz anders als bei der Darstellung der Madonna Olimpia, die unter ihrem Abbild förmlich Hof hielt. Die wenigen, die den Papst in Öl sahen, schwiegen darüber. Schließlich reiste der Maler nach Neapel weiter, wo ein spanischer Vizekönig und antike Erwerbungen für die königliche Kunstkammer in Madrid auf ihn warteten.

Der erste, der das Schweigen über das allerheiligste Portrait brach, war der Pasquino. Er kommentierte ganz lapidar: *troppo vero* (zu wahr, zu lebensecht, zu entlarvend). Der Wunsch, es zu sehen, wuchs, und ein Kammerdiener machte ein Geschäft daraus. Er versprach, Interessenten für je 20 fl. – gegen Vorkasse! – heimlich ins Gemach des Papstes zu führen, wenn dieser abwesend war. Die Resonanz war beträchtlich, der Kammerdiener wurde reich, ohne bislang die versprochene Leistung erbracht zu haben.

Dazu kam es dann auch gar nicht mehr, denn gleich der erste Kunde, der verummt am vereinbarten Treffpunkt erschien, entpuppte sich als der Papst selbst, der irgendwie (präziser: von Francesco Moscabruni) von dem Geschäft erfahren hatte. Der Kammerdiener starb fast vor Schrecken, als sein Kunde sich offenbarte. Er wurde natürlich auf der Stelle entlassen, aber der Papst bestrafte ihn nur durch eine Bußwallfahrt an einen Ort seiner Wahl. Das eingenommene Geld durfte er behalten, und die geprellten Kunden trauten sich nicht, es zurückzufordern. Der Humor des Papstes konnte recht bizarre Züge annehmen.

Erst später erfuhr man, daß der Kommentar des Pasquino – *troppo vero* – nicht erfunden war, sondern direkt aus dem Munde des Papstes stammte.

Peterskirche, 4. Advent (*dominica "Rorate coeli"*) 1649

Appropinquat, dilectissimi filii ... So deklamierte der stimmungsgewaltigste Pönitentiar von St. Peter zur Eröffnung des Heiligen Jahres 1650 vor der versammelten Gemeinde. Die Urkunde* war zwar traditionsgemäß schon am Himmelfahrtstag verlautbart worden, aber es war üblich, sie am vierten Adventsonntag noch einmal zu verkünden, ehe sie dann an Weihnachten selbst in Kraft trat. Die ersten Pilger waren schon angekommen und konnten auf dem Petersplatz dem Ereignis folgen. In der Kirche selbst – teils im sicheren Neubau, teils in den nicht ganz so sicheren Resten des noch nicht völlig abgerissenen Altbaus – drängte sich die päpstliche Kurie, vom Papst selbst bis zum Hüter der silbernen Pforte, vom Kardinalgroßpönitentiar bis zum Kerzenmacher, vom Kardinalstaatssekretär bis zum Minutanten, vom Kardinalvizekanzler bis zum Bleierhitzer, vom Kardinalgroßinquisitor bis zum Registerschreiber, vom Kardinalkammerer bis zu den Köchen und zum Stallausfeger usw. usw.

Appropinquat, dilectissimi filii, continuis expetitus bonorum votis annus a partu virginis quinquagesimus supra millesimum sexcentessimumque, ad quem in Urbe sanctitatis regia celebrandum ex veteri ecclesie ritu, quem Bonifatius papa

VIII predecessor noster intra seculi spacium ... schmetterte der Vortragende mit dramatischer Stimme, verfiel dann aber bald in den gewöhnlichen Tonfall des gregorianischen Gesangs beim Verlesen des Evangeliums und wurde allmählich immer leiser. "Es naht sich, geliebteste Söhne, das von den Wünschen aller guten Menschen ersehnte fünfzigste Jahr seit der Geburt der Jungfrau über das tausendsechshundertste hinaus, zu dem in der königlichen Stadt der Heiligkeit gemäß dem alten Ritus der Kirche zu feiern, welchen Papst Bonifaz VIII., unser Vorgänger, im Abstand eines Jahrhunderts ..." Die Gedanken der meisten Zuhörer irrten schon ab, zumal der aus Spanien stammende Pönitentiar eine etwas eigenwillige Aussprache des Lateins hatte. Wer noch zuhörte, erfuhr, daß das Heilige Jahr nicht mit Posaunengedröhn wie bei den Hebräern, sondern durch die Stimme des göttlichen Sohnes selbst ausgerufen werde.

Dann hob der Geistliche wieder die Stimme und rief: *Audite hec omnes Christi sanguine redempti! Intrate exultantibus animis portas eius! Haurite cum iubilo de fontibus salvatoris aquas salientes in vitam eternam!* Viele, die in eine Art Halbschlaf verfallen waren, schreckten hoch. "Hört dies alle, die ihr durch das Blut Christi erlöst seid! Tretet mit frohlockendem Geist in seine Pforten ein! Trinkt mit Jubel aus der Quelle des Heilands die Wasser, die zum ewigen Leben emporsprudeln!"

Der Papst, der den Text natürlich schon kannte, auch wenn er ihn nicht selbst verfaßt, sondern damit eine Kommission unter dem Vorsitz des Kardinalgroßpönitentiaris beauftragt hatte, dachte einen Moment daran, wie er am kommenden Freitagabend die vermauerte Heilige Pforte würde aufschlagen müssen – hoffentlich ging das gut! –, und wartete dann auf die Textstelle, wo er beklagte, daß sich Nordeuropa immer mehr der Autorität des Papstes entzog, wie sich in Münster und Osnabrück schmerzlich gezeigt hatte, auch wenn letzteres nicht ausdrücklich erwähnt wurde. Oder hätte er an dieser Stelle deutlicher werden sollen? Dann folgten, aber da hörte er schon nicht mehr hin, die üblichen Bedingungen für den Erwerb des vollkommenen Ablasses: Reue und Beichte und der Besuch der vier Basiliken S. Peter, St. Paul vor den Mauern, Lateran und Santa Maria Maggiore. Dann ging der Text in allgemeine moralische Ermahnungen über: die Menschen sollten allen Streit beenden und alle Unreinheit ihres Lebenswandels ablegen usw.

Auch Francesco Moscabruni, der in der Gruppe der Prälaten hinter den Sesseln der Kardinäle und Botschafter stand, war mit seinen Gedanken nicht bei der Sache. Er empfand das Jubeljahr vor allem als lästige Störung des normalen Geschäftsbetriebes der Kurie. Massen von Pilgern würden sich durch Rom wälzen, die Mieten und die Lebensmittelpreise würden steigen*, sofern die Versorgung mit Getreide überhaupt gewährleistet werden konnte (es hatte schon Heilige Jahre gegeben, in denen die Pilger hungern mußten!).

Gottseidank hatte er sich von seinen ersten Sondereinnahmen ein kleines Haus ganz in der Nähe der Datarie gekauft. Ob er Zimmer vermieten sollte, als zusätzliche Einnahme? Lieber nicht. Erst hatte er das Haus des Johannes Burchard im Auge gehabt, der unter Innozenz VIII. und Alexander VI. Zeremonienmeister gewesen war und auch ein Heiliges Jahr organisiert hatte – ein bizarres gotisches (!) Gebäude beim Largo Argentino mit einem Aussichtsturm. Es stand gerade zum Verkauf. Dann aber hatte er die vielen Katzen gesehen, die dort herumliefen: diese Teufelstiere mochte er nicht. Da war sein jetziges Haus zwar bescheidener, aber auch viel günstiger gelegen, falls er spät abends noch einmal schnell in die Datarie laufen mußte. Dank der energischen Maßnahmen Sixtus'

V. konnte man sich jetzt auch nachts wieder auf die Straßen trauen; unter Innozenz VIII. und Alexander VI. wäre das nicht möglich gewesen ...

Und wie würde sich das *anno santo* auf seine Geschäfte auswirken? Die Datarie würde mit einer Fülle von Bittschriften überschwemmt werden; da war eine Menge öde Routinearbeit zu erwarten. Nun gut, die konnte er delegieren. Auf der anderen Seite konnte man in diese Stapel von Suppliken leicht eine der speziellen Art einschmuggeln. Aber halt: die meisten Leute des Pilgerpöbels würden natürlich zur Pönitentiarie laufen, da bekam man die Dispense billiger, da hatte er nichts davon.

Nach einer Dreiviertelstunde war die Zeremonie zu Ende. Der Vorleser war am Schluß merklich heiser geworden. Der Papst erteilte noch den Segen – das würde er im kommenden Jahr öfter tun müssen –, Madonna Olimpia, die als Frau nur ganz hinten stehen dürfen, bahnte sich mit energischen Bewegungen den Weg zu ihrem Schwager, um wer weiß was mit ihm zu besprechen.

24. Dezember (*nono kalendas Ianuarii*) 1649

Endlich war es soweit. Als am Heiligen Abend die Sonne unterging, öffneten sich gleich vier Quellen der göttlichen Gnade, und gleich den vier Paradiesesströmen Gison, #, Euphrat und Tigris ergoß sich die Fülle der himmlischen Erbarmung über die ewige Stadt. An den vier Hauptbasiliken Roms – St. Peter im Vatikan, St. Paul vor den Mauern, St. Johannes im Lateran und Santa Maria Maggiore – wurden zur gleichen Zeit (ein Kanonenschuß von der Engelsburg gab das Signal) die vier Heiligen Pforten geöffnet, die seit dem letzten Heiligen Jahr 1625 vermauert waren: ein hochzeremonieller Akt. Im Vatikan unterzog sich der Papst selbst dieser Aufgabe; für die drei übrigen waren Kardinäle abgeordnet. Ein weiterer Kardinal öffnete in Santa Maria in Trastevere unter spontaner Beteiligung der Bevölkerung ebenfalls eine Heilige Pforte: das war eine Vorsichtsmaßnahme, die sich in früheren Jahren bewährt hatte, denn es kam immer wieder vor, daß St. Paul vor den Mauern unzugänglich war, weil der Tiber über die Ufer trat, und zwar ohne Rücksicht auf das Heilige Jahr.

Bei der Zeremonie am Petersdom gab es eine kleine Verzögerung, denn der Papst, der ja über 75 Jahre alt war, schlug mit dem Zeremonialhammer zu zaghaft zu, so daß zunächst einmal gar nichts passierte, obwohl die Wand natürlich präpariert war. Dann erinnerte er sich, daß Madonna Olimpia geunkt hatte: "Hoffentlich passiert dir nichts bei der Maurerarbeit; man sollte diesen Unsinn überhaupt abschaffen." Der Gedanke daran ergrimmte ihn, und er schlug jetzt mit solcher Gewalt zu, daß das ganze Tor zerbröselte und in sich zusammenstürzte. Als sich der Staub verzogen hatte, durchschritt er die Pforte. Aber dann sah er, daß einer der Steine so unglücklich herabgestürzt war, daß er einen der dort stehenden Maurer am Kopf getroffen und verletzt hatte. Spontan ging er auf den Mann zu, zog sein Manipel vom Arm und verband damit die blutende Wunde. Das war die andere, die praktische Seite des Papstes. Dann schritt er weiter zum Hochaltar, um das Tedeum anzustimmen.

Einige Tage später sah er den Maurer zufällig wieder und rief ihn zu sich. "Wie heißt du denn, mein Sohn?" – "Stefano." – "Und wie geht es dir?" – "Es sah schlimmer aus, als es war. Aber alle Leute glauben, ich wäre gestorben, wenn Eure Heiligkeit mich nicht geheilt hätte." Da mußte der Papst lachen, und Stefano lachte mit ihm. Das ist ein kluger Kopf, so jemand kann ich brauchen, dachte er sich und nahm ihn in seine persönlichen Dienste: im Palast oder bei Madonna

Olimpia gab es immer etwas zu reparieren. Und er trug diesem Stefano, den er beinahe gesteinigt hätte, auf, Augen und Ohren offen zu halten ... Abgesehen davon: eine Wunderheilung durch den Heiligen Vater gleich zu Beginn des Heiligen Jahres machte sich gut.

Aber zurück zum Weihnachtsabend. Auch bei der Öffnung der Heiligen Pforte in Santa Maria Maggiore gab es einen Zwischenfall. Und zwar schlug der 19jährige Kardinal Pamfili mit solcher Gewalt auf die Mauer ein, als wolle er die ganze Kirche zum Einsturz bringen, so daß sich das Tor bereits beim ersten Schlag öffnete. Dabei kam eine Kasette mit wertvollen Reliquienbehältern zum Vorschein, die beim Schließen der Pforte 1625 dort eingemauert worden war; aber das war in Vergessenheit geraten. Der Neffe des Papstes wollte sie sofort an sich nehmen, jedoch Francesco Moscabruni, der als Kanoniker von Santa Maria Maggiore direkt neben ihm stand, ergriff sie und raunte dem Playboy-Kardinal ins Ohr: "Ich werde sie für Euch aufbewahren." Diese kurze Verzögerung genügte, um auch die anderen Kanoniker aufmerksam zu machen. Der Dekan trat hinzu und übernahm die Kasette: "Sie gehört in unseren Kirchenschatz!" So werden wir nie erfahren, was der Subdatur mit dem Kleinod wirklich vorhatte. Die Geschichte kam schließlich auch dem Papst zu Ohren, und dieser war töricht genug, sie Madonna Olimpia zu erzählen. Diese nahm sich den Kardinal zur Brust: "Wie konntest du dir das durch die Lappen gehen lassen?" Das Gespräch wurde laut und heftig, so daß auch der Pasquino, der seine Ohren überall hatte, davon erfuhr und darüber spottete, wie sich doch die göttliche Erbarmung in Rom ganz konkret manifestieren konnte ...

1650, im Sommer

Das Heilige Jahr verlief ohne größere Zwischenfälle. Es gab keine Katastrophen wie 1450, als es auf der Engelsbrücke ein Tumult zwischen den Pilgern ausbrach, die zur Peterskirche unterwegs waren, und denjenigen, die bereits von dort zurückkamen. Damals waren mehrere hundert Menschen in den Tiber gestürzt, der Hochwasser führte, und ertrunken. Den Papst hatte der Vorfall damals tief erschüttert; er war fassungslos gekommen und hatte die Leichen betrachtet, die man schließlich am Ufer aufgereiht hatte. Ein Theologe oder Kirchenrechtler hätte ihn vielleicht daran erinnert, daß diese Toten bereits auf dem direkten Weg zum Paradies waren, denn den vollkommenen Ablass erhielt ja auch derjenige, der auf dem Weg nach Rom sein Leben verlor, aber damals traute sich niemand, das dem Papst zu sagen, und das war auch gut so. Diesmal hatte man vorgebeugt und eine Einbahnregelung* erlassen: die Rückkehrer vom Vatikan mußten den Ponte Sisto benutzen, den es 1450 noch nicht gegeben hatte. Auf dem Hinweg zog man über die Engelsbrücke, sah dann die einschüchternde Engelsburg, die einen zugleich zur Disziplin mahnte. Danach schlängelte man sich durch die engen Gassen des Borgo, bis sich schließlich – ein überwältigender Eindruck! – plötzlich der weite Petersplatz vor den Augen der Gläubigen öffnete*.

Ein unangenehmer Zwischenfall ereignete sich aber doch: am Gründonnerstag veranstalteten die Spanier eine pompöse Prozession, die aber ein jähes Ende fand, als mehrere Pferde durchgingen und so in Panik gerieten, daß die Teilnehmer entsetzt flohen. Überhaupt die Spanier: es machte keinen guten Eindruck, daß ihre Werbeoffiziere unter den jüngeren Pilgern Soldaten für ihre Armee und Flotte zu rekrutieren versuchten.

Generell war der Andrang groß, aber nicht übermäßig groß. Das *anno santo* von 1650 war eben mit dem letzten weltweiten Heiligen Jahr, demjenigen von 1525, nicht mehr vergleichbar. Die Mehrzahl der Pilger kam jetzt aus Italien, ein Teil auch aus Frankreich und Spanien, aber nur wenige aus Süddeutschland. Die norddeutschen und die skandinavischen Ketzer blieben natürlich fern, und Heinrich VIII. hatte nach 1525 den englischen Zustrom abgeschnitten. Dafür spielte das Wetter mit, und die Pest, die damals noch regelmäßig im Abstand von zwanzig oder dreißig Jahren alle Länder heimsuchte, machte einen Bogen um Rom. Aufsehen erregte eine Pilgergruppe aus Mexiko, offenbar recht reiche Leute mit indianischem Personal. Die Gruppe war übrigens zuvor in Spanien gewesen, aber der König hatte sie als nicht standesgemäß nicht empfangen. Innozenz X. gewährte ihnen eine Privataudienz im Palazzo von Madonna Olimpia, die die Exoten durch ein kleines Fenster vom Nebenraum aus anstarrte; sie hatte sie unbedingt sehen wollen.

Überhaupt sah der Papst das Heilige Jahr mehr als organisatorische Herausforderung und als Gelegenheit, seine Rolle in der Christenheit und die überragende Stellung Roms hervorzuheben. Das war technisch auch deshalb leichter als früher, weil die konkurrierenden Pilgerziele seither weggefallen waren, von Loreto in Norditalien vielleicht einmal abgesehen. Die Reise nach Jerusalem war sehr gefährlich und auch deshalb weniger erwünscht, weil sie den Ungläubigen Einnahmen verschaffte. Dem Kult des heiligen Thomas Becket in Canterbury, ehemals fast so beliebt wie die Romfahrt, hatte Heinrich VIII. den Garaus gemacht. Auch Santiago in Spanien, wo es sogar ebenfalls Heilige Jahre gab, hatte viel an Glanz verloren. So war Rom geradezu in die Rolle des alleinseligmachenden Himmelstores hineingewachsen. Ganz im Geheimen gab es allerdings Hoffnungen, daß in absehbarer Zeit die skandinavischen Länder zur katholischen Konfession zurückkehren könnten: Königin Christine von Schweden interessierte sich für den wahren Glauben und hatte sogar in tiefster Vertraulichkeit zwei Jesuiten an ihren Hof geholt, um sich unterrichten zu lassen ... Das wäre natürlich ein Triumph sondergleichen!

Die anreisenden Pilger konnten im Norden des Kirchenstaates seit neuestem auch ein Denkmal besonderer Art bewundern: wie sein Vorgänger hatte Innozenz X. auch Krieg um die Herrschaft Castro geführt und ihn mit einem totalen Sieg beendet. Die Stadt wurde vollständig zerstört und ihrer Stelle eine Säule mit der Aufschrift *Qui fu Castro* (hier stand Castro) aufgestellt. So vergeht der Ruhm der Welt!

Francesco Moscabruni fand das Jubeljahrstreiben nach wie vor eher lästig, hatte aber schließlich einige Zimmer in seinem Haus vermietet: dieses Geschäft wollte er sich dann doch nicht entgehen lassen. Er wartete mit etwas Ungeduld darauf, daß sich, wie üblich, die höheren Adelskreise den Jubiläumsablaß nach dem Schluß des Heiligen Jahres ohne Rombesuch gewähren lassen wollten. Da würde er an vorderster Front kämpfen, denn diese Gnade gab Anlaß, saftige *compositiones* zu fordern. Aber bis dahin war noch Zeit, und so fuhr er auch im Jubeljahr in gewohnter Weise fort, dem Papst regelmäßig einige der Suppliken der speziellen Art zur Unterschrift unterzujubeln.

1650 im Herbst, aber eigentlich zu keinem bestimmten Zeitpunkt (*autumno, sed vere nullo certo tempore*)

Als seinerzeit das Heilige Jahr 1500 zu Ende gegangen war, veranstaltete Johannes Burchard, der Zeremonienmeister Papst Alexanders VI. – das ist jener, dessen gotisches Haus Moscabruni beinahe gekauft hätte, wären da nicht die Katzen gewesen –, eine pompöse Abendeinladung für die Pönitentiare. Man sprach vorsichtig über die Zustände an der Kurie, aber als im Laufe des Abends der Wein geflossen war – und es war qualitätvoller Wein, der Zeremonienmeister kannte sich aus, er stammte immerhin aus dem Elsaß –, als also eine Menge Wein geflossen war und die Zungen sich lockerten, kam der Zeremonienmeister auf den eigentlichen Zweck der Einladung zu sprechen: er befragte die Pönitentiare über die pikantesten und speziellsten Fälle, die die Pilger gebeichtet hatten, besonders solche in Ehesachen. Die Gäste bedienten seinen Voyeurismus mit phantastischen Geschichten, die er sogar in seinem amtlichen Tagebuch niederschrieb. Ob all das wirklich geschehen und wirklich gebeichtet worden ist, lassen wir unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses unerörtert; der geile Gastgeber kam jedenfalls auf seine Kosten.

Der Subdatur von 1650 mußte keinen solchen Aufwand treiben; er bekam die Ehegeschichten gratis in den Suppliken der Bittsteller, die er für die Entschließung des Papstes vorzubereiten hatte. Und zwar vor allem jene heftigen Fälle, die sich selbst der Kardinalgroßpönitentiar nicht zu entscheiden traute. Da ging es um Vergewaltigungen und Entführungen (letztere mit und ohne Zustimmung der Frau), die schließlich im Hafen der Ehe enden sollten; um Ehen zwischen Onkel und Nichte, deren Eltern bereits Neffe und Tante gewesen waren; um Nonnen, die nach vierzig Jahren entdeckten, daß sie gegen ihren Willen ins Kloster gekommen waren; um Pfarrer mit zwölf unehelichen Kindern, die untereinander heiraten wollten (aber das mußte abgelehnt werden); um 71jährige Männer mit 17jährigen Bräuten (aus München*); um wunderbar geheilte oder ebenso wunderbar eingetretene Impotenz und Ähnliches mehr. Ein paar Fälle dieser Art hielt der Subdatur immer bereit, wenn er den Papst zerstreuen oder ablenken wollte, und Innozenz X. war einem deftigen Pastorenwitz nie abgeneigt.

in der Datarie, 2. November (*in die commemorationis mortuorum*) 1650

Der Subdatur sah niedergeschlagen und mißvergnügt zum Fenster hinaus. Es regnete beständig aus tief hängenden Wolken – Allerseelenwetter. Und er erinnerte sich aus seinem Studium: der Abt von Cluny hatte dieses Fest vor etlichen Jahrhunderten eingeführt, weil sein Kloster die vielen Gebetsverpflichtungen für die einzelnen verstorbenen Wohltäter und Mitbrüder nicht mehr hatte stemmen können ... Aber der Gedenktag übte, vor allem im römischen Regenwetter, seine eigene Wirkung aus. Ablass überall, auch den Armen Seelen zuwendbar: wie sah es mit seinem eigenen Seelenheil aus? Als gelehrter Jurist wußte er, was seine speziellen Geschäftsmethoden bedeuteten: er war exkommuniziert und würde, falls ihn ein plötzlicher Tod, eine *mors repentina*, ereilte, geradewegs zur Hölle fahren. "Seid klug wie die Schlangen!" hieß es in der Bibel. Sollte er sich einen speziellen Beichtvater genehmigen lassen, der jederzeit zur Hand wäre und ihn auf dem Totenbett lossprechen könnte? Natürlich wäre auch dann die Reue erforderlich: *confessus et contritus* (nach Beichte und Reue) lautete die magische Formel; ob er die Reue auf dem Totenbett schaffte?

Er wußte: sein Vergehen – Fälschung päpstlicher Urkunden – gehörte zu den reservierten Fällen, von denen nur der Papst selbst lossprechen konnte (oder derjenige, den der Papst dazu bevollmächtigte, wandte der kleine Teufel

ein, der sich im Kopf des Subdatars wohnlich eingerichtet hatte). Tatsächlich hatte er neulich den Papst beiläufig darauf angesprochen, aber der hatte erwidert: "Warum denn? Der Beichtvater aller Kurienmitglieder ist doch der Kardinalgroßpönitentiar. Oder hast du dich mit ihm zerstritten?" Sollte er sich das Privileg durch eine Supplik der speziellen Art besorgen? Aber das würde wohl doch auffallen, und außerdem: wäre es dann überhaupt gültig? Damit biß sich die Schlange, die teuflische Schlange, in den Schwanz.

Satanseidank hörte es zu regnen auf, und die Sonne brach durch die Wolken. Die Stimmung Moscabrunis hob sich, und er dachte: es wäre doch gelacht, wenn ich hier in einem Meer von Ablass schwimme und nicht wenigstens ein Rinnsal davon für mich abzweigen könnte. Ein Beichtprivileg mit der Klausel, es sei gültig, "selbst wenn es etwa ohne wirkliches Wissen des Heiligen Vaters erlangt worden ist" – das wäre ungewöhnlich, sehr ungewöhnlich, aber besaß der Papst nicht die *plenitudo potestatis*, die Fülle der Gewalt, zu binden und zu lösen? Da mußte sich doch ein Weg finden lassen! Wie man sieht, hatte das Teufelchen im Kopf des Subdatars ganze Arbeit geleistet. Und wer von uns ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein ...

Appropos Stein: hatte ihm nicht der Bischof von Potosí, der sich so um das Schicksal seiner beiden Zwillinge sorgte, einen besonders wertvollen Stein angeboten, für einen sensationell günstigen Preis? Natürlich nicht als Geschenk, das wäre ja Simonie, sondern zum Kauf unter Privatleuten. Er hatte ihn vertröstet, denn da war noch mehr drin. Aber ein Ring mit einem exotischen Stein: das konnte ihm gefallen, das hatte nicht jeder.

25. März 1651, am Fest Mariä Verkündigung (*annunciationis beate virginis*), und auch noch am 27. März und 3. April

Der Papst lehnte sich in seinem Lehnstuhl zurück (dafür war ein Lehnstuhl ja schließlich gemacht!). Da hatte ihn die junge Dame doch tatsächlich um den Finger gewickelt! Aber sie hatte so nett geplaudert, ihm so lustige Geschichten erzählt, so charmant in die Augen gesehen – da war er einfach dahingeschmolzen, er war ja schließlich auch nur ein Mann ... Und hatte er nicht einen leisen, aber deutlichen Anklang an seinen heimatlichen Dialekt aus ihrer Stimme herausgehört, den er hier in Rom so sehr vermißte? Er war entzückt; er war selig. Ganz am Schluß hatte sie dann eine Supplik für ihren Bruder hervorgezaubert, die er fast ungesehen wie im Rausch unterschrieben hatte. Er mußte seinen Leibarzt Dr. Lambrusco ... nein: Dr. Marsala ... nein: Dr. Marsella fragen – er war ganz durcheinander –, ob es vielleicht einen besonderen Körpersaft gab, der die Männer außer Gefecht setzte, wenn sie mit Frauen sprachen ...

Immerhin hatte er so viel Geistesgegenwart besessen, die Supplik bei sich zu behalten – "Ich werde sie selbst an die Kanzlei weiterleiten" – und nicht der jungen Dame mitzugeben. Da lag sie nun, und er nahm sie in die Hand (sie strömte noch ihr Parfüm aus!) und las sie noch einmal durch, oder besser gesagt: zum ersten Mal. Das war ein dicker Hund, was sie da von ihm verlangte und er unbesehen genehmigt hatte! Was sollte er jetzt tun? Ein Papst bricht doch nicht das Wort, das er einer jungen Dame – nein: einer gehorsamen Tochter – gegeben hatte. Aber das hier konnte nicht in Kraft treten, das wäre ein Skandal, wenn das herauskäme. Was sollte er tun? Natürlich konnte er immer noch nein sagen; er hatte ja schließlich die *plenitudo potentie* – nein: *potestatis* – mein

Gott, hatte dieses Geschöpf ihn verwirrt! Da mußte es einen anderen Weg geben.

Und dann fiel ihm auf, daß auf der Supplik ja noch das Summarium, die Zusammenfassung am oberen Rand, fehlte. Logischerweise, denn die Supplik war ja nicht durch die Datarie gegangen. Da kam ihm die rettende Idee: er würde den Subdatar beauftragen, das Summarium nachzutragen und dabei so zu formulieren, daß es den Abbreviatoren in der Kanzlei auffallen mußte und sie sich bei der Expedition querstellten. Sie waren ja für ihre Sturheit bekannt.

Natürlich würde auch dem Subdatar auffallen, was da gelaufen war, aber er würde doch dafür Verständnis haben, von Mann zu Mann, sein alter Freund Moscabruto – hoppla, so durfte er ihn auf keinen Fall nennen!!!

Als die junge Dame aus der Audienz kam und am Fuße der Treppe ihren Liebhaber stehen sah (nicht ihren Bruder, wer war denn so naiv!), lief sie auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und beinahe in Ohnmacht. Eine ganze Woche lang hatte sie den norditalienischen Dialekt geübt, und das war ein schweres Stück Arbeit gewesen für eine neapolitanische Zunge ...

Am darauffolgenden Montag legte der Papst seinem lieben Francesco tatsächlich die Supplik vor und bat seinen alten Freund, das Summarium in der gewünschten Weise einzutragen. Dieser erstarrte: hoppla, der kennt sich aus mit Manipulationen am Summarium! Das hatte er bisher nicht bedacht, darauf würde er künftig achten müssen. Andererseits war so eine kleine Kumpanei mit einem Vorgesetzten gar nicht so schlecht. Aber ein bißchen perfide war es schon, erst etwas großzügig zu genehmigen und es dann hintenherum zu hintertreiben, und das auch noch so, daß der Zorn des Hintergangenen andere treffen mußte. Da konnte er noch etwas lernen! Der Papst wiederum – und das war das Komischste an der Situation – glaubte, Moscabrunis Zögern entspringe moralischen Skrupeln, und sagte sich: dem kann ich ja tatsächlich vertrauen, der hat Grundsätze, der wird mich nicht hinters Licht führen wie die andern. Das Summarium zu formulieren, war dann kein Problem, und es entfaltete auf der nächsten Sitzung der Kanzlei eine Woche später auch die kalkulierte Wirkung. Der teuflische Assistent im subdatarialen Kopf schlug sich vor Freude auf die Schenkel: nichts verbindet mehr als eine kleine Schweinerei unter Männern. Der Fall war zwar ganz harmlos, aber das mußte ja nicht so bleiben. Auf zu neuen Taten!

Die junge Dame war empört, als sie erfuhr, die Kanzlei habe ihre Supplik abgelehnt, aber als sie ihrem Freund das brühwarm erzählen wollte, erwischte sie ihn in inniger Umarmung mit ihrer besten Freundin, die von diesem Moment an nicht mehr ihre beste Freundin war. Wer hatte nun einen Vorteil von der ganzen Aktion?

Donnerstag vor Palmsonntag (*feria quinta ante palmarum*) 1651

Am Donnerstag vor Palmsonntag, 30. April, beklagte sich Moscabruni lauthals und energisch beim Papst über die Zudringlichkeit der Supplikanten. "Stellt Euch vor, Heiliger Vater, vorgestern hat mich ein Portugiese beschimpft und bedroht, weil ich ihm sagte, daß seine Bitte keine Aussicht auf Genehmigung habe. Erst hat er mich bestechen wollen, dann hat er mich beschimpft, bedroht und schließlich direkt bedrängt. Ich habe richtig Angst bekommen. Erst als ich ihm sagte:

'Wenn du mich angreifst, verfällst du der Exkommunikation!' hat er von mir abgelaufen und ist unter Flüchen aus dem Raum gelaufen, deren Wiedergabe ich Euren Ohren nicht zumuten kann." (Schade, dachte der Papst. Zur Entspannung hörte er solche Ausdrücke immer mal ganz gerne ...) "Er hat mich weiter beschimpft und dann noch gesagt: 'Es gibt noch ehrliche Leute in Rom. Ich werde mich bei meinem Botschafter beschweren!' "

"Was wollte er eigentlich von uns", unterbrach der Papst die Suada. Der Subdatur stockte. Mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet. Deshalb seufzte er tief auf, um Zeit zu gewinnen. "Er wollte, daß sein ... sein ... seine achtjährige Tochter ins Kloster eintreten dürfe und dort sofort zur Äbtissin gemacht würde. Das geht natürlich gar nicht; das habe ich ihm auch gesagt. Aber die Leute werden immer zudringlicher und glauben sogar, ich wäre bestechlich!" (Wer ist das nicht an dieser Kurie, dachte der Papst. Man muß es halt einkalkulieren.) "Ihr seht, Heiliger Vater, was ich die ganze Zeit aushalten muß. Aber ich glaube, die Menschen werden immer schlechter, die Liebe erkaltet, und das Ende der Welt* ist nahe." – "Das sind ja ganz ungewohnte Gedanken aus deinem Munde", erwiderte der Papst. "Das kenne ich ja gar nicht an dir. Und selbst wenn morgen die Welt untergeht, müssen wir doch heute noch einen Apfelbaum – nein: eine Palme des Glaubens pflanzen und unser Vertrauen auf den Herrn setzen. Aber jetzt wollen wir zur Sache kommen. Was liegt denn an?" Und dann arbeiteten sie konzentriert und erledigten in kurzer Zeit den ganzen großen Stapel an Suppliken, den der Subdatur mitgebracht hatte. Es war ja die voraussichtlich letzte Audienz vor Ostern.

In Wirklichkeit hatte sich die Szene, über die sich Moscabruni so lautstark beschwerte, ein wenig anderes abgespielt: es ging nicht um die Tochter des Bittstellers, sondern um seinen Sohn; der war nicht acht, sondern achtzehn Jahre alt; er sollte auch nicht Äbtissin werden, sondern Domherr; der Vater hatte den Subdatur auch nicht bestechen wollen, sondern man war sich über die Höhe der *compositio* nicht einig geworden, insbesondere nicht über den Zuschlag, den der Beamte für sich selbst verlangte – aber sonst stimmte alles.

Weil die Audienz beim Papst ausnahmsweise am Abend stattgefunden hatte, war es schon dunkel, als Moscabruni den Palast verließ, und an einem dunstigen Himmel war der Halbmond schon aufgegangen. "Du mußt dich aber anstrengen, wenn du bis Ostern noch zum Vollmond werden willst", rief er ihm zu. Oder hatte Gregor XIII. bei seiner Kalenderreform auch das geändert?

Während er darüber nachdachte, sah und hörte er plötzlich, wie eine Gruppe junger Männer die Straße entlangkam, die nicht mehr ganz nüchtern waren und laut redeten und sangen und teils sogar mit ihren Degen herumfuchtelten. Und – o Schreck! – als Anführer der Gruppe erkannte Moscabruni genau den Mann, den er vorgestern aus der Datarie geworfen hatte. Er trat schnell in einen Torbogen am Straßenrand. Dort hatte früher ein Johanneskloster gestanden, in dem viele Angehörige der Kurie verkehrt hatten. Aber jetzt waren die Kirche verfallen und die übrigen Gebäude eingestürzt, nur das Pförtnerhaus stand noch. Das paßte gut zu seinen barocken Vanitasgedanken, die er dem Papst vorgespielt hatte, um ihn abzulenken, denn – das habe ich vorhin vergessen zu erwähnen – unter dem Supplikenstapel befanden sich auch zwei Exemplare der speziellen Art. Moscabruni versteckte sich hinter einer dicken Säule, als die Gruppe ausgehört vor den Ruinen stehen blieb und wild gestikulierend zu diskutieren begann. Worum es ging, konnte er nicht verstehen; aber worum es gegangen wäre, hätte man ihn entdeckt, kann man sich leicht vorstellen. Schließlich beruhigten

sie sich und trotteten weiter. Der Subdatur wollte jetzt nur noch schnell nach Hause; an Vanitas und Kalenderreform dachte er nicht mehr.

Die geneigte Leserschaft kann aber beruhigt sein: weder hatte der Kalenderpapst Gregor XIII. die Astronomie angetastet noch versäumte es der Mond, sich rechtzeitig bis zum Gründonnerstag zum Ostervollmond zu runden.

Der Portugiese machte allerdings seine Drohung wahr und beschwerte sich wirklich bei Dom Luís über den Subdatur. Der Botschafter wiegte bedenklich den Kopf hin und her und sagte schließlich: "Ich fürchte, da kann ich nichts machen." – "Aber könnt Ihr nicht direkt zum Papst gehen? Dieser Subdatur ist doch ein Gauner! Und der Papst muß doch froh sein, wenn so jemand entlarvt wird ..." – "So einfach ist das nicht. Wir Portugiesen müssen vorsichtig sein und dürfen uns keine Feinde schaffen. Vergeßt nicht: wir haben zwar vor zehn Jahren die Spanier aus dem Lande getrieben, jedoch hat das außer Frankreich noch niemand anerkannt. Der Papst ist uns gewogen, das stimmt, aber er braucht Spanien als Gegengewicht gegen die Franzosen. Und er vertraut diesem Moschcabruni nahezu blindlings. Nein, da kann ich nichts machen, so leid es mir tut." Der Mann verließ ihn enttäuscht, aber dem Botschafter wollte die Geschichte nicht mehr aus dem Kopf gehen.

15. Juli 1651 (am Fest *divisio apostolorum*)

An diesem Samstag in der Mitte des Juli ging traditionsgemäß das Kanzleijahr zu Ende. Nicht, daß man die Cancellaria vollkommen dicht gemacht oder die Türen der Pönitentiarie mit Brettern vernagelt hätte, auch die Datarie arbeitete normal weiter, zumal auch der regierende Papst nicht in die Sommerfrische zu fahren pflegte, aber die Kurie schaltete in den Ferienmodus. Alles wurde etwas entspannter, und die Adligen zogen sich tatsächlich in ihre Landhäuser zurück. Auch Madonna Olimpia tat dies, um zu zeigen, wie hoch ihre gesellschaftliche Stellung war. Der Papst hielt sie nicht zurück, blieb aber selbst in der Stadt. Der Pasquino machte einen Witz darüber, daß die Schließung der Kanzlei am Tage *divisio apostolorum* erfolgte, aber der Witz war schal, weil er im Durchschnitt jedes siebte Jahr gemacht wurde.

Die Audienzen des Subdatars fanden nur noch einmal in der Woche statt. Als er das nächste Mal zum Papst kam, bat er diesen um Urlaub für die Woche nach dem 29. Juli. "Ich möchte nach Assisi fahren und meinem Namenspatron die Aufwartung machen." – "Sehr löblich, aber komm mir ja nicht stigmatisiert zurück! Sonst müßte ich dich heiligsprechen. Morgen kommt der Sekretär der Ritenkongregation zu mir; ich könnte ihn auffordern, sich schon einmal intensiv über dein Leben und deine Verdienste zu informieren." Das war ein geschmackloser Witz, und der Papst merkte das auch sofort, aber er konnte nicht mehr zurück. Aber dann wurde ihm klar: "Du willst dort den Portiunkula-Ablaß gewinnen! Ist dein Sündenkonto so hoch, daß du einen vollkommenen Ablaß brauchst?" Moscabruni, dem wieder einmal der Schreck in die Glieder gefahren war, nickte zerstreut, und der Papst fuhr fort: "Ja weißt du denn nicht, daß man den Ablaß jetzt – meinem Vorgänger sei Dank – in allen Kirchen des dritten Ordens bekommt, und davon gibt es doch genug in Rom, dazu mußt du doch nicht auf Reisen gehn." Und seine Heiligkeit begann dröhnend und anhaltend zu lachen.

Moscabruni ärgerte sich: daran hatte er gar nicht gedacht. Und dann war da noch das Problem mit Beichte und Reue, ohne die der Ablaß nicht gültig war; als Jurist wußte er das ganz genau. Er hatte gehofft, in Assisi einen einfältigen

Beichtvater zu finden, der ihn lossprechen würde, ohne wirklich zu verstehen, worum es ging. In Rom war das zu gefährlich. Allzu leicht konnte ihn jemand sehen und erkennen, und irgendwie käme es dann doch dem Papst zu Ohren.

Die Frage löste sich schließlich auf andere Weise: am 1. August war es so heiß, daß er es nicht über sich brachte, sein Haus zu verlassen, und am 2. August ging ein so heftiges Gewitter nieder, daß er es ganz objektiv nicht konnte, und damit war die Frist für den Ablass vorbei.

20. September (*duodecimo kalendas Octobris*) 1651

In diesem Spätherbst lief plötzlich eine Schreckensmeldung durch die ewige Stadt: der Papst war erkrankt! Das Gerücht kam überraschend und entstand aus kuriosem, leicht skandalösem Anlaß. Dann aber bauschte es sich selbsttätig zu schauerlichen Vermutungen auf. Der Anlaß war, daß der Kardinalkämmerer Antonio Barberini ohne päpstliche Erlaubnis – wir würden heute sagen: ohne Urlaub zu nehmen – die Kurie verlassen hatte. Der Papst tat empört über diese Respektlosigkeit, war aber in Wirklichkeit gar nicht böse, daß der dumme Kardinal ihm einen Vorwand bot, ihn als Kämmerer zu entmachten. Antonio und sein Bruder Francesco, der Vizekanzler, waren ja noch Restbestände aus dem Pontifikat des Vorgängers Urban VIII. Der Papst setzte zwar für den Kämmerer nur einen Stellvertreter ein, doch es war klar, daß Antonio der Respektlose nicht wieder zurückkehren konnte. Aber Innozenz bestimmte auch – und das bot den Anlaß für das Gerücht seiner Krankheit –, daß dieser Stellvertreter auch während einer eventuellen Sedisvakanz weiter fungieren sollte und von den Kardinälen des Konklaves nicht abgesetzt werden dürfe*. Rechnete der Papst also damit, daß eine solche Sedisvakanz bald eintreten könnte? War er krank, aber, so entfaltete das Gerücht seine Eigendynamik, Madonna Olimpia hatte ihm verboten, das öffentlich zu machen? Der Pasquino lief auf Hochtouren!

Aber überlegen wir einmal ganz nüchtern: daß ein über 70 Jahre alter Mann krank wurde, war nichts Ungewöhnliches und Unerwartetes; man mußte immer damit rechnen, und auch eine dramatische Entwicklung einer solchen Krankheit war nie ausgeschlossen. Und bedenken wir weiter: ein kranker oder gar sterbender Papst ließ sich, damals noch viel mehr als heute, mit einem Stein vergleichen, der ins Wasser geworfen wird und dessen Wellen immer weitere Kreise ziehen. Ein neues Konklave, danach eine neue Politik, neue päpstliche Verwandte mit neuen Ansprüchen, vielleicht eine neue Schwägerin des Papstes – nichts würde mehr so bleiben wie bisher. Vor allem für diejenigen, die sich unter der jetzigen Regierung vorteilhaft und bequem eingerichtet hatten und möglicherweise eine Überprüfung ihres Handelns fürchten mußten.

Da kommt uns natürlich sofort der Subdatur Moscabruni in den Sinn, und auch dieser selbst begann fieberhaft nachzudenken: war das Gerücht von der Krankheit des Papstes nun eine gute oder eine schlechte Nachricht? Eine gute insofern, als die Arbeit dann schneller und unkomplizierter von der Hand gehen würde. Ein leidender Papst würde noch weniger auf *Détails* achten, noch schneller die Suppliken unterschreiben, noch weniger Verdacht schöpfen. Allerdings bestand bei einem kranken Papst die Gefahr, daß er ihn dann weniger für sich allein hätte, daß noch andere Personen im Raum wären – etwa die beiden Leibärzte, die Dres. Fonseca und Marsella, die vielleicht neugierig auf die Akten schauten. Aber das ließ sich mit ausreichend autoritärem Auftreten verhindern,

und Dr. Marsella alias Dr. Marsala, der immer so fröhlich war, war nicht wirklich zu fürchten.

Das wirklich katastrophalste Szenario wäre der Tod des Papstes. Dann wurde die gesamte Datarie entlassen, vom Kardinalprodator bis hinunter zum letzten Stallburschen, und ob der nächste Papst ihn wieder einstellen würde, war ungewiß und, wie er sich einräumen mußte, auch unwahrscheinlich, denn er hatte es verstanden, sich an der Kurie Feinde zu schaffen. Den Traum vom Kardinalat mit einem fetten Bistum konnte er dann auch in den Wind schreiben. Und selbst wenn er in seiner jetzigen Stellung weiterbeschäftigt würde, sein "System" könnte er erst einmal nicht fortführen, das war klar. Was folgte daraus? Er mußte jetzt herausholen, was möglich war, solange noch Zeit blieb. Weg mit den Befürchtungen, man könnte ihm auf die Schliche kommen! *Carpe diem!*

Anfang Oktober (*incipiente mense Octobri*) 1651

Tatsächlich erwies sich das Gerücht wieder einmal als unbegründet. Ganz im Gegenteil: am 4. Oktober feierte Innozenz X. in aller Unschuld seines Papstnamens den 7. Jahrestag seiner Krönung und damit den Beginn seines 8. Pontifikatsjahres. In der ganzen Stadt fanden Dankeskundgebungen für die Genesung seiner Heiligkeit statt, mit all der barocken Pracht, die das 17. Jahrhundert entfalten konnte – die spanische Botschaft war sogar drei Nächte lang illuminiert.

Aber die Römer waren nicht mit dem Herzen dabei. Innozenz X. war es nicht gelungen, die Liebe oder wenigstens die Achtung der Bevölkerung seiner Bischofsstadt zu erlangen. Gewiß waren sie froh, daß es nicht zum Äußersten gekommen war, denn das hätte eine Sedisvakanz und ein vielleicht langwieriges Konklave zur Folge gehabt, bei zusammenbrechender Ordnung in der Stadt usw. Aber der Papst genoß kein Ansehen: er war keine barocke Kraftgestalt wie Gregor XIII., der noch auf seinem Grabmal mit beherrschender Geste auf die Welt herabblickte. Selbst der kauzige Urban VIII. war interessanter gewesen. Innozenz war und blieb dagegen ein langweiliger, ein trockener Jurist, ein Paragrafenreiter. Und dann Madonna Olimpia! Es war eine Schande, daß sich der höchste Herr der Christenheit so von seiner Schwägerin gängeln ließ, von einer geizigen, anmaßenden Vogelscheuche, und vor allem: von einer Frau !!!

Den informierten Kreisen entging auch nicht, wie wenig Ansehen Innozenz X. außerhalb Roms genoß. Auf dem westfälischen Friedenskongreß hatte niemand seinen Nuntius ernst genommen, mochte der auch noch so viel schwarzes Brot nach Rom schicken. Der spanische Botschafter trat mit tiefster Devotion auf, aber in Wirklichkeit tanzte er dem Papst auf der Nase herum. Der Franzose wahrte nicht einmal das Dekorum und ließ in versteckten Nebenbemerkungen immer noch durchblicken, so ganz korrekt sei es bei der Wahl von 1644 wohl doch nicht zugegangen ...

Der heilige Vater selbst ging die Situation nach überstandener Krankheit praktischer an. Es war ihm schon bewußt, daß sich etwas ändern müsse, daß er neue Akzente setzen mußte. Aber er setzte sie in eigenwilliger Weise. Zunächst (so dachte er, den der Flügelschlag der Ewigkeit berührt hatte) mußte er sich um sein Grabmal kümmern. Madonna Olimpia würde dafür keinen Scudo und keinen Baiocco herausrücken, da machte er sich keine Illusionen – vielleicht würde ihr Palazzo ja auch sofort nach seinem Tode geplündert werden. (Das würde er aus der Ewigkeit mit bedauerndem oder höhnischem Grinsen beobachten, je nachdem, wo er landete.) Er stellte sich ein ganz einfaches Grabmal vor, gewiß re-

präsentativ, aber doch bescheiden, wie es sich für einen armen Christenmenschen, der er doch war, geziemte. Alle Pracht und aller Ruhm der Welt waren ja letzten Endes nichtig und eitel! Vielleicht könnte er den spanischen Maler engagieren, der 1649 sein Portrait gemalt hatte. Aber der würde sicher sehr teuer, und ob er überhaupt Zeit hatte? Er könnte sich als frommen Büsser vor dem Kreuzifix kniend abbilden lassen, neben einer Kartusche mit der Aufschrift *IUCUNDITAS CRUCIS*, wie jener irische Prophet ihm vorausgesagt hatte. Freilich: ganz so angenehm war das Kreuz, das er zu tragen hatte, dann doch nicht! Und bei der Gelegenheit, so kam ihm in den Sinn, könnte er gleich auch eine Grabplatte für Madonna Olimpia hauen lassen, mit ihr als Maria Magdalena, und bei diesem Gedanken fing er doch tatsächlich zu kichern an.

Als weitere dringende Maßnahme mußte er die Papstwahlordnung überarbeiten. Die alte Regel, daß die Wähler nach zehn Tagen nur noch Wasser und Brot zu essen bekamen, mußte wieder eingeschärft werden. Vielleicht könnte er festlegen, daß sie nach weiteren zehn Tagen nur noch Schwarzbrot erhielten, das würde die Wahl sicher zusätzlich beschleunigen ... Vor allem aber mußte er unmißverständlich klarstellen, daß kein weltlicher Herrscher irgendeinen Kandidaten von der Wahl auszuschließen sich anmaßen durfte! Sonst würde es noch in dreihundert Jahren* solche Einmischungen geben.

Er hatte sich bei diesem Gedanken echauffiert und zwang sich, ruhiger zu atmen und sich zu lockern. Seine Gesundheit war auch so ein Thema. Er beschloß, weniger zu arbeiten, sich am Abend wenigstens eine Stunde zu entspannen und vielleicht auch früher zu Bett zu gehen, statt immer bis Mitternacht aufzubleiben. Er würde mehr Angelegenheiten delegieren müssen! Das sollte doch nicht so schwer sein. Er hatte im engsten Zirkel ja zuverlässige Mitarbeiter, etwa den tüchtigen Subdatur Moscabruni, für den eigentlich allmählich der Kardinalspurpur fällig war.

im November (*mense Novembri*) 1651

Der Papst hatte, o Wunder!, wenigstens einen seiner guten Vorsätze festgehalten und am Abend eine Stunde Entspannung eingeführt. Und zwar eine Stunde musikalische Unterhaltung. Die passenden Musiker waren schnell gefunden. (Der Papst bat allerdings um reine Instrumentalmusik, damit man ihm nicht etwa Kastraten als Sänger schickte; in diesem Punkt stimmte er mit der französischen Musikauffassung überein.) Aber diese unschuldige Entspannung blieb im Palast nicht ungehört – logischerweise. So fanden sich schon am nächsten Abend einige Zuhörer ein, und am nächsten Tag waren es noch mehr. Dadurch wurde die Entspannung zur Anstrengung, denn jetzt ging es nicht mehr an, daß der Papst während eines Musikstücks einfach einschlief, wie es ihm am zweiten Tag während des langsamen Satzes passiert war. Die Musiker hatten den Satz taktvollerweise zweimal leise wiederholt, ehe er aufgeschreckt war. Außerdem konnte Papst Innozenz nicht die Musik hören, die Giambattista Pamfili zum Ausruhen bevorzugte ... Und als dann am sechsten Tag auch noch Madonna Olimpia hereinrauschte und an den falschen Stellen laut applaudierte, machte er dem Ganzen ein Ende und beschloß, von der Musik zur Geschichte zu wechseln.

Übrigens erfuhr er später, daß seitdem in der Stadt kleine Konzerte stattfanden unter dem Titel "Abendmusik des Papstes" mit dem Untertitel "Was die Schwägerin dem Schwager zu hören nicht erlaubt hätte". Einmal schlich er sich als Kapuzinermönch verkleidet dort ein, vorsichtshalber mit einer Viertelstunde

Verspätung, und setzte sich ganz leise in die letzte Reihe. Sein Nachbar, der Brevenschreiber Francesco Mazzini*, erkannte ihn zwar, besaß aber die Geistesgegenwart, sich außer einem kurzen verschwörerischen Lächeln nichts anmerken zu lassen. Kurz vor Ende des Konzertes raunte er dem Mönch zu: "Jetzt kommt nur noch eine langweilige Zugabe", worauf dieser sich heimlich davongestahl.

Die Entspannungsstunde widmete Giambattista-Innozenz jetzt also der Lektüre in alten Chroniken. Zunächst schmökerte er ein wenig in der eigenen Familiengeschichte, aber die war nicht so berühmt und wurde ihm schnell langweilig. Dann kam er auf die Idee, Biographien seiner gleichnamigen Vorgänger zu lesen. Über Innozenz IX., VIII. und VII. fand er wenig Geeignetes, diejenige Innozenz' VI. war langweilig*, auch wenn der Mann offenbar ganz sympathisch war. Innozenz V. fiel aus, weil er nur fünf Monate durchgehalten hatte. Über Innozenz IV. gab es keine Biographie, obwohl das eine bewegte Zeit gewesen war – als Jurist* war ihm dieser Vorgänger natürlich ein Begriff –, und so blieb er schließlich bei einer anonymen Lebensbeschreibung Innozenz' III.* hängen, die ihm gefiel, weil sie respektvoll, aber nicht kriecherisch Person und Leistungen würdigte.

Der Papst sei ein wenig aufbrausend gewesen (*aliquantulum indignans*), hieß es da. Darin konnte der Pamfili-Papst sich selbst wiedererkennen. "Aber schnell wieder besänftigt", fuhr der Autor fort. Da mußte der Leser einräumen, daß das für ihn nicht galt. Er konnte ausgesprochen nachtragend sein; vielleicht mußte er sich einen weniger devoten Beichtvater anschaffen. Eventuell einen strammen Jesuiten? Pater Pluralis galt als recht scharf; er würde ihn gleich morgen kommen lassen. Ansonsten aber fand er die Darstellung interessant und angenehm, und so träumte er sich in eine Zeit zurück, als der Papst noch Könige ein- und absetzen konnte und man gegen die Ketzer einfach einen Kreuzzug ausrief – aber der wache Juristenverstand des Papstes sagte ihm, daß der große Vorgänger keineswegs so erfolgreich gewesen war, wie man immer glaubte.

Im Anschluß an die Biographie hatte der Herausgeber des Bandes noch den Brief eines Bischofs über den Tod des Papstes abgedruckt: wie er während des Konzils 1215 auf einmal Todesahnungen bekam, wie er wenig später plötzlich gestorben war, wie seine Leiche in der Nacht vor dem Begräbnis ausgeplündert wurde. "Ich aber ging in die Kirche und sah mit eigenen Augen (*oculata fide*), wie kurz und nichtig der trügerische Ruhm des irdischen Lebens ist", resümiert Jacques de Vitry*. Da fiel dem Papst wieder ein, daß er sich unbedingt um sein Grabmal kümmern müsse.

Anschließend waren noch einige Erlasse Innozenz' III. abgedruckt, aber das mochte der Papst nicht lesen, denn das schmeckte zu sehr nach Arbeit, und er wollte sich doch entspannen. Dann aber blieb sein Blick an den Worten *Licet ad regimen** hängen. War das nicht die Dekretale über die Urkundenfälschung, die er und seine Freunde Moscabruni, Ciampini, Carpa und Orsini während ihres Studiums durchgehechelt hatten? Der Papst zählte darin neun Fälschungsmethoden auf, die sie untereinander aufgeteilt hatten: Ciampini mit seinen schlanken Frauenhänden mußte den seidenen Bullenfaden aufzutzeln und wieder zusammendrehen, er selbst mußte das Pergamentblatt abwaschen und neu beschreiben, und Moscabruni, mit seinen Wurstfingern, konnte nur die falsche Urkunde heimlich in den Stapel des Bullators schieben. Solche Fälschungen waren natürlich heute nicht mehr möglich – oder doch? Er mußte unbedingt den Subdattar bei der nächsten Audienz danach fragen.

Und das tat er dann auch. Der Subdattar erschrak bis auf die Knochen*, denn er hatte gerade heute mehrere der speziellen Suppliken dabei. Aber er fing sich

einigermaßen, als der Papst kichernd fortfuhr: "Erinnerst du dich noch, wie wir im Seminar von Doktor Paragraphus die Methoden untereinander aufgeteilt haben?" Und dann sah der Papst auf. "Du siehst aber gar nicht gut aus heute. Geh nach Hause, den Rest erledigen wir morgen! Aber denk einmal darüber nach, wo es heute Schwachstellen geben könnte und berichte mir darüber!"

Moscabruni raffte schnell die unbearbeiteten Suppliken zusammen, machte die Reverenz und rannte fast aus dem Gemach des Papstes. Auf dem ersten Treppenabsatz erlitt er einen Schwächeanfall und wäre böse gestürzt, wenn nicht zufällig Dr. Marsella, der Leibarzt des Papstes, vorbeigekommen wäre und ihn aufgefangen hätte. Der weitere Arbeitstag in der Datarie verlief für deren Mitarbeiter dann äußerst unerfreulich.

In der Wohnung des Subdatars, einen Tag später (*postridie*)

"Er kommt auf lauter neue Ideen, das ist gar nicht gut für mein Geschäftsmodell", dachte Francesco Moscabruni, als er am nächsten Tag aufwachte. Und zwar mit rasenden Kopfschmerzen. Er hatte nach seinem Schwächeanfall auf der Treppe des Vatikans unbedingt ein Stärkungsmittel gebraucht – "er sah ja gar nicht gut aus heute!" – und es bei der Anwendung dieses Mittels wohl etwas übertrieben. Wieso interessierte sich der alte Knacker auf einmal für Geschichte? Ein Papst soll sich um die große Politik kümmern oder, wenn er unbedingt fromm sein will, um die Weihe von Bischöfen und Kirchen, um das Verteilen von Goldenen Rosen und geweihten Schwertern, aber doch nicht um die *Détails* des Geschäftsganges. Oder er konnte neue Heilige aus dem Hut hervorzaubern. Woher stammte seine Familie noch mal? Da gab es doch sicher eine keusche Jungfrau, die er selig sprechen konnte, man mußte einmal nachsehen. Es mußte ja nicht gerade eine heilige Olympia sein ...

Jedenfalls mußte er abgelenkt werden, womit auch immer. Im vorigen Jahr war er viel handsamer gewesen, als das *anno santo* ihn auf Trab hielt. Allmählich beruhigte Moscabruni sich. Ihm fiel ein, daß der Papst von ihm ein Gutachten über Schwachstellen im Geschäftsgang verlangt hatte, bei denen ein Fälscher einhaken könnte. Nun: das sollte er haben! Allerdings nicht im Bereich der Genehmigung der Bitten, sondern bei der Ausfertigung der Urkunden in der Kanzlei. Er könnte eine besser lesbare Schrift vorschlagen, und da würden ihm viele Bittsteller dankbar sein, denn das, was die Kanzlei neuerdings zusammenschluderte, war wirklich kaum noch zu entziffern. Das wäre ein Spaß, wenn er dem Papst eine seiner eigenen Bullen vorlegte, und der könnte sie nicht lesen!

Während ihm das durch den Kopf ging, kam ein Bote des Papstes: er müsse heute nicht zur Audienz kommen, da er ja gesundheitlich angeschlagen sei. Und der Bote brachte auch ein kleines Geschenk, eine Schachtel mit Veilchenpastillen nebst einem eigenhändigen Zettel *amicus amico* (der Freund dem Freunde). Da war der Subdatar einen Moment lang beschämt. Dann aber ergrimmte er: "So leicht kommst du mir nicht davon! Du bist mit dem goldenen Löffel im Mund geboren worden, da kann man leicht kleine Geschenke verteilen. Ich mußte mir alles hart erarbeiten und bin doch von Typen wie dir abhängig!"

Und das Teufelchen im Kopf des Subdatars stieß einen Triumphschrei aus. Aber nur ganz leise – es wollte doch die Kopfschmerzen des leidenden Opfers nicht wieder anfachen ...

Am selben Ort, noch einen Tag später (*postpostridie*)

Während er noch rekonvaleszierte, verfaßte der Subdatur tatsächlich ein Gutachten über die Schwachstellen in der Kanzlei und fügte auch einige kritische Bemerkungen über kleine, harmlose Mißbräuche in der Datarie ein. Das Ganze sollte ja objektiv klingen. Aber er ging dabei so pedantisch vor und wiederholte sich so oft, daß er sicher war, der ungeduldige Papst würde spätestens nach drei Seiten die Lust verlieren und die Blätter ungelesen zur Seite legen. Mochten sie dann die Sturköpfe aus der Kanzlei nur finden und sich ängstigen, der Papst könne irgendeine Änderung planen! Veränderung war ja das Schlimmste, was ihnen passieren konnte. Und vielleicht würden künftige Historiker das Elaborat für ein ernstgemeintes Gutachten halten und darüber Bücher schreiben; dann hätte er im Jenseits etwas zu lachen. Als er 16 Seiten beisammen hatte, ließ er den Text von einem Untergebenen aus der Datarie ins Reine schreiben und dem Papst überbringen.

Dabei legte er noch ein kleines, selbst verfaßtes und eigenhändig geschriebenes Gedicht mit dem Titel "Dank für überbrachte Veilchen" bei. Der Papst las es, fand es gar nicht mal so schlecht, schmunzelte und überlegte, ob er es vertonen lassen sollte – aber nein, er hatte die Konzerte ja abgeschafft. Das Blatt mit dem Gedicht überlebte das Schicksal des Gutachtens. Es geriet schließlich in die Hände eines Literaturagenten, der es in seine Sammlung *Florilegium florum* (Blütenlese der Blumen – sehr originell!) einreichte, dabei aber kleine Änderungen vornahm. So wurde aus *papa Innocenzio* eine *cara Innocenzia*, so daß sich jetzt also eine junge Dame für zugeschickte Blumen bedankte. Dann verliert sich seine Spur. (Die erste Zeile des Gedichtes lautete übrigens in deutscher Übersetzung: "Ein Veilchen auf der Wiese stand ...")

15. Dezember (*XVIII kalendas Ianuarii*) 1651

Der Papst blickte zum Fenster hinaus und sah, daß es sanft zu schneien begonnen hatte. Das geschah in den letzten ein, zwei Jahrzehnten häufiger als früher. Er erinnerte sich, daß es in seiner Jugend nur selten geschneit hatte. Ein bißchen Rauhref am Morgen, ja, das gab es, aber das hatte ihn als Spätaufsteher nie besonders gejuckt. Und die ganz alten Leute erzählten, daß es in den Tagen des seligen Papstes Gregors XIII. in Rom nie geschneit habe. "Aber das ist ja kein Wunder, er hat uns ja die zehn Tage geklaut; eigentlich ist heute ja erst Anfang Dezember", dachte er, jedoch der Jurist in Innozenz X. mischte sich in den Gedankengang ein: "Das ist doch ausgemachter Blödsinn" (wie man sieht, liebte der Papst im Selbstgespräch eine deftige Ausdrucksweise), "Gregor hat doch nur die Benennung der Tage geändert, nicht die Zeit selbst." – "Die Protestanten sehen das aber ganz anders. Sie sagen, er habe die Zeit manipulieren wollen, um seine Tyrannei zu verlängern. Das beweise, daß er der Antichrist sei." – "Den würde ich im Augenblick eher in Paris vermuten ..."

Er schaute auf zu den fallenden Flocken und erinnerte sich, wie seine Großnichte, die kleine Olimpiuccia, ganz aus dem Häuschen gewesen war, als sie zum ersten Mal Schnee gesehen hatte. Und dann bat sie ihn im Juli, er solle Schnee zaubern. Er könne das doch, er sei doch der Himmelspfortner. "Nur der Stellvertreter", hatte er gemurmelt, "der unwürdige Stellvertreter" und ihr dann den Unterschied zwischen Theologie und Naturwissenschaft zu erklären versucht, aber vergeblich. Sie war ja ein liebes Kind, die kleine Olimpiuccia, aber

doch nicht besonders hell im Kopf – "wie ihre Großmutter", fügte er kichernd hinzu.

Inzwischen war ein leichter Wind aufgekommen, der die Schneeflocken in einer Art fröhlichem Ballett umherwirbelte. Das besänftigte ihn, und er begann zu überlegen, welche Termine vor Weihnachten noch anstünden. Ja: am Sonntag, dem 17. Dezember, dem Sonntag Gaudete, dem 3. Adventssonntag, würde er öffentlich Suppliken signieren. Das war zwar bloß eine Schauveranstaltung einmal im Jahr, um aller Welt zu zeigen, wie der Papst Gerechtigkeit übte und Gnade walten ließ, aber die Römer liebten das. Der französische König machte dasselbe am Gründonnerstag, aber der Gründonnerstag war an der Kurie für den strengen, den strafenden Papst reserviert, der an diesem Tag die Ketzer verfluchte und aus der Gemeinschaft der Gläubigen – der wahren katholischen Gläubigen! – ausstieß. Und Ketzer gab es wahrlich genug, vor allem in Deutschland, wo die Kirche 1648 so herbe Verluste hatte hinnehmen müssen. Sogar eine achte Kurwürde für den pfälzischen Erzhäretiker hatten sie eingerichtet; es fehlte nur noch eine Stimme, und die Katholiken verlören ihre Mehrheit im Kurkolleg! Und Chigi, der tapfere Nuntius Chigi, hatte nichts erreichen können ... (Er hätte hinzufügen können: weil niemand ihn ernst nahm, aber soweit ging die päpstliche Selbsteinsicht dann doch nicht.)

Aber zurück zu übermorgen, mahnte sich der Papst zur Disziplin der Gedanken. Er würde Moscabruni sagen müssen, er solle diesmal längere Summarien schreiben: diese wurden bei der Zeremonie mit lauter Stimme verlesen, dann blickte der Papst eine Weile auf die Supplik, als ob er über die Bitte nachdenke und den Text lese (was er in Wirklichkeit nicht tat), bis er sein *Fiat pro omnibus* (alles genehmigt) auf die Supplik schrieb, was dann wiederum mit lauter Stimme verkündet wurde. Normalerweise schätzte er die knappen Summarien seines Francesco, die kurz und knackig das Wesentliche trafen und ihm die Gedankenarbeit abnahmen, aber für die Öffentlichkeit war mehr barocker Schwulst angebracht.

Zur gleichen Zeit saß auch der Subdatur vor einem Stapel Suppliken, um geeignete Fälle für die öffentliche Zeremonie auszuwählen. Längere Summarien als gewöhnlich, das war ihm auch ohne päpstliche Erinnerung klar, aber trotzdem präzise Sprache, die jeder der römischen Adelstölpel, die dabei waren, verstand, und eine unerwartete Pointe, wenigstens bei der allerletzten Supplik. Dann würden die komplizierten Fälle, die die Kardinalskongregationen vortrugen und sich dabei um die Reihenfolge stritten, in der sie drankamen, um so langweiliger erscheinen. Dabei würde ihm sein alter Studienkollege wie im letzten Jahr amüsiert zuzwinkern. Vor allem aber durfte er um Gottes und aller Heiligen Willen – du meinst wohl: um Satans willen und in drei Teufels Namen, flüsterte ihm eine eindringliche Stimme in seinem Hinterkopf zu – – – vor allem durfte er keine der speziellen Suppliken einschieben (obwohl das ein besonderer Spaß wäre!), denn es könnte ja sein, daß der Alte den Text der Supplik wirklich las, während er nachzudenken vorgab.

Tatsächlich lief am 17. Dezember alles glatt. Der Papst wirkte am Schluß sichtlich genervt und gelangweilt, so daß er ihm sonstwas zur Unterschrift hätte vorlegen können. Fast ärgerte er sich, daß er das nicht getan hatte. Nun: nächstes Jahr würde er das einmal probieren, und dann wäre er sicher auch schon Bischof und Kardinal. Daß du dich nur nicht täuschst, Moscabruto!

18. Dezember (*quintodecimo kalendas Ianuarii*) 1651, im Palazzo des früheren Datars Domenico Cecchini

Der Ex-Datar Cecchini, von dem nun schon lange nicht mehr die Rede war, hegte Rachegefühle, aber – so ist der Lauf der Welt – nicht gegen die Intrigantin, die ihn vor zweieinhalb Jahren aus dem Amt katapultiert hatte, sondern gegen seinen glücklicheren Konkurrenten und de-facto-Nachfolger, den Subdatur Moscabruni. Schon zum dritten Mal hatte er gestern bei der päpstlichen Signierstunde anwesend sein müssen und miterlebt, wie der aufgeblasene Karrierist neben dem Papst im Rampenlicht stand, auf dem Platz, der eigentlich ihm zukam. Jetzt war es genug. Er mußte etwas unternehmen, das diesen Glücksritter in die Dunkelheit zurückbeförderte, aus der er wie ein schmutziger Komet aufgestiegen war. Der beste Vorwurf war natürlich Mißbrauch des päpstlichen Vertrauens, das ja die Grundlage jeder Tätigkeit in der Datarie bildete. Er selbst hatte sich zwar wenig um die Amtsgeschäfte gekümmert, aber doch so viel mitbekommen, daß er wußte, was man da konstruieren konnte. Als Werkzeug suchte er sich Fulvio Grancasa aus, einen jener Mitarbeiter, die auch nach dem Amtsantritt des Neuen auf seiner Seite geblieben waren. Moscabruni hatte ihn denn auch nach seiner Machtergreifung sofort entlassen – im übrigen zu Recht, dürfen wir, den Gedankengang des Kardinals unterbrechend, einwerfen, denn Grancasa hatte einen vertrauten Freund, der alljährlich im Herbst in den Albaner Bergen, den *Castelli Romani*, neugeboren wurde und nur zu leicht die Zunge löste. In einer Behörde wie der Datarie, in der Geheimhaltung und Verschwiegenheit das oberste Gebot bildeten, war er also wirklich fehl am Platze.

Auch als Grancasa einige Tage später dem Papst die Beschwerden gegen den Subdatur vortrug, die diesen auf den Mond schießen sollten und nicht einmal völlig aus der Luft gegriffen waren, hatte er sich vorher mit seinem Freund intensiv beraten. Verständlich, denn ein kleiner Subalternbeamter kniete nicht jeden Tag vor seinem obersten Dienstherrn; da mußte man sich Mut zusprechen lassen. Der Papst nahm den Alkoholgeruch aber sofort wahr – mit einem Wort: die Aktion des Ex-Datars ging gründlich schief, der arme Fulvio landete in der Engelsburg, und der Subdatur erwarb die Gloriole der verleumdeten Unschuld. Warum der arme Schlucker (dieser Ausdruck ist jetzt etwas unpassend, aber in der Barockzeit liebte man drastische Formulierungen) dann ein halbes Jahr später wieder freikam und mit einem Kanonikat in seiner Heimatstadt entschädigt wurde, wird der weitere Verlauf der Erzählung erklären.

im Palazzo Madonna Olimpias, 31. Dezember (*in die sancti Silvestri, pridie kalendas Ianuarii*) 1651

Die Weihnachtstage waren ohne weiteren Schneefall vorübergegangen – zur Enttäuschung Olimpiuccias –, und der Papst war endlich dazu gekommen, einen Blick auf das Gutachten des Subdatars über die Verbesserung der Arbeitsweise der Kanzlei zu werfen. Es langweilte ihn, wie so viele ähnliche Gutachten für seine Vorgänger diese gelangweilt hatten, und wie diese hatte er das Gefühl, durch die Vorschläge sollten seine Macht und seine Möglichkeit, jederzeit überall eingreifen zu können, allzusehr eingeschränkt werden. Er legte die Blätter auf einen Seitentisch und schlummerte ein. Auf den Zehenspitzen trippelte seine Großnichte herein, sah die Blätter und fing erst leise, dann mit zunehmendem Jauchzen,

an, Schnee zu spielen. Will sagen: sie zerriß die Blätter in ganz kleine Stückchen, die wie die Schneeflocken lustig in der Luft herumwirbelten. Böse Olimpia! ist der Historiker geneigt zu sagen, denn wir hätten doch gar zu gerne gewußt, was Dr. iur. Moscabruni vorzuschlagen wußte und wie weit das ernstgemeint war. Aber sei's drum: so hatte wenigstens eine Person ihr Vergnügen daran.

4. Januar 1652, an der Oktav des Tages der unschuldigen Kinder (*in octava innocentium puerorum*)

Das Jahr 1652 begann mit schlimmen Vorzeichen. Der Vesuv über Neapel brach aus. Das überraschte zwar niemanden, denn im vorigen Oktober war am Tag des Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Gennaro, das Wunder ausgeblieben: während des Festgottesdienstes hatte sich das Blut in der heiligen Ampulle nicht verflüssigt! Es war zwar nur ein kleiner Ausbruch des Vesuvs, weit entfernt von dem verheerenden Ereignis im Jahre 1634, als Hunderte von Menschen ums Lebens kamen und wochenlang eine Aschewolke über Neapel hing, bis sie nach Norden, nach Rom, abzog. Aber der Vesuv war ein hinterhältiger Vulkan; auch der große Ausbruch von 1634 hatte klein angefangen, man wußte nicht, was diesmal daraus werden würde. Zugleich kamen aus Mittelamerika Berichte über mehrere Vulkanausbrüche. Solche Meldungen gab es zwar regelmäßig, aber jetzt nahm man sie wirklich zur Kenntnis und fühlte mit den dortigen Opfern.

Sollte die göttliche Gnade des Heiligen Jahres schon so schnell verfliegen sein? Oder lag das am unwürdigen Verhalten des Klerus? Oder gar am Papst selbst, der die Herrschaft von Frauen wie Madonna Olimpia im Vatikan duldet? Aber solche Gedanken behielt man besser für sich. Die Inquisition hatte ihre Ohren überall, und wenn nicht die Inquisition, dann doch der Pasquino ...

Fast gleichzeitig mit dem Vesuvausbruch hatte in Portugal die Erde gebebt: die bösen Mächte waren gut vernetzt! Gott sei dank war auf das Erdbeben keine Flutwelle gefolgt, aber es waren viele Gebäude eingestürzt, und mehrere Dutzend Menschen hatten ihr Leben verloren. Der portugiesische Botschafter ging eigens zum Papst, um einen Ablass für den Wiederaufbau zu erbitten. Der Heilige Vater ließ das Breve sofort ausstellen – er hatte immer einige Stücke im Vorrat, bei denen nur noch der Name der Kirche und das Datum eingesetzt werden mußten – und kam noch ein wenig mit dem Botschafter ins Gespräch. "Habt Ihr Nachricht von Eurer Familie?" Das mußte der Botschafter bedrückt verneinen. "Warum holt Ihr sie nicht überhaupt nach Rom, wenigstens für einen Besuch?" – "Das geht nicht. Die hohen Herren halten die Familie ihrer Botschafter lieber im eigenen Land zurück. Gewissermaßen als Garantie für deren Wohlverhalten. Aber, Heiliger Vater, wollt Ihr nicht einmal Portugal besuchen?" – "Ich bin ein alter Mann. Ich will nicht mehr reisen. Und außerdem werde ich wohl bald die letzte Reise antreten müssen." – "Das müssen wir alle, früher oder später. Denkt an Dom Sebastião! Der wurde gerade einmal 24 Jahre* alt." Aber anschließend kam man auf die aktuelle politische Lage zu sprechen, im Vergleich mit der alle Vulkanausbrüche und Erdbeben Kinderkram waren.

Und dann war das Ablassbrevé auch schon fertig; der Botschafter kniete nieder, um den Segen zu empfangen, und verließ den Papst. "Das ist doch ein anständiger und zuverlässiger Mann", dachte sich der Papst, "Er hat nicht einmal eine Gnade für sich selbst erbeten. Ich habe ihn gleich richtig eingeschätzt." Und dann überlegte er: "Vielleicht sollte ich wirklich einmal nach Portugal fahren.

Schade, daß ich damals von Spanien aus keinen Abstecher dorthin gemacht habe! Aber daraus wird wohl nichts werden. Wenn ich Rom verlasse, und das auch noch in Richtung Westen, dann denken alle Leute sofort, ich wolle den Heiligen Stuhl wieder nach Avignon verlegen. Und wenn schon eine Reise, dann gleich eine richtige, nach Amerika! Es sind jetzt schon über 160 Jahre vergangen, seit wir es entdeckt haben, und noch kein Papst hat es je betreten." Aber, so mußte er sich dann einräumen, dafür war er nun wirklich schon zu alt. Und es gab in Europa so viel zu regeln und Frieden zu stiften ... "Halt, Innocenzo", rief er sich zur Ordnung. "Genauso haben die Päpste damals argumentiert, als sie nicht von Avignon nach Rom zurückkehren wollten, und der wirkliche Grund war ein ganz anderer." Und wir möchten gern hinzufügen: und wie war das mit dem Frieden in Deutschland?

Er stand auf, um ans Fenster zu treten. Dabei knackten seine Knochen, und ein wilder Schmerz fuhr durch sein rechtes Kniegelenk. "Ich werde dieses Jahr wohl nicht überleben", dachte er. Aber da täuschte er sich, denn es war ein anderer, der dieses Jahr nicht überleben sollte, und das aus eigener Schuld, nicht aufgrund seines Alters.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Januar 1652

Als der Papst an diesem Abend zu Bett gegangen war, kreisten seine Gedanken immer noch um Portugal und den Besuch des Botschafters. Die wahnwitzige Idee einer Reise kam ihn wieder in den Sinn, und er begann sie spielerisch auszuspinnen. Immerhin: seetauglich war er ja, insoweit hatte er nie Probleme gehabt. "Wenn du Rom verläßt", meldete sich erneut der Jurist in ihm zu Wort, "mußt du vorher festlegen, daß das Konklave trotzdem in Rom stattzufinden hat, falls dir unterwegs etwas zustoßen sollte." Nun, das sollte kein Problem sein. Er mußte nur die Bestimmung Clemens' VIII. von 1598 wieder in Kraft setzen. Oder sollte er generell festlegen, daß die Wahl immer in Rom stattfände, ganz egal, wo der Papst stürbe? Darum würde er sich morgen früh kümmern. Portugal sollte sehr schön sein, hatte er gehört. Oder sollte er lieber eine Pilgerreise nach Jerusalem unternehmen? Nein, das war dann doch zu gefährlich wegen der Türken. Auf der anderen Seite: Urban VIII. hatte ihn 1626 zum lateinischen Patriarchen von Antiochia gemacht; das war zwar nur ein Ehrentitel, eine Diözese *in partibus infidelium**, aber irgendwie hätte er "seinen" Bischofssitz und "seine" Kathedrale schon gerne einmal gesehen. Trotzdem: das ging wohl nicht. Aber der Atlantik, das wäre doch spannend ...

Und siehe da! schon stand er auf dem Schiff und schaute interessiert auf die schäumenden Wellen. Das Schiff – es hieß kurioserweise *Navicula Petri* und trug als Gallionsfigur einen bärtigen Männerkopf – machte einen soliden Eindruck. Auch die Mannschaft wirkte tüchtig und erfahren; ihrem Wunsch, alle Ratten an Bord zu exkommunizieren, war er nach kurzem Zögern nachgekommen. Sie passierten Portugal, dem er von Bord aus den päpstlichen Segen gab und mit Wohlgefallen die wiederaufgebauten Kirchen betrachtete, und schon waren sie mitten auf dem Atlantik. Die Brandung war jetzt höher, und das Schiff schwankte etwas, aber damit hatte er, wie gesagt, keinerlei Probleme. Das weiß-gelbe Segel blähte sich im Wind vor einem herrlich blauen Himmel. Ein krachendes Geräusch ließ ihn aus dem Schlaf aufschrecken, aber da war wohl wieder einmal der Fensterladen nicht sorgfältig befestigt.

Er schlief sofort wieder ein und bekam so rechtzeitig mit, daß sie jetzt gleich in Mexiko landen würden. Er überlegte, ob er beim Landgang niederknien und die Erde küssen sollte, als erster Papst, der die neue Welt betrat. Den Vulkan nahe Mexiko-Stadt fand er eindrucksvoll, eine Art Vesuv im Großformat. Aber schon stießen sie hinaus in den Pazifik, der sich als gar nicht so friedlich erwies, wie sein Name glauben machen wollte. Vielleicht sollte er ihn umbenennen in "St. Peters See"? Am Ostersonntag passierten sie eine Inselgruppe mit Monumentalstatuen – so etwas würde sich auf dem Petersplatz auch gut ausnehmen – und kamen bald danach auf den Philippinen an, wo man ihn begeistert begrüßte. Er weihte schnell zehn Einheimische zu Bischöfen und bestieg wieder das Schiff. Die Mannschaft drängte, es ging weiter nach China. Dort sah es ganz anders aus, als ihm der Sekretär der Propaganda Fide berichtet hatte; er würde sich besser und aus mehr verschiedenen Quellen informieren müssen.

Erneut schreckte ihn ein klappernder Fensterladen auf. Offenbar war das Schiff in einen Sturm geraten, aber die *Navicula Petri* konnte nicht untergehen, da war er sich sicher. Der heilige Paulus war in Seenot geraten, so stand es in der Apostelgeschichte*, aber über Petrus wurde nichts dergleichen berichtet. Und mit diesem tröstlichen Gedanken fiel er in einen tiefen und jetzt traumlosen Schlaf bis zum nächsten Morgen.

Auch Moscabruni wurde in dieser Nacht von Träumen heimgesucht, aber die waren weniger erfrischend. Genau genommen war es immer derselbe Traum, aus dem er hochschreckte, wieder einschlief, der Traum wiederholte sich und das mindestens ein Dutzendmal während dieser einen Nacht, und schon in früheren Nächten war es ihm so ergangen. Auch er fuhr im Traum zur See, aber auf einem wackelnden Seelenverkäufer und direkt nach Süden. Er war beauftragt, auf der *terra australis*, dem Südkontinent, den dortigen Bewohnern die Beichte abzunehmen. (Es sollte dort ungeheuer viele Nonnen* geben.) Aber er wußte, daß jenseits des Äquators das Meer endete und das Schiff in den Abgrund stürzen würde – so hatten es ihm die Seeleute hinter vorgehaltener Hand erzählt; von wegen, die Erde sei eine Kugel ...

25. Februar (*bissexto kalendas Martii*) 1652

Der Herr Subdatarius zog um. Die bescheidene Bleibe, die er seit 1646 bewohnte, entsprach schon lange nicht mehr seinen Anforderungen; er brauchte einfach mehr Platz. Das hatte er sich eingeredet, und das Teufelchen, das in seinem Kopf ebenfalls immer mehr Platz in Anspruch nahm, hatte ihm eifrig zugeredet. Er war Subdatur und de facto amtierender Kardinalprodatur und wohl bald auch in der Realität Bischof und Kardinal: da brauchte er eine repräsentative Wohnung, die seiner gehobenen Stellung entsprach. Und außerdem sprudelten seine Einnahmen so munter, daß er sich das auch leisten konnte.

Das neue Haus – wir können auch sagen: sein neuer Palazzo – lag in einem vornehmeren Stadtviertel an einer belebten Straße. Es zeigte eine klassische, wohlproportionierte Fassade zur Piazza hin, und wer einen Blick durch das offene Portal ins Innere werfen konnte, schaute in ein elegantes Treppenhaus mit quadratischem Grundriß und schön geschwungenen Aufgängen in die oberen Etagen. Auf der Rückseite gab das Vestibül den Blick in einen Garten mit einer Säulengalerie antiker Götterstatuen frei. Wer in das Treppenhaus eintrat, aber das durften nur wenige, bemerkte freilich, daß der quadratische Grundriß durch nach

hinten schmaler werdende Fußbodenplatten nur vorgetäuscht war und daß der Garten lediglich aus einem raffiniert ausgeführten Fresko an der Rückwand bestand. Von der Säulengalerie waren nur die ersten beiden, eine Venus zur Linken und ein Priapus zur Rechten, wirkliche plastische Figuren.

Aber eine solche Täuschung der Sinne erregte, wie wir wissen, im 17. Jahrhundert eher Bewunderung als Enttäuschung. Ähnliches galt für die eigentlichen Räume, soweit die Besucher zu ihnen zugelassen wurden. Dort konnte man unter anderem eine Pietà von Michelangelo bewundern, die derjenigen im Petersdom aufs Haar glich, und einige frühchristliche Fundstücke aus den Katakomben. Die meisten Kommentare erregte das Arbeitszimmer des Hausherrn, in dem eine Wand ganz freigehalten war: dort werde, so erfuhren die Gäste unter der Hand, in Kürze das Portrait des Subdatars von der Hand des Velázquez seinen Platz finden.

Das alte Haus nahe der Datarie verkaufte Moscabruni übrigens nicht, sondern vermietete es an eine Gruppe sehr freundlicher Damen. Die Miete pflegte er in eigener Person einzuziehen und dann dort auch über Nacht zu bleiben..

26. Februar (*quinto kalendas Martii*) 1652

Das Teufelchen, das sich im Kopf des Subdatars eingenistet und dort ein bequemes Bett aus Paragraphen und Selbsttäuschungen seines Gastwirts gefunden hatte, sah heute erbärmlich aus. Soeben hatte es eine fürchterliche Abreibung durch seinen Oberteufel erhalten. Warum das denn alles so lange dauere? Warum bei seiner Zielperson nichts vorangehe? Warum er sie nicht zu kühneren Untaten anstachele? Er sei jetzt schon acht Jahre zugange und habe noch nichts Wesentliches erreicht! Wann endlich der große Durchbruch komme?

Das Teufelchen fand das gemein, undankbar, lächerlich, bössartig, hinterhältig, mit einem Wort: zutiefst unfair und ungerecht! (Randglosse: das waren jetzt zwei Wörter.) Freilich gehörte das Teufelchen einer Organisation an, in der genau diese Eigenschaften – gemein, undankbar usw. – eigentlich das Ziel aller Bemühungen waren, in der jeder dem anderen mißtraute, jeder dem anderen ein Bein stellen wollte, in deren Hierarchie man nur durch Verrat aufsteigen konnte, einzig um dann um so tiefer zu fallen, in der selbst der oberste Teufel seine Stellung dem tiefst denkbaren Fall verdankte. Das war das Einzige, worauf Verlaß war, das Einzige, das sich stets wiederholte.

Das Teufelchen zerfloß vor Selbstmitleid, aber dann berappelte es sich und faßte einen kühnen Plan. Es wollte seinen Gastgeber dazu verleiten, dem Papst ein Ultimatum zu stellen: "Wenn du, Papst, nicht tust, was ich will, gebe ich meinen Job bei dir auf. Einen so gewieften, so fleißigen Mitarbeiter wirst du nie wieder finden! Und ich könnte aus dem Nähkästchen plaudern ... Ein kleiner Wink an den französischen Botschafter – ein anonymes Brief an Madonna Olimpia – ein paar gepfefferte Verse für den Pasquino ..." Der Plan war genial! Das Teufelchen berauschte sich so sehr an der Vorstellung, daß es ihm schon viel besser ging. Das konnte gar nicht schief laufen: entweder flog der Subdadar in hohem Bogen auf die Straße, wenn er dem Papst unverschämte kam – was für ein schöner Skandal! –, oder der Papst ließ sich erpressen, biß an und zappelte an der Rute eines Untergebenen, den seinerseits ein Teufel an der Angel hatte. Da würde der Oberteufel ganz schön alt aussehen!

Merkwürdigerweise wälzte Don Moscabruni ganz ähnliche Gedanken. Er mußte sich den Papst gefügiger machen, und da war eine Rücktrittsdrohung ein

altbewährtes Mittel. An einem Hof, an dem jeder dem anderen mißtraute und es nicht verschmähte, ihm ein Bein zu stellen, um selbst höher zu steigen, reichte Frömmigkeit allein nicht aus, um Karriere zu machen. Außerdem lief ihm die Zeit davon: der Papst wurde immer älter – er war jetzt 77 – und bereits im 8. Pontifikatsjahr; das hatte in den letzten 100 Jahren nur jeder vierte Papst geschafft. Und auch er selbst war nicht mehr ganz jung. Wie lange würde er noch durchhalten? Wäre es nicht an der Zeit, die Früchte zu genießen, statt ständig im Garten zu schuffen? Er mußte einen höheren Einsatz wagen, sonst stünde er am Schluß ohne Purpur da, ohne Bistum, ohne Palazzo (der war erst zur Hälfte bezahlt), ein lächerlicher alter Monsignore in schäbiger Soutane, den niemand mehr ernst nahm ...

So drehte sich im Kopf unseres Helden ein seltsames Karussell von Gedanken, das immer mehr an Fahrt aufnahm. Aber noch war Zeit, es anzuhalten; noch stand das Tor von Buße und Barmherzigkeit offen.

29. Februar (*pridie kalendas Martii*) 1652

Als Francesco Moscabruni drei Tage später zur Audienz eilte, hatte er sich entschlossen, zunächst einmal die Mitleidstour zu versuchen. Er legte sich einen Text zurecht, den er auf dem Weg zum Vatikan ständig memorierte und mindestens siebenmal vor sich hersagte, einmal sogar mit lauter Stimme, so daß eine Pilgergruppe aus Spanien erschrak und, weil sie das Wort *papa* gehört hatten, sich neugierig umsahen, ob etwa der Heilige Vater irgendwo zu sehen wäre.

Kaum daß der Subdatur, etwas schnaufend vom Treppesteigen, beim Papst eingetreten war, begann er sofort mit dem vorbereiteten Text. "Nun komm erst einmal zu Atem", sagte der Papst freundlich zu ihm, aber er ließ sich nicht unterbrechen. Wie anstrengend seine Arbeit sei, wie undankbar und uneinsichtig die Bittsteller, wenn er etwas nicht durchsetzen konnte, was sie sich in den Kopf gesetzt hatten, wie teuer das Leben in Rom geworden sei, wie müde er sich von der vielen Arbeit fühle, wie ausgebrannt er sei, wie deprimierend die politische Lage, wie belastend das feucht-kalte Wetter, nein, er sei der Aufgabe nicht länger gewachsen, nicht daß er den Papst im Stich lassen wolle, aber er sei auch nicht mehr der Jüngste, er habe schon lange eine Wallfahrt gelobt, er müsse auch an sein Seelenheil denken (allerdings, lieber Freund, aber anders, als du es hier dem Papst vorschwafelst!), er brauche ein wenig Ruhe, und überhaupt gehe ja die Welt in Kürze unter. Er habe dem Papst immer gern gedient, obwohl viele Leute an der Kurie ihn deswegen schmähten, er wolle den Papst nicht im Stich lassen, aber es führe kein Weg daran vorbei, er müsse seinen lieben Gianni um seine Entlassung bitten.

Innozenz X. war verwirrt und fragte sich einen Augenblick lang, ob sein alter Freund den Verstand verloren hatte. Ob er einen Exorzismus durchführen sollte? Aber der kleine dicke Kerl war ja schon immer ein wenig exzentrisch gewesen. Ihn zu entlassen, das kam nicht in Frage; er brauchte ihn, er hatte sich im Lauf der Jahre so an ihn gewöhnt. Er war ja selbst schon ein alter Mann und wollte nichts mehr ändern, wenn es nicht unumgänglich wäre. Deshalb wandte er sich gütig seinem Gegenüber zu, der schon wieder außer Atem war, und sagte: "Francesco, ich habe eine gute Nachricht für dich: ich möchte dir ein Bistum verleihen. Das hast du dir redlich verdient. Es werden gerade zwei Stühle in Süditalien frei. Dort ist das Wetter viel besser als hier. Such dir einen davon aus; ich habe den Sekretär der Konsistorialkongregation schon benachrichtigt", – das

stimmte nicht, aber es ließ sich schnell arrangieren – "er wird dich morgen oder übermorgen aufsuchen."

Moscabruni war aus dem Konzept gebracht. "An welches Bistum hast du gedacht?" – "Laß dich überraschen!" Der Subdatur fiel auf die Knie: "Danke, heiliger Vater!" Und indem er mühsam wieder aufstand, ließ er die möglichen Bistümer in Süditalien im Geiste Revue passieren: die meisten waren ja sehr klein und popelig, aber vielleicht sollte es Benevent sein, das ließe er sich gefallen, und ein Erzbischof von Benevent konnte auch leicht Kardinal werden. Oder vielleicht Neapel? Dann müßte er alljährlich den Vesuv beschwören ... "Allerdings", fuhr der Papst fort, "müßtest du dann dein römisches Bürgerrecht aufgeben. Aber das macht nichts, du bist ja Bürger im Staat Gottes, der *civitas dei*." (Von wegen, raunzte das Teufelchen, sondern in der *civitas diaboli*.) "Außerdem müßtest du dort residieren. Das schreibt das Konzil von Trient so vor." Die Mundwinkel des Subdatars begannen sich nach unten zu biegen. Dieses verdammte Konzil hatte so viele schöne Chancen zum Reichtum zunichte gemacht! "Aber ich könnte dich dispensieren, solange du noch in Rom bleiben willst. Und bis zum Frühjahr wirst du mir auf jeden Fall noch deine unschätzbaren Dienste leisten. Unter meinem Nachfolger – und das wird wohl nicht mehr lange hin sein – hättest du dann einen bequemen Ruhesitz." – "Aber nein, heiliger Vater, wir haben noch viele Jahre fruchtbarer Tätigkeit für die Heilige Römische Kirche vor uns." – "So gefällt du mir schon besser", sagte daraufhin der Papst, "und jetzt wollen wir an die Arbeit gehen. Was liegt denn vor?"

Der kleine Teufel in Moscabrunis Kopf stampfte wütend mit dem Fuß auf: da hatte ihn der alte Knacker von Papst ja sauber ausgetrickst. Der Subdatur war verwirrt und realisierte erst auf dem Heimweg dasselbe. Aber die Formulierung "deine unschätzbaren Dienste" hatte ihm gefallen. In der praktischen Anwendung bedeutete dies, daß er jetzt noch kühner werden und das päpstliche Vertrauen noch mutiger ausnutzen konnte. Und der Papst murmelte vor sich hin: "Ich hätte dich ohnehin nicht gehen lassen." Die Sache mit dem Bistum geriet übrigens schnell in Vergessenheit; sie war ohnehin nicht ernst gemeint.

in der Kirche *Santa Croce in Gerusalemme*, am Sonntag *Laetare*, 10. März 1652, zur Zeit der Vesper

Sechs entzückende junge Frauen tanzten fröhlich um die würdige Matrone herum. Sie waren wirklich reizend anzusehen; ihre Kleider waren zwar ein wenig kurz geraten, ihr Dekolleté dafür um so tiefer, während die Dame im Zentrum des Tanzes würdevoll, vornehm, wohlhabend, aber auch unglaublich langweilig aussah. Die Zuschauer des Mysterienspieles wußten natürlich, daß sie die Tugend darstellte und die süßen jungen Mädchen die Verführungen der Sünde. Auf der gegenüberliegenden Seite der Bühne erschienen drei weitere seriöse Damen, die sich als Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellten, sich aber über die Tanzmusik hinweg kaum verständlich machen konnten.

In die Melodie des Tanzes mischten sich Tonfolgen aus den diesjährigen Karnevalsschlagern ein; die Zuschauer begannen leise mitzusummen. Die Sprünge der Tänzerinnen wurden immer waghalsiger, die Tugend machte verzweifelt abwehrende Gesten, die aber immer schwächer wurden. Allmählich ging der Tanz in eine regelrechte Folia über – bis es auf einmal einen gewaltigen Schlag tat. Nebel erfüllte die Bühne, und als er sich verzogen hatte, erblickte man die Tugend in einen Käfig eingesperrt, und die jungen Damen entpuppten

sich als Teufel, die mit triumphierenden, je geradezu obszönen Gesten auf ihre Gefangene wiesen. Die Tugend stimmte eine verzweifelte, aber auch verzweifelt langweilige und lange Arie an, in der sie ihren Sturz beklagte.

Erneut tat es einen gewaltigen Schlag, und aus dem Untergrund stieg unter rotem Flammenschein der leibhaftige Satan empor, mit Hörnern, Bocksfuß und Schweif. Er lieferte unter Paukenwirbeln einen bravourösen Triumphgesang. Aber die Tugend, die eine Weile ganz erstarrt dagestanden hatte, fiel ihm mit hoher und schriller Stimme ins Wort. Es kam zu einem regelrechten Wechselgesang, wobei die Tugend obstinat hervorhob, sie sei doch ehemals so fromm gewesen: *fui olim pia, fui olim pia, fui olim pia* (ich war einst fromm). Allmählich begannen einige Zuschauer zu lachen, denn wenn man *olim pia* in einem Wort schrieb ... Schließlich rief der Oberteufel mit herrischer Geste sechs Notare herein, die mit Tintenfaß und Feder in der Hand auftraten. Die sechs Teufelinnen schoben eine Tafel herein, die "deine schlimmsten Sünden" übertitelt war. Jeder Notar schrieb eine Sünde auf die Tafel: NEID, GEIZ, VERLEUMDUNG, KARRIERESUCHT, VÖLLEREI und schließlich als sechstes: URKUNDENFÄLSCHUNG.

Die Tugend brach wimmernd zusammen, aber von der anderen Bühnenseite holperte eine häßliche Frau herein, die aus einer Schale ständig Asche auf ihren Kopf streute, also offensichtlich die Reue darstellte. Die drei seriösen Damen Glaube, Hoffnung und Liebe rollten ein riesiges Weihwassergefäß herein, aus dem sie mit drei Schläuchen auf den Satan zu spritzen begannen, der daraufhin prustend im Boden versank. Am Ende wurde im Hintergrund ein Modell der Engelsburg sichtbar. Auf deren Plattform erschien ein Engel, der mit großer Geste ein Schwert in die Scheide steckte.

"Eine recht kümmerliche Inszenierung", sagte der spanische Botschafter zu seinem portugiesischen Kollegen, der zufällig neben ihm Platz gefunden hatte. "Wir hätten das viel großartiger und eindrucksvoller gestaltet." Aber der Portugiese erwiderte: "Aus diesem jämmerlichen Machwerk hättet nicht einmal ihr Spanier etwas hingebacht."

Unter den Zuschauern war auch der Subdattar Francesco Moscabruni. Er hatte geglaubt, es seiner Stellung schuldig zu sein, sich auch hier zu zeigen, obwohl ihm das alles viel zu allegorisch war. Er fand die Aufführung langweilig, hatte auch gar nicht alles verstanden. Aber ein Detail klebte ihm im Gedächtnis fest: wieso war als die schlimmste aller Sünden die Urkundenfälschung angeprangert worden? War etwa er damit gemeint? Natürlich war das Unsinn, diese zweitklassigen Schauspieler konnten das doch gar nicht wissen!

Aber der Gedanke ging ihm einfach nicht aus dem Kopf. Er nagte an ihm, so ärgerlich er ihn auch verdrängen wollte. Oder war das ein Wink des Himmels, eine Warnung von oben? Sollte er zum Schluß der Fastenzeit ein Großreinemachen in seinem Gewissen veranstalten – zumindest wußte er aus seiner theologischen Grundausbildung, daß es ein sogenanntes Gewissen gab – und sich dem Papst zu Füßen werfen? Aber er, Francesco, als reuiger Sünder, womöglich sogar als öffentlicher Büsser? Wie würden seine Feinde triumphieren! Und allmählich gewann dieser Gedanke das Übergewicht, und die letzte Chance war vertan ...

Am nächsten Morgen sah die Welt schon wieder viel erfolgversprechender aus. Es ging auf Ostern zu; die Zahl der Bittsteller, auch und vor allem die der wohlhabenden Bittsteller, nahm immer mehr zu. Wie dumm mußte er sein, wenn er gerade jetzt aus dem Geschäft ausstieg!

Passionssonntag*, 17. März (*sextodecimo kalendas Aprilis*) 1652

Bei seiner historischen Lektüre war der Papst auch auf die Nachricht gestoßen, Innozenz III. sei der Verfasser des *Stabat mater* gewesen: *Stabat mater dolorosa iuxta crucem lacrymosa* ... Er hatte es in seiner frühen Jugend gerne gehört, aber dann war die Sequenz in Vergessenheit geraten, weil sie dem liturgischen Purismus des Konzils von Trient zum Opfer gefallen war. Nun kam ihm die Idee, dem portugiesischen Botschafter eine Freude zu machen, der, wie er wußte, am 18. März seinen 60. Geburtstag feierte. Portugal und die Verehrung der Gottesmutter Maria: das paßte zusammen, und außerdem hieß die Ehefrau des Botschafters Maria Dolores. Er lud Dom Luís deshalb für den Vortag des 18. März zum päpstlichen Gottesdienst ein und ließ die Sänger der Sixtinischen Kapelle vor dem Schlußsegens das Stück aufführen. Es hatte zwar eine Diskussion mit dem Chorleiter gegeben: sollte man die Fassung Orlando di Lassos oder diejenige Palestrinas wählen (oder gar die ganz neue, gerade einmal 9 Jahre alte Vertonung durch Giovanni Felice Sances)? Dann hatte man sich aber für die schlichtere Version Lassos entschieden. Der Botschafter verstand die Geste, als sich bei der fünften Strophe ihre Blicke trafen, und der Papst sah, daß sie verstanden wurde.

ungefähr am 25. März bis 6. April (*exeunte Martio, ineunte Aprile*) 1652

Hochmut kommt vor dem Fall, sagt ein durch jahrhundertelangen Gebrauch abgestandenes Sprichwort, aber es hätte den ach so cleveren und neuerdings so mutigen Herrn Subdatur doch warnen können. Und vielleicht auch der Gedanke an seinen Namenspatron, den *poverello*, der das Geld völlig aus seinem Leben verbannt hatte, aber trotzdem in Rekordzeit zum Heiligen erhoben worden war. Das Geld war der Stolperstein unseres "Helden", denn – wir sind schließlich in der Barockzeit – seinen Reichtum schamhaft zu verstecken, entsprach nicht dem Geist des Jahrhunderts. Aber auch schon damals konnten die Leute rechnen, und so fragten sich immer mehr seiner Mitarbeiter, Nachbarn und Feinde: wie kann er sich das eigentlich leisten?

Der Neid ist erfinderisch, der Neid ist hartnäckig, der Neid ist klarsichtig und weiß Dinge zusammenzuzählen, bei denen normalen Menschen gar kein Zusammenhang auffällt. Und so fiel Francescos Neidern auf, daß der Papst im Laufe der Zeit immer großzügiger geworden war, daß er immer häufiger Wünsche der Petenten erfüllte, die früher oder gar unter seinen Vorgängern keine Chance auf Genehmigung gehabt hätten. Einmal aufmerksam geworden, spürten sie den Dingen eifriger nach und steckten ihre Nasen immer tiefer in Vorgänge, die sie eigentlich nichts angingen und sie sonst nicht einmal am Rande interessiert hätten.

Und so begann die verdeckte Ermittlung gegen den Subdatur. Man deutete hier etwas an, fragte dort etwas, löste durch Wein die Zunge. Man wandte sich als scheinbarer Bittsteller an die zwei oder drei bekanntesten und erfolgreichsten Prokuratoren. Diese rühmten sich ganz offen ihrer guten Beziehungen zur Datarie. Es sei aber etwas subtil, was man erbitten wolle ... Kein Problem. Wirklich? Ja, man solle doch den sowieso fragen; der sei mit den Leistungen des Prokurators äußerst zufrieden gewesen. Natürlich könne es in schwierigen Fällen etwas

teurer werden. Gut, man werde sich wieder melden. Und am Geld solle es nicht scheitern ...

Auf diese Weise hatte die selbst ernannte Anklagebehörde binnen weniger Tage mehr als zwei Dutzend Fälle beisammen, die die obskuren Geschäftspraktiken der Zielperson bewiesen. Ein Drittel davon war zwar reine Erfindung von Leuten, die den Subdatar aus anderen Gründen haßten, ein weiteres Drittel aufgebauert, aber es blieb doch eine Liste eindeutiger Fälle, die mit harten Fakten untermauert waren. Aber wer sollte den Papst darüber ins Bild setzen? Da wurden auf einmal alle sehr still. Man erinnerte sich nur zu gut an das Schicksal des Fulvio Grancasa, der immer noch in der Engelsburg saß.

Schließlich schlug jemand den portugiesischen Botschafter vor. Die freundliche Geste des Papstes vom Passionssonntag war zwar äußerst diskret gewesen, aber einigen alterfahrenen Kurienangehörigen war sie doch nicht entgangen. Ihn würde der sonst so mißtrauische Papst anhören. Man fragte bei Dom Luís an – und stieß auf erstaunlich offene Ohren. Der Botschafter hatte nicht vergessen, wie sich vor einem fast genau einem Jahr sein Landsmann über Moscabruni beschwert hatte, er aber nichts tun konnte. Das nagte seitdem an ihm, und so erklärte er sich bereit, den Versuch zu wagen. Er wählte aus der Anklageliste die sechs eindeutigsten und skandalösesten Fälle aus und übertrug sie eigenhändig auf ein Blatt Papier.

Wie genau der Delinquent bei seinen Manipulationen in der Praxis vorging, wußte allerdings keiner.

In den Gemächern des Papstes, 7. April (*septimo idus Aprilis*) 1652

Am nächsten Morgen ritt der Botschafter zum Vatikan. Unterwegs glaubte er dreimal, dem Subdatar zu begegnen, aber es waren dann doch andere Leute, die nur die gleiche Statur und Haarfarbe hatten. Er kam im Palast an. Der Papst ließ ihn sofort vor – "Der Portugiese? Ja, den kannst du gleich hereinführen." – und schaute ihm gut gelaunt ins Gesicht. Dom Luís begann zögernd das Gespräch mit unverbindlichen Höflichkeiten, auf die eine freundliche Antwort erfolgte. Aber dann verließ ihn der Mut. Er verhedderte sich in seiner Rede und wollte schnell wieder gehen. Aber der Papst ließ das nicht zu: "Dich bedrückt doch etwas, mein Freund. Heraus mit der Sprache! Du kannst auf mich vertrauen. Ich lasse dich nicht im Stich."

Da gab sich Dom Luís einen Ruck und trug mit dünnen, aber präzisen Worten vor, warum er gekommen war. Dann drückte er dem Papst die Liste mit den sechs anstößigsten Fällen in die Hand und erwartete atemlos, was jetzt kommen würde.

Aber der Papst schien ihm gar nicht mehr zuzuhören. "Euer Heiligkeit ...", sagte der Botschafter stotternd, und Innozenz X.: "Ich danke Euch für Eure guten Wünsche, Ihr könnt gehen." Dom Luís kniete nieder, um den Segen zu empfangen, aber der Papst drehte sich schon um und segnete anstelle des Botschafters die Statuette des Amor, die neben dem Tisch an der Wand stand. Habe ich jetzt den Fehler meines Lebens begangen? fuhr es dem Portugiesen durch den Kopf. Er stand schnell auf und verließ eilends und mit weichen Knien den Raum. Am Fuß der Treppe fiel er in Ohnmacht.

unmittelbar danach am selben Ort (*eisdem tempore et loco*)

Im Kopf des Papstes rasten die Gedanken und führten unter seiner Schädeldecke ein wildes Cricket-Spiel auf. Das konnte doch nicht wahr sein! Sollte man ihn so betrogen haben? Und ausgerechnet Moscabruni, sein Francesco, sein einziger wahrer Freund an der Kurie, mit dem er sich so gerne unterhielt, wenn die Amtsgeschäfte erledigt waren, der immer Zeit für ihn hatte, der so bereitwillig auf seine Wünsche einging, ohne ihm ständig mit Wenn und Aber zu kommen?

Das mußte eine Intrige sein! Mit Intrigen kannte er sich aus. Als Kardinal hatte er selbst viele Intrigen ausgeheckt und in Gang gesetzt. Aber halt – er wußte auch, daß sich keine Intrige allein auf Phantasien, auf ausgedachte Behauptungen stützen konnte, ein wahrer Kern mußte immer da sein, wenn man ihn auch geschickt verzerren mußte, sonst flog sie schnell auf. War etwas Wahres an dem, was ihm der Botschafter gesteckt hatte? Der Botschafter war ein ruhiger Mann, der präzise berichtete, ohne ihn durch ständige Schmeicheleien zu ermüden, der schnell zur Sache kam, auch wenn er natürlich an erster Stelle die Interessen seines Königs im Auge hatte – nicht so wie der herablassende Spanier und der eitle geschwätzige Franzose.

Aber wer hatte recht? Sein vertrauter Freund Francesco oder dieser Ausländer, der nicht einmal richtig italienisch sprach? War das eine Intrige gegen den Subdatar, oder eine Intrige des Subdatars gegen ihn, den Papst? Was wäre das für ein Vertrauensbruch! Und was für eine Peinlichkeit! Was für eine Blamage für ihn – für den Pontifex maximus, den Inhaber der Binde- und Lösegewalt und der *plenitudo potestatis*! Hatte man nicht früher einmal einem zu naiven Papst die *plenitudo simplicitatis* nachgesagt?

Die Cricket-Spieler in seinem Kopf hatten sich mittlerweile in deutsche Landsknechte und schwedische Soldaten verwandelt, die mit Spieß und Morgenstern aufeinander losgingen. In einer kurzen Kampfpause erinnerte er sich daran, daß auch Moscabruni einige seltsame Angewohnheiten hatte: seine Audienzen begannen damit, daß er den Papst zum Lachen brachte, ihm Anekdoten erzählte, ihm die neuesten Sprüche vom Pasquino hinterbrachte. Und wenn man dann zum Arbeiten kam, war es schon spät, dann mußte es schnell gehen, dann schaute er nicht mehr so genau hin, was er unterschrieb. Und hatte er ihm nicht einmal die Supplik unter der Nase weggezogen, als er den Text genauer lesen wollte, weil ihm ein seltsames Wort ins Auge gestochen war? "Oh, da ist ein Fehler passiert, das muß neu geschrieben werden!" Und wie rot er dabei geworden war!

Und was war an jenem Tag, als er am Finger seines Freundes den wertvollen Ring entdeckt hatte? Er kannte sich mit so etwas aus, er hatte sofort gesehen, daß der Ring mehr als ein halbes Jahreseinkommen des Subdatars gekostet haben mußte! Francesco hatte etwas von einer Erbschaft gefaselt und die Audienz ganz schnell beendet. Aber sah er jetzt nicht Gespenster? Harmlose Kleinigkeiten, die er jetzt plötzlich zu Riesen aufbauschte?

Auf der anderen Seite: der Botschafter war ein beträchtliches Risiko eingegangen, ihm so deutlich sein Fehlverhalten vor Augen zu führen; sein – des Papstes! – Fehlverhalten, denn darauf lief es doch hinaus: er hatte sich betrügen lassen. Wenn das alles unwahr war, war des Botschafters Karriere ruiniert, wenn nicht noch mehr ...

Was sollte er tun? Seinen Beichtvater kommen lassen? Aber Pater Pluralis war Jesuit, da wußte man nie, auf welche Ideen er kam, was der ihm einzureden versuchte. Nein, das war kein guter Gedanke – für Alltagssünden taugte der

schon, aber nicht für ein so wichtiges Problem. Und wenn einer von den Jesuiten es wußte, wußten es alle.

Sein Schädel dröhnte, als ob sämtliche apokalyptischen Reiter ausgerückt wären. Nein, nein, nein! So hatte er sich sein Papsttum nicht vorgestellt! Irgend etwas mußte er unternehmen, und zwar sofort und entschlossen. Ein zaudernder weinerlicher alter Mann war eine Witzblattfigur, das wollte er nicht werden!

Hatte der Botschafter ihm nicht eine Liste der anstößigsten Fälle dagelassen? Wo war sie? Sie war ihm zu Boden gefallen. Schnell lief er durch den Raum, um sie aufzuheben. Dabei stolperte er, wäre beinahe gestürzt, konnte sich aber gerade noch an einer Stuhllehne festhalten, bückte sich, richtete sich zu schnell wieder auf, so daß ihm schwindlig wurde. Das war es! Er mußte sagen, er sei krank, da konnte er sämtliche Audienzen absagen und in aller Ruhe nachdenken, ganz in Ruhe und mit kühlem Kopf. Er rief den Kammerdiener und gab den Befehl. Der Diener ging sofort das Bett herrichten.

Oder sollte er Madonna Olimpia fragen? Aber sie hatte seinen Francesco nie gemocht, sie würde alles glauben, was Schlechtes über ihn gesagt wurde. Überhaupt war das Verhältnis zu seiner Schwägerin nicht mehr so gut wie früher. Ihre Stimme war schriller geworden, und etwas mehr Achtung vor seiner Würde konnte er von ihr auch erwarten. Sie mischte sich in alles ein. Woher hatte sie nur die Informationen? Die Römer nannten sie "Olim pia", die "früher Fromme". Er mußte kichern, dabei verschluckte er sich, und das Kichern ging in einen eindrucksvollen Hustenanfall über, gerade als der Kammerdiener den Raum betrat, um ihn, wie angeordnet, ins Bett zu bringen. Seine Krankheit wirkte glaubhaft.

Im Bett streckte er sich aus und versuchte, ruhig zu atmen und nachzudenken, aber beides gelang ihm nicht. Er mußte erst einmal schlafen und dann morgen in Ruhe, Klarheit und Kaltblütigkeit überlegen, was zu tun war. Er ließ sich den Schlaftrunk bringen, der ihm in solchen Situationen immer geholfen hatte. Was genau darin war, wußte er nicht, wollte er nicht wissen, Honig, Fenchel und so etwas und wohl auch eine kleine, eine ganz kleine Prise jener Zutat, die selbst das Wort "Schlaf" im Namen führte ...

am nächsten Morgen, gegen 9 Uhr (*in crastino, circa horam quintamdecimam**), wiederum in den Privatgemächern des Papstes

Seine Heiligkeit erwachte spät, aber da er alle Audienzen usw. strikt abgesagt hatte, wagte niemand, ihn zu stören. Er war, wie er es gehofft hatte, nach der Nacht nicht mehr ganz so verwirrt und überrascht wie gestern. Und nun begann er tatsächlich, kaltblütig zu überlegen, wie er vorgehen sollte. Erst einmal brauchte er präzise Informationen. Er mußte zunächst das ermitteln, was die Juristen seit neuestem das *corpus delicti**, den Tatbestand, nannten: war überhaupt etwas vorgefallen, und was war vorgefallen? Waren Urkunden ausgestellt worden, von denen er nichts wußte und die nicht seinem Willen entsprachen? Und erst danach kam die Frage: wer war schuld daran?

Der Botschafter hatte ihm, wie gesagt, die Liste mit sechs besonders skandalösen Fällen überreicht. Er schaute sie näher an und war sofort überzeugt, daß er das nicht genehmigt hatte: da sollte ein Domherr in Spanien drei Kanonikate gleichzeitig innehaben dürfen, und das auch noch in derselben Kirche. Das war fast schon komisch, selbst zwei Pfründen *sub eodem tecto* waren skandalös und wurden nur ganz selten und aus ganz besonderen Gründen genehmigt. Der nächste Fall: ein kleiner Bischof aus Süditalien sollte einen Kredit von mehr als

20000 fl. aufnehmen und dafür die Einnahmen seiner Kirche verpfänden dürfen – lächerlich! Die Bistümer da unten waren höchstens 300 fl. im Jahr wert. Ein Domherr aus der Diözese Paris hatte seine Nichte entführt und vergewaltigt und wollte nun laisiert werden, um sie zu heiraten. Und ähnlich abwegig waren die drei anderen Fälle.

Er hatte all das nicht genehmigt, nie und nimmer; so viel war sicher. Aber wie waren die Herren zu ihrer Urkunde gekommen? Wie konnte er das unauffällig herausfinden, ohne jemanden zu warnen? Da kam ihm plötzlich eine geniale Idee: er hatte doch den – na, wie hieß er gleich? – gerade zum Bischof von Avezzano gemacht (oder war es Montemarano? egal ...), der junge Mann hatte um eine Abschiedsaudienz gebeten. Er würde doch sicher auch weitere Abschiedsbesuche machen, da konnte er auch bei den sechs Herren vorbeischaun und sie vorsichtig aushorchen! Der junge Mann war clever und offenbar auch ehrlich, denn er wollte in seine Diözese reisen, um dort zu residieren. (Er selbst hatte nie in seiner Diözese residiert, aber sie lag ja *in partibus infidelium*, und außerdem war ihm ja auch vorbestimmt, Papst zu werden.) Und falls es Ärger gäbe, war sein Informant ja ohnehin in wenigen Tagen nicht mehr da; ihm konnte also nichts passieren. Binnen einer halben Stunde kniete der junge Mann vor ihm. Der Papst weihte ihn ein, er verstand sofort, worum es ging, und der Papst versprach ihm, ihn zur Belohnung selbst zum Bischof zu weihen.

Dann: wen konnte er fragen, ob in letzter Zeit generell etwas Ungewöhnliches bei der Urkundenexpedition vorgefallen war? Den Datar? An sich schon, aber da fiel ihm ein, daß er ja noch keinen neuen Datar ernannt hatte; Moscabruni hatte ihm versichert, vorübergehend könne er dessen Aufgaben leicht miterledigen. Das war allerdings auch schon drei Jahre her. Schitt! Irgendwie war er also selbst mitschuldig, wenn sich der Verdacht erhärtete! Was den Betrug aber nicht harmloser machte, fügte er gleich hinzu.

Den Vizekanzler? Nein, der war schon seit Jahrzehnten im Amt und kümmerte sich nicht um Details, nur um die Einnahmen, die er bezog. Dessen Stellvertreter, den Kanzleiregenten? Wer war das noch gleich?

Und überhaupt: das mußten doch eigentlich Breven gewesen sein, für so ungewöhnliche Fälle war die Kanzlei doch viel zu unbeweglich. Er selbst hätte sich für so etwas Spezielles jedenfalls ein Breve ausstellen lassen. Oh je – das war kein guter Gedanke, "er selbst hätte sich ..." Er schickte deshalb nach dem Brevensekretär, der aber nicht kam – er sei unpäßlich –, sondern einen alten Brevenschreiber schickte, Francesco Mazzini, der schon unter Paul V. gedient hatte. Als er eintrat, erinnerte sich der Papst an ihn: es war jener, der ihn damals bei seinem heimlichen Konzertbesuch nicht verraten hatte. Der alte Mann war sehr nervös, wirkte aber eifrig: es komme so viel Ungewöhnliches vor, vor allem in letzter Zeit, aber er habe die Anweisungen seines Vorgesetzten zu befolgen. Der Papst nickte gütig. "Mir ist jedoch – Verzeihung, heiliger Vater, wenn ich so eine Kleinigkeit erwähne –, mir ist aufgefallen, daß einige der Suppliken auf kleineren Bögen geschrieben waren, so, als ob man oben oder unten etwas abgeschnitten hätte."

Der Papst fiel erst fast vom Stuhl, dann dem Schreiber fast um den Hals, konnte beides aber gerade noch abwenden. Das war die Lösung, das erklärte alles! Der Subdatar hatte ihm Suppliken mit falschem Summarium unter die Nase gehalten, dieses anschließend abgeschnitten und durch das zutreffende ersetzt !!! Er ließ sich nichts anmerken: ja, das sei wirklich ein unwichtiges Détail, darüber müsse man nicht reden, überhaupt solle er, Mazzini, nicht erzählen, daß er beim Papst gewesen sei. "Du hast mich doch verstanden?" Dann erteilte er ihm

den Segen und schickte ihn weg. Aber machte sich in seinem geheimen Tagebuch eine Notiz, den alten Mann später zu belohnen (was er dann auch wirklich tat).

Kaum hatte der altgediente Beamte den Papst verlassen, rauschte, ohne Einladung, ohne Anmeldung, ja ohne auch nur anzuklopfen, Madonna Olimpia herein. "Ich habe gehört, du seiest todkrank. Da konnte ich doch nicht einfach zu Hause sitzen bleiben. Da mußte ich doch selbst nachschauen, ob du etwas brauchst. Aber ich sehe, es geht dir schon besser." Und ohne Übergang begann sie ihm zu erzählen, wie gestern abend der Brevensekretär und der Sekretär der Komplimente bei ihr zu Gast gewesen seien – "Nur eine kleine Abendgesellschaft, ich wußte ja nicht, daß du im Sterben liegst" – und sich derart in die Haare geraten waren, daß erst die Worte flogen, dann die Fetzen, schließlich die Fäuste. "Denk dir, der Komplimentsekretär hat den Brevensekretär direkt aufs Auge getroffen. Das sieht jetzt aus! Am Pasquino hängen schon die ersten Witze: der eine Sekretär macht schlagkräftige Komplimente, der andere ist blauäugig." – "Ja, beide waren ehemals fromm, jetzt sind sie es nicht mehr", konnte der Papst sich nicht enthalten einzuwerfen. Und nun war Madonna Olimpia beleidigt. "Ich sehe, du kommst ohne mich zurecht", ließ sie sich vernehmen und rauschte wieder hinaus.

Später am Abend, bereits nach dem Angelusläuten, kam der künftige Bischof und aktuelle Spion, um dem Papst Bericht zu erstatten. Bei vier der sechs Herren sei er gewesen und habe alles so gefunden, wie der portugiesische Botschafter es gesagt habe. "Ich habe mich beklagt, die Datarie habe mir sogar die Erlaubnis für den Tragaltar verweigert. Und dann fragten sie mich: 'Ja, wieviel hast du denn angelegt?' Ich habe ein wenig blöd geschaut, und dann hieß es: 'Ohne die Räder zu schmieren, läuft dort nichts. Oder was glaubst du, wie Moscabruni so reich geworden ist?' – 'Es ist wirklich besser, du gehst in die Provinz', sagte ein anderer, 'hier an der Kurie machst du keine Karriere.' Und dann zeigte er mir die Urkunde mit den drei Kanonikaten: 'Schau, was man bei den Datumschmierern alles erreichen kann, wenn man sich geschickt anstellt.' – 'Aber hat der Papst das denn genehmigt?' – 'Was hat denn der Alte damit zu tun? Bei den Urkunden ist Moscabruni der Papst!' Dann bin ich schnell gegangen; ich war wirklich schockiert. Sie waren übrigens alle nicht mehr ganz nüchtern, eine Dame mit russischem Akzent war auch anwesend, und dann haben sie mir noch hinterhergehöhlt. Das hat mich schon schockiert, heiliger Vater. Ich bin froh, daß ich bald in mein Bistum komme."

Schockiert war auch der Papst: so deutliche Beweise hatte er nicht erwartet. "Du darfst heute hier übernachten. Nicht daß dir auf dem Heimweg noch etwas passiert! Vielleicht brauche ich dich als Zeugen. Aber laß mir erst noch den Hauptmann der Palastwache kommen."

Es kam allerdings nicht der Hauptmann Pietro Bubalo, sondern sein Stellvertreter Aloisius Costagata; der Hauptmann sei unpäßlich. Er sei gestern sehr spät von einer Einladung bei seinem Freund, dem Subdatar, zurückgekommen und noch nicht wieder dienstfähig. ("Das wird für ihn auch nicht mehr nötig sein", dachte der Papst recht grimmig im Stillen, und "Das hätte ja schön schief gehen können, hätte ich ihn beauftragt.") Dann instruierte er den Stellvertreter genau, was morgen zu tun sei, und nahm ihm den Eid ab, zu niemandem ein Sterbenswörtchen darüber zu verlieren.

9. April (*quinto idus Aprilis*) 1652

Der 9. April 1652 war ein schöner Frühlingstag, so schön, wie es ihn nur in Rom geben konnte – wer je einen Frühlingstag in Rom erlebt hat, wird dem zustimmen –, und alles ging in der Stadt diesseits und jenseits des Tibers seinen gewohnten Gang. Noch während der Nacht begannen die Schornsteine der Brotbäcker zu rauchen. Sobald es hell wurde, legten an der Ripetta die Lastkähne an, die die Stadt mit Gemüse, Obst, Getreide und Olivenöl versorgten; die Waren wurden ausgeladen und umgeladen, gezählt und registriert, mit Abgaben belegt und auf die Märkte in den Stadtteilen gefahren. Nachdem die Sonne aufgegangen war, liefen übernachtete Lehrlinge zu den Werkstätten ihrer Meister. Kurz danach traten bei den zahlreichen Kirchen die Priester, während sie noch das Schluß-evangelium sprachen, vor die Tore, um die erste Prise Schnupftabak an diesem Tag zu nehmen. Eine Pilgergruppe verließ singend die Stadt durch die Porta Ostiense in Richtung San Paolo fuori le mura. Etwas später begannen die Prokuratoren und Notare die Straßen zu bevölkern, deutlich später kamen die diensthabenden Beamten der einzelnen Abteilungen der Kurie. Während es schon auf Mittag zuing, tauchten Kutschen mit vornehmen Damen auf, die elegante Sonnenschirmchen trugen; und bald gesellten sich schneidige Herren in Mantel und Degen zu ihnen. Die ersten Trattorie öffneten für die ältere Generation, die weniger an den Damen, dafür mehr an den Weinkrügen interessiert war.

Aber all das wollen Sie wahrscheinlich gar nicht wissen, sondern Sie sind gespannt, wie die *causa Moscabruni* weiter verlief. Bitte sehr!

Der Subdatur erschien beim Papst, der wieder genesen war, um die Angelegenheiten abzuarbeiten, die sich durch die apostolische Krankheit aufgestaut hatten. Wie glücklich er sei, daß der Papst wohlauf und mit Gottes Hilfe genesen sei! Möge er noch lange und erfolgreich regieren! Der heilige Vater war ausnehmend guter Laune und plauderte mit dem Subdatur über alles Mögliche, was ihm auch die Gelegenheit gab, die Suppliken, die jener ihm vorlegte, unauffällig genauer zu lesen als sonst. Er signierte alle, nur bei zweien von ihnen schrieb er aus Versehen *Fit ut petitur* statt des korrekten *Fiat ut petitur*. Das konnte ja schon einmal vorkommen ...

Dem Subdatur war entgangen – und wie sollte er auch auf die Idee kommen, darauf zu achten –, daß ihm auf dem Weg zur Audienz jemand gefolgt war, der sich darum zu kümmern hatte, daß er wirklich zum Papst ging und nicht etwa aus irgendeinem Grund umdrehte und in die Datarie oder in seine Wohnung zurückkehrte. Für diesen Fall hatte der Unbekannte den Auftrag, den Subdatur anzusprechen und aufzuhalten, aber das erwies sich nicht als nötig, so daß auch wir nicht erfahren werden, wer dieser Unbekannte war. Vielleicht hat es ihn ja auch gar nicht gegeben. Wie dem auch sei, Francesco Moscabruni kam pünktlich bei Innozenz X. an, wie vorhin schon erwähnt.

Die Audienz war lang, nahm aber ein abruptes Ende. Im Vorzimmer entstand ein Lärm. Moscabruni wollte aufstehen und nachsehen, aber der Papst wies ihn mit herrischer Geste an, sitzen zu bleiben. Die Tür öffnete sich, der stellvertretende Hauptmann der Palastwache trat ein und sagte nur: *Est*. Der Papst: *Vere?* Der Hauptmann: *Indubitanter*. (Es ist so. Wirklich? Ohne jeden Zweifel.) Der Papst stand auf und machte drei Schritte auf die Türe zu. Dann drehte er sich plötzlich um, kam zurück, nahm den Stapel mit den Suppliken, an denen sie gerade gearbeitet hatten, und verließ den Raum. Sogleich kamen drei Soldaten der Palastwache herein, einer stellte sich ans Fenster, die beiden anderen neben Moscabruni.

Was war geschehen? Während der Papst dem Subdatar Audienz gewährte und sie so weit wie möglich in die Länge zog, wurden die Räume Moscabrunis in der Datarie und auch seine Privatwohnung durchsucht. In drei großen Körben wurde die "Ausbeute" herbeigeschafft und dem Papst präsentiert: eine größere Summe Bargeld, ein Bündel Schuldscheine, zwei Säckchen mit großen Edelsteinen, ein Stapel Suppliken, die bereits vom Papst signiert waren, denen aber das Summarium fehlte, und außerdem noch etliche abgeschnittene Summaria, die er achtlos auf den Boden hatte fallen lassen. Der Papst fingerte mit zitternden Händen die beiden Suppliken aus seinem Stapel hervor, auf denen er "versehentlich" *Fit* statt *Fiat* geschrieben hatte, und zeigte sie vor: "Sogar heute wollte er mich betrügen! Sogar heute hat er mir frech ins Gesicht gelogen!"

Das alles dauerte keine drei Vaterunser lang. Dann sah der Subdatar, wie sich die Türe des Gemaches öffnete und der Hauptmann hereintrat: "Ihr seid festgenommen. Ihr habt Urkunden gefälscht und seine Heiligkeit schändlich betrogen. Wir bringen Euch in die Engelsburg." Moscabruni überlegte panisch, ob er aus dem Fenster springen sollte, aber dort stand der Posten; die Soldaten hatten Routine beim Verhaften. Er konnte gerade noch rufen: "Gianni, hilf mir!" Dann war er schon gefesselt und geknebelt, wurde auf einer Tragbahre festgebunden, über die eine Decke geworfen wurde, damit ihn unterwegs niemand erkannte, und in die Engelsburg geschafft.

Der Papst kam wieder herein und sank schluchzend in einen Sessel.

in der Engelsburg, 15. April (*septimodecimo kalendas Maii*) 1652

Und damit ist unsere Geschichte eigentlich zu Ende. Die Beweise gegen den hochgestellten, aber so tief gefallenen Delinquenten waren erdrückend. Ob er ein Geständnis ablegte – das man gegebenenfalls auch erzwungen hätte, was aber nicht nötig war –, war ohne Bedeutung. Wie lautete die Strafe? Bei einem so hinterhältigen, so bösertigen, so verabscheuungswürdigen Verbrechen, begangen an einer so hochgestellten Persönlichkeit, war im 17. Jahrhundert das Todesurteil die unausweichliche Konsequenz. Der Prozeß war infolgedessen ganz kurz, und dem Täter erging es wie 160 Jahre zuvor Gentile und Maldente: er wurde schuldig gesprochen und am 15. April 1652 hingerichtet.

Hier enden aber die Gemeinsamkeiten. Es gab keine spektakuläre Vorführung der Gerechtigkeit in der Öffentlichkeit mit Degradierung der Geistlichen, Schandprozession auf dem Henkerskarren und Exekution durch das Feuer mitten in der Stadt vor einer johlenden Menge, sondern dem Täter wurde hinter verschlossenen Türen in der Engelsburg der Kopf abgeschlagen. Die Angelegenheit war auch für den Papst so peinlich, daß jedes Aufsehen vermieden werden und alles möglichst schnell der Vergessenheit anheimfallen sollte.

Nur der Pasquino machte einige Witze, etwa derart, daß "nun beide den Kopf verloren haben, der Subdatar und die Suppliken". Aber das verstanden nur wenige. Ebenso wenig die Überlegung, daß "Innozenz" ein gefährlicher Name für den Papst sei – *semper sub Innocentiis* –; denn dazu mußte man wissen, welche Päpste (Innozenz III. 1198, Innozenz VIII. 1489 und jetzt eben Innozenz X.) ihre bösen Erfahrungen mit Fälschern gemacht hatten.

Der Besitz des Exekutierten wurde selbstverständlich eingezogen, und zwar – diese Rachsucht konnte sich der Papst doch nicht verkneifen – nicht zugunsten der Datarie, die eigentlich zuständig gewesen wäre, sondern zugunsten ihrer Erzrivalin, der Apostolischen Kammer. Einen Augenblick lang kam dem Papst

der Gedanke, daß man das Vermögen des Fälschers als *lucrum male perceptum*, als unrechtmäßig erworbenes Gut, eigentlich *pro piis usibus*, für fromme Zwecke, verwenden müsse, aber er schob diese Idee zur Seite. Und auch Madonna Olimpia unterließ es wohlweislich, ihrem Schwager Vorschläge für die Verwendung der Gelder zu machen. Um Aufsehen zu vermeiden, verzichtete man auch darauf, die unrechtmäßig erlangten Urkunden zu widerrufen, und diejenigen, die noch Ausstände bei Moscabruni hatten, hielten es für klüger zu schweigen – erst zitternd, dann hoffend, dann erleichtert.

Engelsburg, 16. April (*sextodecimo kalendas Maii*) 1652

Ganz zu Ende ist die Geschichte doch noch nicht. Denn einen Tag später meldeten sich in der Engelsburg zwei junge Maler mit der Bitte, ihnen den Körper des Hingerichteten für anatomische Studien zur Verfügung zu stellen; es sei doch so selten, einen unversehrten und gesunden Leichnam zu erhalten. Der Kastellan der Engelsburg warf sie hochkant hinaus. "Aber Michelangelo hat doch auch ..." – "Ihr seid nicht Michelangelo."

18. April (*die octavodecimo Aprilis*) 1653

Nein, ganz zu Ende war die Affaire dann doch noch nicht, auch wenn der Papst sie gerne lautlos und schnell über die Bühne gebracht hätte. Aber ein Subdatur verschwand nicht so einfach. Zwar war der Zettel am Pasquino, auf dem ein zärtliches Verhältnis zwischen Giambattistino und Franceschino geargwöhnt wurde, entgegen der üblichen Praxis ganz schnell wieder verschwunden, aber der Papst mußte sich doch den Folgen stellen. Nicht daß der Verlust Moscabrunis ihm wirklich naheging: übermäßig sympathisch war er ihm nicht gewesen, aber man hatte nett mit ihm plaudern können, und irgend jemandem mußte man an diesem Hof der Intrigen doch sein Vertrauen schenken. Für schwärmerische Freundschaftsgefühle war ein Giambattista Pamfili nicht geeignet, und es war auch das falsche Jahrhundert dafür; hundertfünfzig Jahre später hätte das vielleicht anders ausgesehen.

Zunächst stellte sich dem Papst aber ganz konkret die Aufgabe, einen neuen Subdatur zu ernennen, und gleich einen neuen Datar dazu. Daß er keinen Datar ernannt und Moscabruni beide Aufgaben überlassen hatte, war der entscheidende Fehler gewesen. Jetzt mußte er ein Tandem von Datar und Subdatur finden, das sich nicht grün war und sich gegenseitig bespitzelte und überwachte. Nun, das sollte ihm gelingen. Er ließ die Kardinäle vor seinem inneren Auge Revue passieren, und wurde fündig – freilich ist das für unsere Geschichte ohne weitere Bedeutung; überlassen wir es den Historikern, hier die *Détails* zu ermitteln.

Aber die Sache nagte an ihm, sein Stolz war verletzt, und Madonna Olimpia begann mit typisch weiblichem Einfühlungsvermögen immer wieder nachzubohren, besonders wenn Gäste anwesend waren. Wie war es möglich, daß man ihn so hintergangen hatte? fragte er sich auch selbst. Hätte er wirklich nichts bemerken können? Oder war er schon so alt und vertrottelt, daß man ihm auf der Nase herumtanzen konnte? Das formulierte sie natürlich nicht so, aber jedermann verstand ihre Anspielungen, und der Papst kochte innerlich, konnte es aber nicht zeigen.

Schließlich entschloß Innozenz sich zu einem Befreiungsschlag und erließ eine donnernde Konstitution gegen das Fälschen päpstlicher Urkunden, die am heutigen Tag publiziert wurde. Hören wir ein wenig hinein*: *In supremo iustitie throno et universalis ecclesie speculo divina dispositione constituti, dum attente consideramus gravissimarum etiam ultimi supplicii et quoad personas ecclesiasticas degradationis traditionisque curie seculari ac privationis omnium officiorum et beneficiorum ecclesiasticorum ac quoad omnes anathematis penarum tam per leges civiles quam per sanctiones canonicas ipsamque forensium iudiciorum consuetudinem in literarum apostolicarum falsarios statutarum et inductarum severitatem non suffecisse cohibende improborum turpi lucro inhiantium audacie nec eos a patrandi detestabili falsi crimine deterruisse, imo crescente in dies hominum malitia eo progressus esse nostri temporis iniquitates ...* Oder auf deutsch: "Wenn wir, den die göttliche Vorsehung auf den höchsten Thron der Gerechtigkeit und an die höchste Stelle der allumfassenden Kirche gestellt hat, aufmerksam betrachten, daß nicht einmal die schärfsten Strafen, nämlich die Todesstrafe und bei kirchlichen Personen die Degradation, die Auslieferung an die weltliche Gewalt und der Entzug aller Ämter und Pfründen, mit denen die Fälscher der päpstlichen Urkunden bedroht sind ..., ausgereicht hat, die Verbrecher von der Begehung solcher Taten abzuschrecken, vielmehr Tag für Tag die Bosheit der Menschen anschwillt ..." usw. usw.

Das klingt zwar ganz neutral und bietet das übliche rhetorische Getöse, aber wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag, hört doch den Zorn des Papstes über die ihm angetane Schmach heraus. Und die Zeitgenossen wußten ohne Zweifel, auf welchen konkreten Fall hier angespielt wurde. Hatte die Konstitution Erfolg? Nun ja, jedenfalls ist uns aus den Folgejahren kein ähnlich spektakulärer Fall bekannt. Daß aber päpstliche Urkunden immer noch der Manipulation ausgesetzt waren, mußte gut anderthalb Jahrhunderte später Pius VII. erfahren. Er hatte 1813 mit Napoleon das Konkordat von Fontainebleau abgeschlossen, in dem er diesem bis an die Schmerzgrenze seiner Möglichkeiten entgegengekommen war. Der "Kaiser der Franzosen" scheute sich aber nicht, willkürlich einige weitere Bestimmungen zu seinen Gunsten hinzuzufügen, die sog. organischen Artikel, so als ob auch diese mit dem Papst vereinbart wären, und das Konkordat in dieser "erweiterten" Form zu publizieren. Wer wird zögern, auch hier von einer Fälschung zu sprechen?

Nachwort

Kriminalgeschichten muß man sich nicht ausdenken; die Wirklichkeit ist viel spannender. Was ich berichtet habe, ist wirklich passiert. Die drei Fälle beruhen auf tatsächlichen Ereignissen, und fast alle Personen, die ich mit Namen nenne, haben wirklich gelebt. Auch die entscheidenden Daten entsprechen den historischen Ereignissen. Natürlich sind viele kleine *Détails* erfunden, aber auch sie hätten sich so abspielen können. Und ein bißchen dichterische Freiheit habe ich mir auch gegönnt ...

Es geht in allen drei Fällen um spektakuläre Urkundenfälschungen, die von den Zeitgenossen aufgedeckt und bestraft wurden. Für den ersten Fall ist die entscheidende Urkunde Papst Innozenz' III. (1198 – 1216), der in ihr den Fälscher entlarvte, nicht nur erhalten, sondern wegen ihrer Wichtigkeit auch ins Kirchenrecht aufgenommen worden (sog. Dekretale *Licet ad regimen*). Von dem Fälscher selbst kennen wir nur den Namen. Seine Lebensgeschichte habe ich weitgehend selbst erdacht. Die erwähnten politischen Vorgänge sind aber authentisch.

Für den zweiten Fall gibt es mehrere unabhängige Berichte in den zeitgenössischen Quellen: von einem pedantischen Deutschen (Johannes Burchard), einem ängstlichen Italiener (Sigismondo dei Conti) und einem zynischen Römer (Stefano Infessura). Alle wesentlichen *Détails*, und auch viele unwesentliche, stehen in diesen Quellen, und auch die angegebenen Zeiten und Tage sind dort nachzulesen. Darüber hinaus sind fast alle auftretenden Personen authentisch. Wirklich erfunden sind nur das Kloster des heiligen Johannes und der junge bayerische Herzog, aber selbst er ist als Typ nicht ausgedacht, nur die konkrete Ausformung ist fiktiv. Es geht um eine kriminelle Bande, ein förmliches kriminelles Netzwerk mit Mitgliedern in allen Behörden, das zwei Angehörige der römischen Kurie aufzogen, um gegen Geld päpstliche Urkunden zu fälschen. Die Bande war zur Zeit Papst Innozenz' VIII. (1484 – 1492) mehrere Jahre aktiv und hat Dutzende von Fälskaten produziert. Diese *causa* war der schlimmste Skandal an der päpstlichen Kurie der Renaissance – jedenfalls bis zur Wahl Alexanders VI. 1492, aber die Borgias sind ein anderes Thema.

Der dritte Fall bildet eine weitere Steigerung, denn in seinem Mittelpunkt stehen nicht einfache Beamte der Kanzlei, sondern ein Würdenträger, dessen Stellung einem heutigen Staatssekretär vergleichbar ist, und gesteigert erscheint auch die Dreistigkeit, mit der er Papst Innozenz X. (1644 – 1655) – man kennt ihn durch das Portrait des Velázquez – jahrelang ins Gesicht log, bis seine Methoden schließlich ruchbar wurden.

Es berührt eigenartig, daß alle drei betroffenen Päpste den Namen Innozenz führten.

Ich glaube, der Leserschaft nicht zu nahe zu treten, wenn ich vermute, daß ihr nicht alle historischen Anspielungen auf Anhieb geläufig sind. Deshalb habe ich im Folgenden einiges erläutert, freilich nur das, was man nicht ohne weiteres selbst nachschlagen kann (sonst wäre der Anhang länger als der Text). Also ein typischer Professorenroman mit Anmerkungen und allem, was dazugehört ...

Hier einige Literaturweise für diejenigen, die die Fälle auch wissenschaftlich kennenlernen wollen: Für die Papsturkunden und die päpstliche Kanzlei allgemein vgl. Thomas Frenz, Lexikon der Papstdiplomatik (online: ###, oder suchen unter "Frenz Passau"). Dort findet man auch einen Artikel "Fälschung" am Anfang von Datei 12.

Für die Personen vgl. ders., Repertorium Officiorum Romane Curie (online: ###, oder suchen unter "Frenz Passau"), eine Sammlung von mehreren tausend Kurzbiographien von Mitgliedern der Kurie von 1378 bis 1527..

Die wichtigste Sammlung der päpstlichen Erlasse ist Carolus Cocquelines, Bullarium privilegiorum ac diplomatum Romanorum Pontificum amplissima collectio. Cui acceßere Pontificum omnium Vitae, Notae, & Indices opportuni, [= Magnum Bullarium Romanum], Rom 1739ff. (ND Graz 1964).

Zur Frage der Urkundenfälschung überhaupt empfehle ich Thomas Frenz, *Imitatio veritatis* – Urkundenfälschung und Fiktionalität in Mittelalter und Neuzeit (Vorlesungsskript Passau 2018) sowie ders., Bibliographie zur Diplomatik und verwandten Fachgebieten der Historischen Hilfswissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der Papsturkunden (online ###, oder suchen unter "Frenz Passau") Abschnitt 3.

Die wissenschaftliche Literatur zu **Innozenz III.** ist unüberschaubar. Ich empfehle zum Einstieg natürliche meine eigene Publikation: Thomas Frenz, Papst Innozenz III., Weichensteller der Geschichte Europas (Stuttgart 2000).

Eine wissenschaftliche Biographie Papst **Innozenz' VIII.** scheint es nicht zu geben. Am ausführlichsten ist bislang die Darstellung in: Ludwig Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters (Freiburg 1886 und zahlreiche Neuauflagen) Bd. 3, speziell zu unserer *causa* S. 316f. Ergänzend dazu: Anton Haidacher, Geschichte der Päpste in Bildern. Eine Dokumentation zur Papstgeschichte von Ludwig Freiherr von Pastor (Heidelberg 1965) S. 218–225, sein Grabmal S. 219, 225.

Eine wissenschaftliche Darstellung der *causa* Domenico Gentile findet sich bei: Thomas Frenz, *Sed hec due species falsitatis non possunt facile comprehendere*. Beobachtungen zu kurialen Fälschungen von Papsturkunden. In: Irmgard Fees/ Andreas Hedwig/ Francesco Roberg (Hgg.), Papsturkunden des frühen und hohen Mittelalters. Äußere Merkmale – Konservierung – Restaurierung (Leipzig) S. 335–348.

Das Diarium des Zeremonienmeisters ist ediert von Enrico Celani, *Johannis Burckardi Liber Notarum ab anno MCCCCLXXXIII usque ad annum MDVI*, Città di Castello 1906 (*Rerum Italicarum Scriptores* 32), hier Bd. 1 S. 276–279. Ausschnitte daraus sind übersetzt bei Ludwig Geiger, Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus, Stuttgart o.J. (die uns hier angehende Passage ist dort allerdings nicht enthalten).

Zu **Innozenz X.** vgl. Pastor (wie bei Innozenz VIII.) Bd. 14. Über sein Portrait von der Hand des Velázquez informieren ausnahmslos alle Publikationen über diesen Maler.

Über die *causa* Moscabruni berichtet, allerdings mit beschönigender Schlußbemerkung, Pastor S. 36: "Noch vor seiner Ernennung zum Kardinal hatte Chigi dem Papste einen großen Dienst geleistet, indem er ihm das schmachvolle Treiben des Unterdatars Francesco Canonici, genannt Moscambruno, enthüllte, auf den Innozenz X. sehr viel hielt. Um sich zu bereichern, hatte Moscambruno schamlos Aktenstücke gefälscht, wozu er die Unterschrift des Papstes erschlich. Es wurde ihm samt seinen Helfershelfern der Prozeß gemacht, der am 15. April mit der Verurteilung zu schweren Strafen endete. Moscambruno wurde hingerichtet; er starb reuig." Ein zeitgenössischer Tagebuchschreiber (Servantius) nennt ihn "ingeniosissimus, habilissimus et cuiuslibet licet maximi negotii capax".

Näheres zu dieser *causa* findet man auch bei Nicola Storti, *La storia e il diritto della Dataria apostolica dalle origini ai nostri giorni*, Neapel 1969 (*Contributi alla storia del diritto canonico; nuova serie di studi storico-giuridici* 2).

Anmerkungen

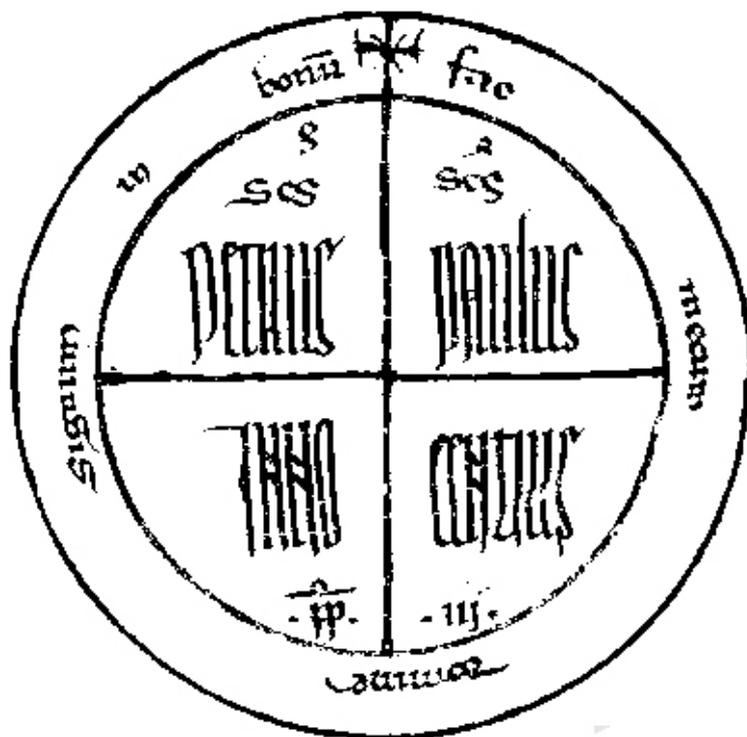
zu S. 5: die lateinischen Datumsangaben sind immer so formuliert, wie sie im jeweiligen Jahr an der Kurie üblich waren.

zu S. 5 (Anfang): der neue Papst wurde im Mittelalter mit der Formel "Der heilige Petrus hat den Herrn N. zum Papst gewählt" ausgerufen. Die geschmacklose Anspielung auf das Weihnachtsevangelium wurde erst in jüngerer Zeit üblich.

zu S. 5 (Anfang): Bibelzitat das Schwache beschämt das Starke. #

zu S. 6 (Anfang): da die Wahl (de facto bis ins 18. Jahrhundert) offen ablief, gab es die Möglichkeit, nach einem Abstimmungsvorgang die eigene Stimmabgabe zu ändern, Man sagte dann: "Ich trete zum Kardinal N.N." oder lateinisch *accedo cardinali N.N.* (daher der Ausdruck "Akzeß"), bis die Zweidrittelmehrheit erreicht war – oder auch nicht. Derjenige, der den Akzeß in Gang setzte, konnte so u.U. die Wahl entscheiden. Rodrigo Borgia, der in der zweiten *causa* noch seinen Auftritt haben wird, soll so die Wahl Pius' II. und Pauls II. bewirkt haben.

zu S. 7 (Anfang): die Devise steht im Ring der Rota auf den feierlichen Privilegien:



zu S. 10 (1185): die Prügelstrafe war bekanntlich bis in die 1950er Jahre gängige Praxis in Schule und Familie. In der Klosterschule mußten die Delinquenten dazu die Kutte ablegen. Deshalb war der Ruf des Lehrers *Exuimini!* (zieht euch aus!) das Signal für die Bestrafung. Vgl. ferner Thomas Frenz, Kapitel I.5b "Disziplinwahrung", demnächst in: Geschichte der Schule im mittelalterlichen Deutschland bis zum Aufkommen der Universitäten.

zu S. 11 (23.9.1197): in dieser Weise wird schon in der Spätantike das römische Datum geschrieben, und das Mittelalter hält es genauso. Die seltsam über Kreuz gestellte "klassische" Formulierung *ante diem IX kalendas Octobres* mit der adjektivischen Angabe des Monats ist ganz unüblich, und so war es im alltäglichen Gebrauch zweifellos auch schon in der Antike. Die 4 und die 9 werden im Mittelalter gewöhnlich als Addition geschrieben (IIII und VIIII); für die päpstlichen Urkunden ist das sogar ausdrücklich vorgeschrieben. Die Subtraktion kommt häufiger erst in der Barockzeit auf.

zu S. 13 (25.10.1197): Apg. 5, 1–11

zu S. 14 (10.1.1198): Innozenz III. entschuldigte sich in einem Schreiben ausdrücklich dafür, daß er schon vor seiner Krönung so viele Urkunden ausstellte. Vgl. Cocquelines III/1 S. 68 Nr. 1.

zu S. 15 (15./17.2.1198): Mt. 24,12–14.

zu S. 16 (21.2.1198): das Bleisiegel Innozenz' III. sieht so aus (links der vom Vorgänger übernommene Apostelstempel, rechts der neue Namensstempel mit dem Text *INNO | CENTIVS | PaPa III*):



zu S. 18 (10.3.1198): die "Gebrechlichkeit des Geschlechtes", die die Männer zu besonderer Überwachung und Anleitung der Frauen verpflichtet.

zu S. 31 (17.8.1198): ich habe den Text gegenüber dem Originalwortlaut etwas gestrafft.

zu S. 36 (Ende Ciliano): Aemilius Friedberg (Hg.), *Corpus Iuris Canonici*, Leipzig ²1879 (ND Graz 1959) Bd. 2 Sp. 816–822: Titulus XX "De crimine falsi", hier Sp. 818f.

zu S. 36 (Ende Ciliano): ediert von Edmund E. Stengel, *Eine deutsche Urkundenlehre des 13. Jahrhunderts*, *Neues Archiv für Erforschung des Mittelalters* 30(1905)647–671.

zu S. 38 (7.9.1489): vgl. oben zu S. 11 (23.9.1197). Seit 1431 werden in den päpstlichen Bullen die Zahlen in Buchstaben ausgeschrieben, nicht mehr als römische Ziffern.

zu S. 38 (7.9.1489): da Rom nur 14 Stadtregionen umfaßte, erkennt das smarte Publikum sofort die Fiktionalität dieses Klosters.

zu S. 38 (7.9.1489): es gab zwei Plumbatoren, Zisterzienserkonversen (Laienbrüder) aus der Abtei Fossanova. Ihre Aufgabe war es, das Bleisiegel an die Urkunden anzuhängen. Sie waren nachweislich Analphabeten, damit sie die Urkunden nicht manipulieren konnten.

zu S. 39 (um 1470): das kirchliche Eherecht unterscheidet zwischen *contractio* und *consumatio*, verbalem Abschluß und körperlichem Vollzug der Ehe, wobei erst beides zusammen die gültige Ehe ausmacht. Wenn die *consumatio* der *contractio* vorausgeht, muß päpstlicher Dispens eingeholt werden, und das gilt auch bei zu naher Verwandtschaft der Eheleute (bis zu einem gemeinsamen Vorfahren in der 4. Generation), und zwar selbst dann, wenn den Eheleuten die Verwandtschaft zunächst gar nicht bekannt ist. Neben den Kosten für die Urkunde fällt auch eine Bußzahlung (*compositio*) an, die besonders hoch ausfällt, wenn der Mann die Frau entführt und/oder vergewaltigt hat.

zu S. 39 (um 1470): man argwöhnte generell, daß sich bei unehelichen Kindern die "Unbeständigkeit" der Eltern auf die Kinder übertragen könnte, die deshalb auch seit 1312 nur noch mit päpstlichem Dispens die höheren Weihen empfangen dürfen.

zu S. 39 (um 1470): das "Secretum secretorum" ist ein fiktives Mahnschreiben des Philosophen Aristoteles an seinen Schüler Alexander den Großen mit Ratschlägen zur Regierungsführung. Es enthält auch eine Physiognomik, also eine Anleitung, wie man aus Körpermerkmalen auf den Charakter eines Menschen schließen kann.

zu S. 39 (um 1470): eine Umrechnung der damaligen Währung in die heutige ist praktisch unmöglich, weil sich der Warenkorb seither völlig geändert hat. Wieviel kostete z.B. zur Zeit Karls des Großen ein Handy? Eine Gleichung 1 fl. = 200 € gibt eine ungefähre Vorstellung. Mit der Entdeckung Amerikas und dem Einströmen der dortigen Goldschätze nach Europa änderte sich der Wert erneut.

zu S. 40 (1479): die Referendare waren für die Vorprüfung der Bittschriften an den Papst zuständig.

zu S. 40 (1479): dieses Handbuch ist erhalten und wurde von Ludwig Schmitz-Kallenberg als "Practica cancellariae apostolicae saeculi XV exeuntis. Ein Handbuch für den Verkehr mit der

päpstlichen Kanzlei" (Münster 1904) ediert. Die Originalhandschrift liegt im Staatsarchiv Münster. Ein Verfassernamen ist leider nicht überliefert.

zu S. 41 (Ostern 1484): der Name Schreitwein, lateinisch *Scritovinus*, taucht in den Quellen zur bayerischen Geschichte des 15. Jahrhunderts auf, ist aber eigentlich mißverstanden aus *Secundinus*, einem Autor des 5. Jahrhunderts. Er verdankt seine Existenz somit einem Lesefehler.

zu S. 41 (Ostern 1484): Konradin war nicht nur der letzte Staufer in rein männlicher Linie, sondern seine Mutter war eine Tochter des bayerischen Herzogs Ottos II. Die Erinnerung daran war noch im 19. Jahrhundert lebendig, als der bayerische Kronprinz Maximilian (II.) Konradins Grab von dem Bildhauer Thorwaldsen ausstatten ließ.

zu S. 41 (Ostern 1484): die Pazzi versuchten am 26.4.1478 vergeblich, in Florenz die Herrschaft der Medici zu stürzen, wobei eine Mitwisserschaft Papst Sixtus' IV. mehr als wahrscheinlich ist.

zu S. 42 (Ostern 1484): Agnes Bernauer war eine Badmagd aus Augsburg, in die sich 1434 der künftige bayerische Herzog Albrecht III. verliebte und sie heimlich heiratete. Die Braut war aber nicht standesgemäß, eventuelle Kinder aus der Ehe folglich nicht erbberechtigt, was das Aussterben der Linie bedeutet hätte. Die Bernauerin wurde deshalb auf Befehl von Albrechts Vater in der Donau ertränkt – mit welchem Recht, ist ungewiß.

zu S. 42 (12.8.1484): Erasmus von Rotterdam schrieb nach dem Tode Julius' II. einen satirischen Dialog *Iulius exclusus*, in dem dieser Papst an der Himmelstüre abgewiesen wird, und in der Hölle ergeht es ihm ebenso. Dante versetzt Cölestin V. in die Vorhölle, wo er zwar keine Strafe leidet, aber auch keine Himmelsfreuden erfährt, weil er aus Feigheit auf das Papstamt verzichtet habe (Inf. 33, 59f.): *colui che fece per viltade il gran rifiuto*. Petrus Damiani berichtet (Migne, Patrologia Latina 145, S. 428), Benedikt IX. sei einem frommen Ritter als monströser Wiedergänger begegnet, der bis zum Jüngsten Gericht auf Erden umherirrt. Vgl. dazu Thomas Frenz, Die Päpste Benedikt. Josef Ratzinger und seine Vorgänger (Wien/Köln/Weimar 2019) S. 55f.

zu S. 46 (28.8.1484): das Restaurant "Zur gastlichen Kuh" unter Leitung der Konkubine Alexanders VI. gab es damals ebenfalls (es ist quellenmäßig belegt); es ist aber nicht ganz sicher, daß es sich am Campo de' Fiori befand, auch andere Adressen werden erwogen.

zu S. 46 (28.8.1484): es gilt in der gesamten wissenschaftlichen Literatur als ausgemacht, daß die Skriptoren immer selber schrieben und sich nur von einem Kollegen vertreten lassen durften. Ich habe aber meine Zweifel daran. Mit den heutigen fotografischen Methoden ließe sich das überprüfen, was aber noch nicht geschehen ist.

zu S. 48 (5.9.1484): bis ins 18. Jahrhundert unterschreibt der Papst nur ausnahmsweise mit seinem Papstnamen, sondern verwendet als Unterschrift den Anfangsbuchstaben seines Taufnamens, also z.B. Martin V. *O* (= Odo Colonna), Sixtus IV. *F* (= Francesco della Rovere), manchmal in der italienischen Namensform wie Pius II. *E* (= Enea Silvio Piccolomini).

zu S. 48 (5.9.1484): das Wort Simonie geht zurück auf die Geschichte des Simon Magus aus der Apostelgeschichte, der Petrus Geld anbietet, um auch den Heiligen Geist herabrufen zu können – was Petrus natürlich empört von sich weist (Apg. 8,18–24). Die Legende erzählt, er sei daraufhin Petrus nach Rom gefolgt und habe dort die junge Christengemeinde durch eine simulierte Auferstehung in Verwirrung zu stürzen versucht. Dazu habe einen Abbild von sich hergestellt und auf magische Weise belebt. Diesen Golem hätten seine Anhänger geköpft, während er selbst sich verborgen hielt. Drei Tage später sei er fröhlich als "Auferstandener" wieder hervorgetreten. Schließlich habe er sogar eine Himmelfahrt simulieren wollen, aber Petrus habe erkannt, daß er in Wahrheit von Dämonen in die Höhe getragen wurde. Auf ein Gebet des Petrus hin hätten die Dämonen ihn fallen lassen, woraufhin er sich den Hals brach und nun wirklich tot war.

zu S. 49 (5.9.1484): Bartolomeo Sacchi aus Piadina, latinisiert Platina, war ein bekannter Humanist des späteren 15. Jahrhunderts. Er geriet in heftigen Streit mit Papst Paul II., den er deshalb in seinem "Liber de vita Christi et omnium pontificum" in schwärzesten Farben zeichnet. Leider starb er schon 1481. Es wäre reizvoll gewesen, zu sehen, wie er unseren Fall geschildert hätte.

zu S. 49 (5.9.1484): am 25.6.1500 stürzte über Alexander VI. ein Schornstein ein, durchbrach die Decke der Sala dei Pontefici in den Appartamenti Borgia und verschüttete den Papst, der aber mit leichteren Verletzungen davon kam.

zu S. 49 (5.9.1484): der sog. Gouverneurspalast rechts (nördlich) des alten vatikanischen Palastes.

zu S. 51 (8.9.1484): wenigstens hatte er eine Pfründe in Portugal. Der Name selbst klingt ja nicht sehr portugiesisch.

zu S. 51 (12.9.1484): angeblich mußte der Papst sich am Tage seiner Krönung einem Männlichkeitstest unterziehen, indem der jüngste Kardinaldiakon ihm unter die Gewänder griff, die Genitalien ertastete und verkündete *Habet*. Damit habe man verhindern wollen, daß eine als Mann verkleidete Frau Papst würde, wie seinerzeit bei der fabelhaften Päpstin Johanna. Beides, der Männlichkeitstest und die Gestalt der Päpstin Johanna, sind reine Phantasie ohne irgendeinen historischen Hintergrund. (Auch die jüngst geäußerte Meinung, in der Geschichte spiegele sich die Sehnsucht nach mehr Weiblichkeit in der Kirche, ist gänzlich abwegig und anachronistisch.) Aber die Erzählung gehörte im 15. Jahrhundert zum Programm für die Besucher von jenseits der Alpen. Auf dem Weg zum Lateran gab es einen unlesbar gewordenen Gedenkstein als der Antike, der als Ort der Entlarvung der "Päpstin" gezeigt wurde; auf ihm stand kaum noch lesbar *PPPPPP*. Der Scharfsinn der Leserschaft kann den zahlreichen Versuchen, diese Abkürzung zu erklären, die ultimative Lösung hinzufügen.

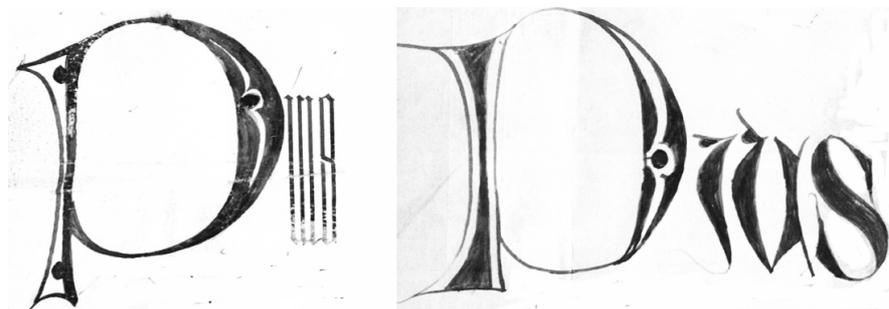
zu S. 52 (Frühjahr 1485): die Kurie war tatsächlich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts praktisch zahlungsunfähig. Die Methoden, dennoch Geld herbeizuschaffen, gelten als mitursächlich für die Reformation. Freilich muß man sich hüten, durch diese Deutung den Reformatoren die originär religiöse Motivation absprechen zu wollen.

zu S. 53 (9.9.1485): im Buch Josue Vers 12–14 heißt es: "Sonne, stehe still zu Gibeon; du Mond, im Tale Alajon! Und Sonne und Mond standen still, bis sich das Volk an seinen Feinden gerächt hatte." Diese Stelle aus dem Alten Testament galt als Beweis dafür, daß die Sonne um die Erde kreise und nicht umgekehrt. Sie spielte noch in der Auseinandersetzung mit Kopernikus und Galilei eine Rolle.

zu S. 53 (9.9.1485): zumindest nach römischer Selbsteinschätzung, die sich auch in der Formel *urbi et orbi* ausdrückt. Bei etwas weiterem Blickwinkel galt selbstverständlich Jerusalem als die Mitte des Erdkreises, wo es auch auf den Weltkarten abgebildet ist. Vgl. etwa Ez. 5,5: "Das sagt der Herr und Gott: dies ist Jerusalem. In die Mitte der Völker habe ich es gestellt, und im Kreis um es herum die Gegenden der Erde."

zu S. 54 (Oktober 1485): die Räume der Kanzlei habe ich so geschildert, wie sie in der sog. *Cancellaria nuova* angeordnet sind, die heute noch als Palazzo della Cancelleria am Corso Vittorio Emanuele steht; in ihn ist die uralte Kirche S. Lorenzo in Damaso integriert. Vgl. auch das Stichwort "Cancelleria" in meinem Lexikon der Papstdiplomatik Datei 6.

zu S. 55 (Oktober 1485): es gab zunächst zwei Möglichkeiten für die Ausstattung der Gnadenkunden, bei denen der Papstname hervorzuheben war. Dazu wurde er entweder in Gitterschrift oder mit fetten Buchstaben geschrieben, je nachdem, wieviel Geld der Bittsteller anlegen wollte, denn selbstverständlich war die schönere Ausstattung teurer. Paul II. hat dann 1465 die einfache Ausstattung verboten. Hier die beiden Varianten aus dem Pontifikat des Vorgängers:



zu S. 55 (Oktober 1485): hier ein Beispiel aus der Zeit Innozenz' VIII. mit den gestelzten Buchstaben:



zu S. 56 (Oktober 1485): das oberste Gremium der Kanzlei (der sog. *parcus maior abbreviatorum*) prüfte die Urkunden akribisch auf ihre rechtliche Zulässigkeit und inhaltliche Wahrheit. Die Prokuratoren der Bittsteller sahen in dieser Objektivität und Genauigkeit natürlich nur Schikane und schrieben jeden Mißerfolg der "Halsstarrigkeit" der Kanzlei zu.

zu S. 56 (Oktober 1485): tatsächlich ist etwa jede zehnte eingereichte Bittschrift eine sog. *reformatio*, d.h. die Bitte um die Änderung einer bereits erteilten Genehmigung.

zu S. 57 (23.12.1485): die Melodie des Liedes "quando nascette ninno" hörte Georg Friedrich Händel in Italien und verwendete sie für die Arie "Er weidet seine Herde".

zu S. 59 (Januar 1486): Innozenz (III.) war ein Papst der kaiserlichen Obödienz im Schisma von 1159. Er gilt als Gegenpapst, weil sich Alexander III. aus der anderen Obödienz am Schluß durchsetzte. Deshalb wählte der berühmte Innozenz III. die Ordnungszahl drei, und es ist verständlich, daß er diesen ungeliebten Vorgänger nicht zu Wort kommen lassen will.

zu S. 61 (April 1486): 1307 für Kloster Wessobrunn (München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kloster Wessobrunn Urk. 46 und 47). Gerade einmal 15 km nordöstlich von Wessobrunn liegt Kloster Andechs, das wegen seines Bieres bis heute berühmt ist.

zu S. 61 (April 1486): der Verzicht auf eine Pfründe oder ein kuriales Amt wurde ungültig, wenn der Verzichtleistende binnen 20 Tagen nach dem Verzicht starb. Dadurch sollten unzumutbare Pressionen auf einen Todkranken verhindert werden.

zu S. 63 (15.6.1486): die Geschichte trifft zu. Vgl. J. Lesellier, Les méfaits du cérémoniaire Jean Burckard, *Mélanges d'archéologie et d'histoire* 44(1927)11–34.

zu S. 64 (Juni 1486): man möge nicht nachsuchen, um welchen Passauer Bischof (*Pataviensis*) es sich handelt – so viel dichterische Freiheit muß sein!

zu S. 64 (Juni 1486): Peter von Zittau beschreibt um 1320 in seiner Chronik des Klosters Königsaal (südlich von Prag) die deutschen Dialekte: die Sachsen zischen wie die Schlangen, und dann *Bavarusque loquens boat ut bos exaltans vocem crassam nimis atque ferocem*. (Wenn der Baier spricht, brüllt er wie ein Ochse, der seine fette und wilde Stimme erhebt.) Ed. Johann Lohert, Die Königsaal-Geschichts-Quellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag, Wien 1875 (*Fontes rerum Austriacarum* I, 8) S. 52.

zu S. 67 (10.8.1486): mehrere Quellenstellen legen nahe, daß Alexander VI. einen Genuß dabei empfand, anderen bei sexuellen Handlungen zuzusehen.

zu S. 74 (Anfang Februar 1487): wer auf Anordnung oder durch Vermittlung des Papstes eine Pfründe erhielt, mußte diesem seit dem 14. Jahrhundert "aus Dankbarkeit" eine Abgabe leisten, die im Falle eines Bischofsstuhles *servitium commune* hieß. Sie betrug etwa die Hälfte eines Jahreseinkommens, läßt also Rückschlüsse auf den Reichtum der Diözese zu. Die höchsten Servitien waren diejenigen von Rouen und Winchester mit 12000 fl., dann folgten Aquileja, auch, Canterbury, Köln, Mainz, Salzburg, Trier und York mit 10000 fl.

zu S. 76 (20.1.1488): eine "Pyramide der Eitelkeiten" ließ Savonarola am 7.2.1497 in Florenz verbrennen.

zu S. 78 (April 1488): 1452 hat tatsächlich ein ungarischer Geschützgießer namens Urban dem byzantinischen Kaiser seine Dienste angeboten, kurz vor der Eroberung der Stadt durch die Türken. Der Kaiser konnte aber seine finanziellen Forderungen nicht erfüllen. Daraufhin offerierte Urban seine Kenntnisse dem türkischen Sultan. Die große Kanone, die gegossen wurde – gewissermaßen eine "Dicke Berta" ante litteram –, entfaltete dann ihre Wirkung bei der Beschießung der Stadt. Wie man sieht, haben sich die Methoden der Waffenhändler über die Jahrhunderte nicht geändert. Die Gestalt des Enkels ist natürlich fiktiv.

zu S. 79 (Mai 1488): registriert in: Vatikanisches Archiv, Arm. 39 vol. 20 fol. 86v.

zu S. 80 (August 1488): das Breve datiert vom 2.8.1488 und ist registriert in: Vatikanisches Archiv, Armarium 39 vol. 20 fol. 264v. Es gilt für Domenico selbst, seine derzeitige Gattin und die gemeinsamen Kinder.

zu S. 80 (Februar 1489): wie schon oben erwähnt, bliebe der Versuch, das Kloster auf dem heutigen römischen Stadtplan zu finden, ergebnislos.

zu S. 82 (März 1489): übrigens in persischer Sprache, weil das Türkische damals noch nicht als literaturfähig galt. Hier ein Beispiel:

"Trink vom Becher Cems. Cem: dies ist Fregistan.
Was uns auf der Stirne steht, wird uns angetan.
Zu der Kaaba wallt' ich hin als ein Pilgersmann,
durch Arabien, Türkenland und durch Karaman.
Gott sei Dank, daß ich gesund kam nach Fregistan,
denn nur wer sich wohl befindet, herrschet als Sultan."

(Fregistan ["Frankenland"]) ist das Abendland. Kaaba: Cem war der einzige türkische Sultan, der die Wallfahrt nach Mekka unternommen hat.)

zu S. 83 (31.5.1489): ehe die Weinliebhaber sich aufregen: da im späten 19. Jahrhundert die aus Amerika eingeschleppte Reblaus alle europäischen Weinstöcke ruinierte, wissen wir nicht, wie der Wein vor dieser Zeit wirklich geschmeckt hat. Der Bordeaux-Wein war im Mittelalter nachweislich von geringer Qualität und konnte eigentlich nur nach England exportiert werden.

zu S. 87 (9.8.1489): *ut divina officia sine strepitu mulierum quietius peragantur, universis mulieribus, ne ... ulla unquam tempore intrare ullatenus presumant, sub excommunicationis ... pena districtius inhibemus* (Cocquelines, Bd. III,3 S. 177, vom 8.12.1479).

zu S. 89 (15.8.1489): vgl. dazu das berühmte "Umgangslied", welches schildert, wie der bayerische Prinzregent Luitpold an der Fronleichnamsprozession teilnimmt.

zu S. 89 (15.8.1489): der österreichische Herzog Rudolf IV. ließ 1356 ein ganzes Paket gefälschter Privilegien herstellen, das sog. *privilegium maius*. Auf diesen Fälschungen beruht u.a. der Titel "Erz"herzog.

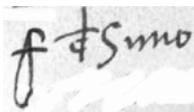
zu S. 91 (6.9.1489): bei der sog. *expeditio per cameram* wird die rechtliche Prüfung der Bittschriften an die Kurie in der Kanzlei ersetzt durch die pauschale Zustimmung durch den Papst. Dies geschieht wie im Text geschildert.

zu S. 92 (6.9.1489): *quod ille fatuus credidit* (so wörtlich im Tagebuch des Zeremonienmeisters).

zu S. 93 (6.9.1489): der Pasquino war eine "weissagende" Statue in Rom, an der anonym boshafte obrigkeitkritische Epigramme angeheftet wurden. Er hatte einen weniger bekannten Kollegen im Marforio.

zu S. 94 (13.9.1489) im einzelnen: die Spanier Didacus Serrano, Franciscus de Valentia, Iacobus Fiella, Petrus Pardo, Rodericus Cabredo und Simon Tassinus, der Portugiese Petrus Altissen, die Franzosen Iohannes Colini, Iohannes Rale, Maturinus Robini und Petrus de Perreria, die Italiener Achilles de Maffeis, Aloisius de Maffeis, Antonius de Mucciarellis, Augustinus de Urbino, Guido Bonattus, Iohannes Nilis, Laurentius de Marcellinis, Marcus de Thebaldis, Raphael de Vulterris, Simon Bonadies und Timotheus und der gleich erwähnte amtierende Reskribendar.

zu S. 95 (13.9.1489): der Zeremonienmeister Burchard erwähnt seinen Tod für diesen Tag (Bd. I S. 276). Hier seine Unterschrift:



zu S. 95 (13.9.1489): der spätere Papst Alexander VI. hatte eine abergläubische Furcht vor Toten.

zu S. 96 (18.10.1489): ein Martinus ist unter Leo X. als Palastuhrmacher nachweisbar.

zu S. 99 (26.10.1489): vgl. Luigi Sensi, Baptista Hyspellas, *Bollettino storico della città di Foligno* 37(2014)293–344.

zu S. 99 (Januar 1492): zu den vielen Gerüchten über Alexander VI. gehört auch, er habe mit dem Teufel einen Pakt auf zwölf Jahre abgeschlossen, um Papst zu werden. Der Teufel hat ihn aber doch irgendwie beschissen, denn Alexander starb noch während seines 11. Regierungsjahres.

zu S. 100 (Januar 1492): die vier allegorischen Figuren der Gerechtigkeit, der Klugheit, des Überflusses und des Friedens auf dem Grabmal Pauls III. wurden später auf seine Mutter, seine Schwester, seine Konkubine und seine Tochter gedeutet.

zu S. 107 (1335): erhalten sind 7365 Bände aus der Zeit von Clemens VI. bis zu Leo XIII.

- zu S. 107 (Dezember 1464): "Was ferne sei!" Die klassische Methode, etwas Unzulässiges zu sagen und zugleich so zu tun, als wolle man es auf keinen Fall sagen.
- zu S. 108 (Dezember 1464): vgl. zu Anfang Februar 1487. Ein Bistum mit 300 fl. Servitium war recht bescheiden, gemessen an den Summen, die in England, Frankreich oder Deutschland zu zahlen waren.
- zu S. 108 (13. Oktober 1534): gedruckt von Johannes Haller (Hg.), Jacob Dittens, *Modus expediendi, Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 2(1899)18ff.
- zu S. 110 (5. November 1597): vgl. oben zum 6.9.1489.
- zu S. 110 (5. November 1597): ich muß einräumen, daß ich da wohl zwei Personen kombiniert habe. Vgl. mein *Repertorium Officiorum Romane Curie*.
- zu S. 110 (5. November 1597): Benedikt XIII. (1724 – 1730) stammte aus der Familie der Orsini.
- zu S. 112 (29. Juli 1644): vgl. oben zu S. 42 (12.8.1484).
- zu S. 113 (15. September 1644): wer es miterlebt hat, weiß es natürlich noch, aber für die nachwachsende Generation: die BILD-Zeitung meldete am 19.4.2005 die Wahl Benedikts XVI. mit der Schlagzeile "Wir sind Papst!"
- zu S. 114 (18. September 1644): der portugiesische König führte den Ehrentitel *rex fidelissimus* (allerdings erst seit 1748 ...).
- zu S. 115 (19. September 1644): *poverello* (der kleine Arme) ist ein Beiname des hl. Franz von Assisi.
- zu S. 117 (30.9.1644): *Paradise lost. A POEM Written in TEN BOOKS By JOHN MILTON. LONDON Printed. and are to be sold by Peter Parker under Creed Church neer Aldgate; And by Robert Brulter at the Turks Head in Bischofsgate street; Amd Matthias Walder, under St. Dunstons Church in Fleet street, 1667.*
- zu S. 118 (1644 Ende September): vgl. oben zum 6.9.1489.
- zu S. 118 (1644 nach dem 4. Oktober): Matth. 24,15.
- zu S. 119 (1644 nach dem 4. Oktober): auch Papst Johannes Paul II. hat solche Einladungen ausgesprochen.
- zu S. 120 (Oktober 1644): vgl. oben zum 6.9.1489
- zu S. 122 (14. November 1644): der französische König führte den Ehrentitel *rex christianissimus*.
- zu S. 124 (Iden des März 1646): gemeint ist natürlich das berühmt-berüchtigte "Voynich-Manuskript" (so benannt nach seinem letzten Besitzer Wilfrid Michael Voynich), welches Athanasius Kircher eine Weile besessen hat. Die Schrift, die vermutlich dem 15. Jahrhundert angehört, ist bis heute nicht entziffert.
- zu S. 125 (Iden des März 1646): vgl. Hermann Palm (Hg.), Andreas Gryphius, *Lyrische Gedichte* (Darmstadt 1961) S. 152f.
- zu S. 126 (Ende Juli 1646): siehe Pastor S. 81. Die Episode ist nicht sicher verbürgt, aber *se non è vero, è ben trovato*.
- zu S. 126 (1646 Ende Juli): König Philipp II. von Spanien konnte sich die Entschlüsselung seiner geheimen Nachrichten nur als durch Zauberei bewirkt erklären, protestierte deshalb beim Papst und verlangte die Einschaltung der Inquisition, was der Vatikan aber ablehnte.
- zu S. 126 (27.9.1647): Cocquelines, VI/ S. 128f. Die Liste der Privilegierten umfaßt: 1) Christoforus Signius, praefectus palatii, 2) Marcus Maraldus, referendarius, secretarius brevium, 3) Franciscus Cherubinus, referendarius, 4) Lactancius de Lactanciis, praefectus cubiculi, 5) Quintus de Bubalis, cubicularius, 6) Gaspar de Simonibus, secretarius brevium ad principes, 7) Virgilius Spada, cubicularius, 8) Ioseph Frenfanellus, secretarius memorialium, 9) Constantinus Centoflorenius, cubicularius, 10) Franciscus Sacchettus, dapifer, 11) Virgilius Rosarius, cubicularius, 12) Onuphrius de Hyppolitis, cubicularius, 13) Onuphrius Camporeus, cubicularius, 14) Iohannes Gerinus, cubicularius, 15) Baccius Aldobrandinus, forerius maior, 16) Camillus de Maximis, cubicularius, 17) Paulus de Bubalis, omnium militum custodie corporis locumtenens generalis, 18) Christoforus Pamphilius, capitaneus unius ale equitum levis armature, 19) Aloysius Costaguta,

capitaneus alterius ale equitum levis armature, 20) Gabriel Fonseca, medicus, 21) Iulius Cesar Marsella, medicus, 22) Hieronimus Lucius, vestiarius, 23) Bernardinus Sfortia, caudatarius, 24) Iohannes Alfonsus, cappellanus, 25) Lucius Micinellus, cappellanus, 26) Iacobus Campius, cappellanus, 27) Hiacynthus Sensasonus, cappellanus, 28) Franciscus Mascambrunus, subdatarius, 29) Petrus de Lucii, auditor cubiculi, 30) Stephanus Vandergores, auditor cubiculi, 31) Michael de Bonauguriis, barbitonsor et auditor cubiculi, 32) Antonius Ghirlandarus, subpraefectus palatii.

zu S. 127 (27.9.1647): wörtlich "unausdenkbar".

zu S. 128 (Februar/März 1649): die Kanzlei verwendete bis 1878 den *stilus Florentinus* oder An-nuntiationsstil. In ihm beginnt das Jahr erst am 25. März (Fest Mariä Verkündigung) nach unserer heutigen Zählung. Folglich trug in ihrem Gebrauch die Zeit vom 1. Januar bis zum 24. März noch die Jahreszahl des Vorjahrs. Die Sekretariate und die apostolische Kammer begannen dagegen das Jahr am 1. Januar.

zu S. 132 (31.7.1649): vgl. Haidacher (wie oben) S. 600.

zu S. 134 (15.8.1649): *Frustra fit per plura, quod potest fieri per pauciora. Pluralitas non est ponenda sine necessitate* (so J. Meithke, Wilhelm von Ockham in: Lexikon des Mittelalters 9 Sp. 178–182), etwa: man soll nicht ohne Not etwas kompliziert erklären, was sich auch einfach deuten läßt.

zu S. 134 (31.8.1649): einige Arbeiten nennen auch den 13. August.

zu S. 135 (19.12.1649): Cocquelines, VI/3 S.192–194.

zu S. 137 (19.12.1649): was die Mieten anging, hätte er beruhigt sein können, denn der Papst dekretierte eine "Mietpreisbremse" für die Dauer des Heiligen Jahres. Über die Umsetzung in der Praxis ist aber nichts bekannt.

zu S. 139 (1650 im Sommer): Einbahnregelung nach Dante #

zu S. 139 (1650 im Sommer): die protzige Via della Conciliazione wurde erst unter Mussolini durchgebrochen.

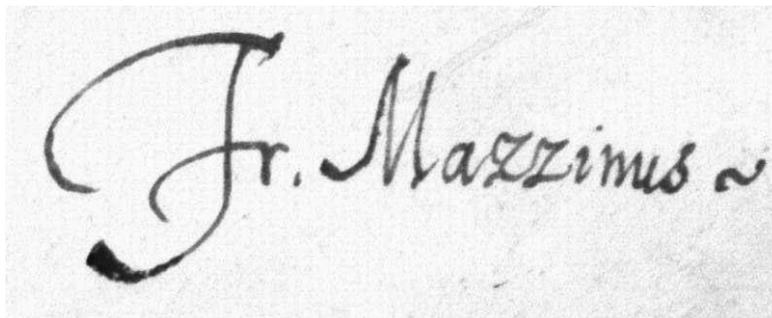
zu S. 141 (Herbst 1650): man vergleiche dazu Kurfürst Karl Theodor von Bayern und der Pfalz (1777 – 1799).

zu S. 144 (Palmsonntag 1651): daß das Ende der Welt nahe sei, war allgemeine Überzeugung im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, da die 6000 Jahre der Weltgeschichte schon fast abgelaufen waren. Noch das Annuario Pontificio begann bis 1870 mit einer Berechnung der Jahre gemäß dieser Vorstellung.

zu S. 146 (20.9.1651): Cocquelines VI/3 S. 225–227.

zu S. 148 (Anfang Oktober 1651): letztmals legte Kaiser Franz Josef dieses "Veto civile" 1903 beim Konklave nach dem Tode Leos XIII. ein, um die Wahl Mariano Rampollas zu verhindern, der ihm zu frankreichfreundlich war. Gewählt wurde dann Pius X., der in seiner Papstwahlordnung von 1904 dieses Einspruchsrecht, das von der Kirche nie offiziell anerkannt wurde, ausdrücklich abschaffte.

zu S. 148 (November 1651): auf dem Breve, das ich von ihm kenne, steht zwar nur *Fr. Mazzinus*, aber der Vorname Francesco hat die größte Wahrscheinlichkeit. Hier seine Unterschrift:



zu S. 149 (November 1651): vgl. Stephanus Baluzius / (2. Aufl. G. Mollat), *Vitae paparum Avenonensium, hoc est: Historia Pontificum Romanorum, qui in Gallia sederunt ...* (Paris 1693, ²1916)

zu S. 149 (November 1651): Innozenz IV. verfaßte einen berühmten Kommentar zum Kirchenrecht.

zu S. 149 (November 1651): ediert Migne, Patrologia Latina 214 Sp. xvii–ccxviii.

zu S. 149 (November 1651): Jacques de Vitry war von 1216 bis 1240 Bischof von Akkon.

zu S. 149 (November 1651): Vgl. oben S. 31ff., wo die Entstehung dieser Dekretale geschildert ist.

zu S. 149 (November 1651): an sich kann man sich nur bis auf die Knochen "blamieren", aber die wunderschöne deutsche Sprache erlaubt es ja, nach Belieben neue Redewendungen zu erfinden. Beiläufig: das Wort "blamieren" leitet sich über das Französische von lateinisch/griechisch *blasphemare* ab.

zu S. 154 (4.1.1652): der portugiesische König Sebastião (1567–1578), der letzte König der Dynastie Avis, war ein romantischer Jüngling, der in völliger Verkennung der Realität einen Feldzug nach Marokko unternahm, von dem er selbst und 18000 seiner Soldaten nicht wieder zurückkehrten. Anschließend wurde Portugal in Personalunion mit Spanien vereinigt, aus der es sich 1640 wieder lösen konnte. Es bildete sich sofort die Legende aus, Sebastião sei gar nicht gefallen, sondern halte sich nur in Afrika verborgen, um eines Tages heimzukehren und Portugal von den Spaniern zu befreien.

zu S. 155 (4./5.1.1652): *in partibus infidelium* liegen Diözesen im islamischen Machtbereich. Da deren (lateinische) Bischöfe dort nicht residieren können, vergibt der Papst diese Titel an Weihbischöfe oder ehrenhalber an Kurienbischöfe.

zu S. 156 (4./5.1.1652): Apg. 27.

zu S. 156 (4./5.1.1652): bekanntlich sieht eine Nonne flüchtig betrachtet aus wie ein Pinguin ...

zu S. 160 (17. März 1652): = 5. Fastensonntag. In protestantischer Terminologie heißen alle Sonntage in der Fastenzeit Passionssonntage.

zu S. 164 (am nächsten Morgen 1652): in Antike und Mittelalter beginnt der Tag bei Sonnenuntergang und dauert dann die Nacht und den Tag hindurch bis zum nächsten Sonnenuntergang. (Nur deshalb ist es, beiläufig bemerkt, möglich, den Sonntagsgottesdienst schon am Samstagabend zu feiern.) Als um die Wende vom 13. aufs 14. Jahrhundert die Uhr mit mechanischer Hemmung erfunden wurde, die völlig gleichmäßig läuft, wurde es vor allem in Deutschland üblich, den Tag erst um Mitternacht beginnen zu lassen, wie wir das auch heute tun. In Italien hielt man aber noch lange am mittelalterlichen System fest und bezeichnete deshalb die moderne Zählung der Stunden als "ultramontane" (= jenseits der Alpen verwendete) Uhr.

zu S. 164 (am nächsten Morgen 1652): die Lehre vom *corpus delicti* besagt, daß ein Strafprozeß aus zwei Phasen besteht: der Generalinquisition, in der ermittelt wird, welche Straftat begangen wurde und ob überhaupt eine Straftat geschehen ist, und der Spezialinquisition, die untersucht, ob der Beschuldigte der Täter ist. Sie ist eine Errungenschaft des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Täter wird jetzt also nicht mehr verurteilt, weil er ein Verbrecher **ist**, sondern weil er ein Verbrechen **begangen hat**. Den Abschluß der Generalinquisition bildet die Feststellung des Tatbestandes, eben des *corpus delicti*. Dieses ist also nicht etwa die Tatwaffe!

zu S. 170 (18.4.1653): Cocquelines VI/3 S. 242.

Personenregister

Personen, die tatsächlich gelebt haben und in den historischen Quellen namentlich nachgewiesen sind:

- Aeneas, Stammvater der Römer
 Albinus, römischer Hauptheiliger (?)
 Alexander der Große
 Alexander II., Papst
 Alexander III., Papst
 Alexander VI., Papst
 Alexander VII., Papst
 Altissen, Petrus, Kanzleischreiber
 Ambrosius, heiliger Bischof von Mailand
 Ammanati, später de Piccolominibus, Iacobus, Sekretär Pius' II.
 Ananias, biblische Gestalt
 Antonius von Forlì, Domherr von St. Peter
 Antonius, römischer Kaiser (!)
 Aprenis, Bartholomeus de, Gouverneur der Stadt Rom
 Arc, Jeanne d'
 Argenti, Matteo, päpstlicher Chiffrensekretär
 Augustinus, heiliger
 Augustus, römischer Kaiser
 Bajezit II., türkischer Sultan
 Barberini, Antonio, Kardinalkämmerer
 Barberini, Francesco, Kardinalvizekanzler
 Barberini, Neffe Urbans VIII., Kardinallegat in Spanien
 Bartolomeo Budello, Prokurator in der Pönitentiarie
 Battista da Spello, Kammernotar
 Battistina, Enkelin Innozenz' VIII.
 Becchetti, Aloisius, päpstlicher Skriptor
 Becket, Thomas, Erzbischof von Canterbury
 Benedikt IX., Papst
 Benedikt XII., Papst
 Benedikt XIII., Papst
 Benedikt, heiliger, Mönchsvater
 Bernardus. Plumbator
 Bernauer, Agnes
 Bernini [gedrehte Säulen]
 Biondo, Flavio
 Biondo, Francesco
 Biondo, Gasparre
 Bonauguri, Michele, päpstlicher Barbier
 Bonifaz VIII., Papst
 Bonifaz IX., Papst
 Borgia, Lucrezia
 Breucquet, Iacobus du, Magister im Kanzleiregister
 Bubalo, Pietro
 Bufalo, Maria Flaminia del, Mutter Innozenz' X.
 Burchard, Johannes, päpstlicher Zeremonienmeister
 Caesar, Julius
 Calixt III., Papst
 Carga, Pietro, päpstlicher Skriptor
 Cecchini, Domenico, Kardinal-Prodatar
 Cem, jüngerer Sohn Mehmeds II.
 Christine, Königin von Schweden
 Ciampini, Giovanni, Abbeviator de curia und Magister brevium
 Cibò, Pantaleon, päpstlicher Skriptor
 Ciciliano, Nicolaus de, Flüchtling aus der Engelsburg
 Cilianis, de, Iohannes (in dieser Erzählung zuvor Tancredi Siciliano)
 Clemens III., Papst
 Clemens V., Papst
 Clemens VII., Papst
 Clemens VIII., Papst
 Coelestin III., Papst
 Cölestin IV., Papst
 Cölestin V., Papst
 Colonna, Kardinal
 Conti, Sigismondo dei, päpstlicher Sekretär und Skriptor
 Costagata, Aloisius, stellvertretender Kommandeur der Palastwache
 Cromwell, Oliver
 Damasus II., Papst
 Damiani, Petrus
 Dante Alighieri
 Dati, Alessandro, Verwandter Leonardo Datis
 Dati, Giovanni, Verwandter Leonardo Datis
 Dati, Leonardo, oberster Sekretär Pauls II. der (protestantische) Pfalzgraf bei Rhein der venezianische Botschafter und sein Nachfolger
 Dido, Königin von Karthago
 Dittens, Dr.
 Domenico Gentile aus Viterbo, päpstlicher Skriptor
 Donat, lateinischer Grammatiker
 drei Schreiber der Kanzlei
 Eugen IV., Papst
 Farnese, Giulia ("la bella Giulia")
 Ferrante, König von Neapel
 Floridus, Bartholomeus, päpstlicher Sekretär
 Fonseca, Gabriele, päpstlicher Leibarzt
 Franceschetto, Sohn Innozenz' VIII.
 Franciscus. Papst
 Franz von Assisi
 Frenfanello, Giuseppe, Sekretär der Memoriali
 Friedrich Barbarossa, Kaiser
 Friedrich II., Kaiser
 Friedrich III., Kaiser
 Galilei, Galileo
 Gelasius II., Papst
 Gennaro (Ianuarius), Schutzheiliger von Neapel
 Gentile, Domenico iunior
 Gentile, Dr., Leibarzt Innozenz' VIII.
 Georg, Herzog von Bayern
 Gerardi, Maffeo, Kardinal
 Giustiniani, Andrea, Gazze Maria Üamfilis
 Gregor VII., Papst

- Gregor VIII , Papst
 Gregor IX., Papst
 Gregor XIII., Papst
 Greif (latinisiert: Gryphius), Andreas, Dichter
 Guido von Arezzo
 Hadrian V., Papst
 Hadrian VI. Papst
 Heinrich VI., Kaiser
 Heinrich VIII., König von England
 Hus. Johannes
 Innozenz I., Papst
 Innozenz II., Papst
 Innozenz (III.), Papst
 Innozenz III., Papst
 Innozenz IV., Papst
 Innozenz V., Papst
 Innozenz VI., Papst
 Innozenz VII., Papst
 Innozenz VIII., Papst
 Innozenz IX., Papst
 Innozenz X., Papst
 Innozenz XI., Papst
 Innozenz XII., Papst
 Innozenz XIII., Papst
 Iohannes de Cardona, Kleriker im Supplikenregister
 Iohannes de Xeritio, päpstlicher Skriptor
 Isabella, Tochter Lucrezia Borgias
 João I., König von Portugal
 Johanna, angebliche Päpstin
 Johannes Paul I., Papst
 Johannes XXII., Papst
 Julius II., Papst
 Karl I., König von England und Schottland
 Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und Herzog von Bayern
 Karl V., Kaiser
 Karl VIII., König von Frankreich
 Katharina von Aragón. Königin von England
 Kircher, Athanasius
 Kolumbus, Christoph
 Konrad (mehr nicht bekannt), Mitglied der Bande Gentile/Maldente
 Konrad von Querfurt, Bischof von Würzburg
 Konradin, König von Sizilien
 Konstanze, Kaiserin
 Lasso, Orlando di
 Laurentius, Heiliger
 Leo III., Papst
 Leo IX., Papst
 Leo X., Papst
 Leo XI., Papst
 Lolli, später de Piccolominibus, Goro, Sekretär Pius' II.
 Lorenzo Signoretto, Schreiber im Kanzleiregister
 Lucius III., Papst
 Ludovisi, Niccolò, Gatte Constanza Pamfilis
 Luther, Martin
 Maffei, Achilles de, Kanzleischreiber
 Mairalchini, Olimpia, Schwägerin Innozenz' X.
 Mailand, Domkapitel
 Malachias, Bischof von Armagh, vielleicht Prophet
 Maldente, Francesco, Domherr aus Forli
 Manesin, Paulus, päpstlicher Abbreviator
 Maraldo, Marco, Sekretär der Breven
 Marcellus II., Papst
 Marcus de Thebaldis, päpstlicher Skriptor
 Marforio, weissagende Statue in Rom
 Maria Stuart, Königin von Schottland, Frankreich und England
 Marie Thérèse, Königinmutter von Frankreich
 Marsella, Giulio Cesare, päpstlicher Leibarzt
 Martin V., Papst
 Martinus, Uhrmacherlehrling
 Massimi, römische Familie
 Matheus de Menghis, Archidiakon von Forli
 Mattei, Orazia, Urenkelin Lucrezia Borgias
 Matuzzi, Giulia, Enkelin Licrezia Borgias
 Mazarin, Kardinal
 Mazzini, Francesco, Brevenschreiber
 Medici, Giovanni Carolo de', Kardinal
 Medici, Lorenzo il Magnifico
 Medici, Maddalena, Tochter Lorenzo il Magnificos
 Mehmed II., türkischer Sultan
 Mellinis, Celsus de, Korrektor
 Michelangelo, Bildhauer und Architekt
 Milton, John, Autor von "Paradise Lost"
 Moscabruni, Francesco, Subdatur
 N. N., Bischof von Hildesheim 1644
 N. N., Erzbischof von Mainz
 N. N., Gemahlin Karls I. von England
 Napoleon, Kaiser der Franzosen
 Nardinis, de, Stephanus, Kardinal
 Nebukadnezar, König von Babel
 Nero, Kaiser
 Niketas Choniates
 Nikolaus III., Papst
 Nikolaus V., Papst
 Nini, Paolo, erster Gatte Olimpia Mairalchini
 Numai, Alessandro, Bischof von Forli
 Ockham
 Olimpiuccia, Großnichte Innozenz' X.
 Orsini, Orsino
 Orsini, Stefano, päpstlicher Skriptor
 Otto IV., Kaiser
 Palestrina
 Pallavicini, Antoniotto, Datar
 Pamfili, Alessandro, Bruder Innozenz' X.
 Pamfili, Angelo, Bruder Innozenz' X.
 Pamfili, Benedetto, Bruder Innozenz' X.
 Pamfili, Camillo, Sohn Olimpia Mairalchini
 Pamfili, Camillo, Vater Innozenz' X.
 Pamfili, Costanza, Nichte Innozenz' X.
 Pamfili, Giuliano, Onkel Innozenz' X.
 Pamfili, Maria, Tochter Olimpia Mairalchini
 Pamfili, Pamfilio, Bruder Innozenz' X., Gatte Olimpia Mairalchini
 Paschalis II., Papst

Pasquino
 Paul II., Papst
 Paul III., Papst
 Paul IV., Papst
 Paul V., Papst
 Paul VI., Papst
 Petrus, hl.
 Pharao aus der Bibel
 Philipp IV., König von Spanien
 Philipp von Schwaben, rlmisch-deutscher
 König
pifferari, Dudelsackpfeifer aus den Abruzzen
 Pius II., Papst
 Pius III., Papst
 Pius V., Papst
 Pius VI., Papst
 Pius VII., Papst
 Pius X., Papst
 Platina, Bartolomeo
 Policarpus, Georgius, Magister im Kanzlei-
 register
 Priapus, antiker Gott
 Raffael, Maler
 Riario, Raphael
 Rovere, Cristoforo della
 Rovere, Domenico della
 Rudolf IV. Herzog von Österreich
 Ruffini, Silvia, Maitresse Pauls III.
 Rufinus, römischer Hauptheiliger (?)
 Sacchetti, Francesco, Koch
 Sacchi, Datar
 Sances, Giovanni Felice, Komponist
 Sanseverino, Federico, Kardinal
 Saphira, biblische Gestalt
 Savonarola
 Scarpi, Bartolomeo, Leibkoch Pius' V.
 Schwicker, Wendelin, Rotanotar
 Sebastião, König von Portugal
 Sforza, Ascanio, Kardinal
 Sforza, Bernardino, päpstlicher Schleppen-
 träger
 Sforza, Caterina
 Simoni, Gaspare, Sekretär der Komplimente
 Sixtus IV., Papst
 Sixtus V., Papst
 Spello, Andreas de, Prokurator an der Kurie
 zur Zeit Bonifaz' VIII.
 Spello, Battista da
 Sybille von Cumae
 Teodorina, Tochter Innozenz' VIII.
 Toulouse, das Parlament
 Toulouse, Graf von
 Trottus, Leonellus, Magister in Kanzleiregi-
 ster
 Urban III. Papst
 Urban VI., Papst
 Urban VII., Papst
 Urban, ungarischer Geschützgießer 1453
 Vanozza, Konkubine Alexanders VI.
 Velázquez, Diego Rodriguez de Silva y
 Velázquez, Maler
 Venus, antike Göttin

Vergil, römischer Staatsdichter
 Vico, de, Stadtpräfekt von Rom
 Vincentia, Petrus de, Bischof von Cesena,
 Oberrichter der apostolischen Kammer
 Vitry, Jacques de
 Vogelweide, Walther von der
 Voynich, Wilfrid Michael, Handschriften-
 sammler
 Wion, Arnold, aus Belgien, Herausgeber des
 Pseudo-Malachias
 Wladislaw IV., König von Polen

andere Personen:

ein Bischof von Acerno 1644 und sein Neffe
 Almaviva, spanischer Graf und sein Sohn
 Antiquus, Mönch in Johanneskloster
 Bassus, Mönch in Fossanova
 Bayern, ein jugendlicher Herzog von
 Besucher der Kanzlei aus Spanien, Nordita-
 lien und Neapel
 Bocazzo oder Bosaccio, Florentiner Novel-
 lenschreiber
 Bologna, Juraprofessor
 Calogero, Konverse in Fossanova
 Clemenceai, Père, französischer Priester
 Cluny, Abt von
 Corleone, Giambattista
 Corleone, Maria Caterina
 Corleone, Maria Maddalena
 Corleone, Maria Rosa
 der betrügerische Kaufmann
 der Botschafter des Kaisers
 der französische Botschafter
 der Gesandte des bayerischen Kurfürsten
 der Gesandte des Großherzogs von Toska-
 na
 der Neffe des betrügerischen Kaufmanns
 und seine Frau
 der Pfarrer Signora Marozias
 der Scharfrichter und sein Gehilfe
 der spanische Botschafter
 Domenico Gentiles Verwandte in Viterbo
 Dominikus, Bruder im römischen Johannes-
 kloster
 drei Scholaren, Gäste in der "Gastlichen
 Kuh"
 drei Soldaten der Palastwache
 ein betrügerischer Kammerdiener Innozenz'
 X.
 ein Bischof von Passau
 ein dicker spanischer Priester
 ein Gehilfe des Apothekers
 ein Kammerdiener Innozenz' VIII.
 ein Konsistorialadvokat 1644
 ein Metzgerlehrling
 ein Notar aus der Kanzlei Benedikts XII.
 ein Pönitentiar von St. Peter
 ein vorlauter Gast in der Trattoria "Zur gast-
 lichen Kuh" und sein Begleiter

ein zudringlicher portugiesischer Bittsteller
 eine junge Dame aus Neapel und ihr Liebhaber
 sowie ihre beste Freundin
 Exuimini, Mönch in Fossanova
 Fiametta, eine junge Dame aus Viterbo
 Forli, das Domkapitel, besonders der Domdekan
 Fossanova, Abt und Schullehrer
 Furetto, Mönch in Fossanova
 Giovanni, zwei römische Urkundenfälscher
 dieses Namens
 Girolamo Siciliano, Notar aus Gaeta, Vater
 des Johannes de Cilianis
 Grancasa, Fulvio, Mitarbeiter in der Datarie
 Gregorius, Bruder im römischen Johanneskloster
 Innocenzo, Sohn des Domenico Gentile,
 schon als Kleinkind gestorben
 Innocenzo, Zisterzienserkonverse in Fossanova,
 und seine Eltern
 Johanneskloster im 15. römischen Stadtbezirk,
 der Abt und der Prior
 Luís, Dom, portugiesischer Botschafter
 Mailänder Domkapitel, insbesondere der
 Domdekan, der Domkantor und der
 Domscholaster
 Maria Dolores, Gattin des portugiesischen
 Botschafters
 Marozia, Zimmerwirtin der Scholaren
 Mathias, Bruder im römischen Johanneskloster
 mehrere römische Maler
 Mélac, Père, französischer Priester
 Nichte Dr. Gentiles
 Paragraphus, Doktor, Jura-Lehrer Innozenz'
 X.
 Peregrino, Plumbator Innozenz' III.
 Perugia, ein Domherr
 Pluralis, Jesuit, auch päpstlicher Beichtvater
 Pointcaré, Père, französischer Priester
 Potosí, Bischof von
 Prudentius, Bruder im römischen Johanneskloster
 Roland, Bruder im römischen Johanneskloster
 Salzburg, Domdekan 1644
 Schreitwein, Dr.
 Schutzengel Domenico Gentiles
 Sekretär der Konsistorialkongregation
 singende römische Kinder
 Stefano, ein Maurer
 Tancredi, Maultier des Giovanni Ciliano
 Teodorina, Nichte der Perusiner Domherrn
 Teufelchen, auf Domenico Gentile angesetzt
 Teufelchen, auf Francesco Moscabruni angesetzt,
 und sein Oberteufel
 Theodora, eine Bittstellerin
 Theodorina, eine Prostituierte
 Thomas, Bruder im römischen Johanneskloster
 Urban, ungarischer Priester, Enkel des
 gleichnamigen Geschützgießers

Zimmerwirtin des Herzogs
 Zimmerwirtin Maldentes